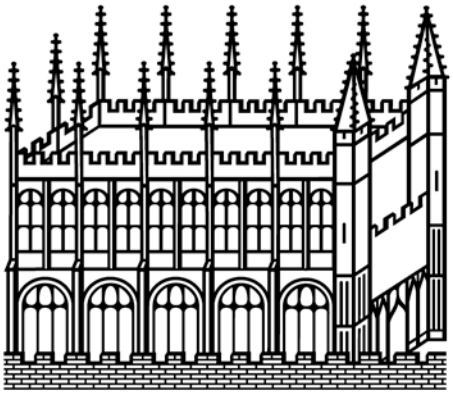


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

1795 (1-3-4 D2
1796 1797 ... 42 ; 5 ... D
25 K
1795/96/97. A — Anhf
8 Vk
Aut I. a. 1. Purchased
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.
from
Messrs Trübner.
Strassburg,
1877.
Aa 8° G. 1795

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller

Erſter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

OXFORD

Die Horen

Jahrgang 1795

Erſtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795



Die Horen

eine Monatsschrift,

von einer Gesellschaft verfaßt

und herausgegeben

von,

Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meynungen und Interessen diesen Krieg beynahe in jedem Zirkel erneuert, und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatscritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glük zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen, und ihren Ruhm darinn suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber jemehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in

Spannung ſetzt, einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt, ſie wieder in Freyheit zu ſetzen, und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dieß iſt der Geſichtspunkt, aus welchem die Verfaſſer dieſer Zeitſchrift dieſelbe betrachtet wiſſen möchten. Einer heitern und leidenſchaftfreyen Unterhaltung ſoll ſie gewidmet ſeyn, und dem Geiſt und Herzen des Leſers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüſtet, bald niederſchlägt, eine fröhliche Zerſtreuung gewähren. Mitten in dieſem politiſchen Tumult ſoll ſie für Muſen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel ſchließen, aus welchem alles verbannt ſeyn wird, was mit einem unreinen Partheygeiſt geſtempelt iſt. Aber indem ſie ſich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird ſie über die vergangene Welt die Geſchichte, und über die kommende die Philoſophie befragen, wird ſie zu dem Ideale veredelter Menſchheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber ſo leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge ſammeln, und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſe-

rung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerinn der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreyen und in einer reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen, und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkühr zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beyzutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beyder trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannichfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um

der Neuheit willen ſucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man ſich jede Freyheit erlauben, die mit guten und ſchönen Sitten verträglich iſt.

Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden alſo der Geiſt und die Regel dieſer Zeitſchrift ſeyn; die drey ſchweſterlichen Horen Eunomia, Dice und Irene werden ſie regieren. In dieſen Göttergeſtalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendſtes Sinnbild findet. Die Fabel macht ſie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Geſetzes und der Macht; des nehmlichen Geſetzes, das in der Körperwelt über den Wechſel der Jahrszeiten waltet, und die Harmonie in der Geiſterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugebohrene Venus bey ihrer erſten Erſcheinung in Cypern empfingen, ſie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und ſo von ihren Händen geſchmückt in den Kreis der Unſterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne ſchon in ſeiner Geburt ſich unter Regeln fügen muß, und nur durch Geſetzmäſſigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unſterblichkeit und einen moraliſchen Werth, zu erhalten. In leichten

Tänzen umkreiſen dieſe Göttinnen die Welt, öffnen und ſchlieſſen den Olymp, und ſchirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu verſenden. Man ſieht ſie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienſt der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanſtändigkeit und Würde unzertrennlich ſind.

Daß die gegenwärtige Zeitſchrift des ehrenvollen Nahmens, den ſie an ihrer Stirne führt, ſich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber ſich mit Zuverſicht verbürgen zu können. Was ihm in ſeiner eignen Perſon nicht geziemen würde, zu verſichern, das erlaubt er ſich als Sprecher der achtungswürdigen Geſellſchaft, die zu Herausgabe dieſer Schrift ſich vereinigt hat. Mit patriotiſchem Vergnügen ſieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und ſeine Freunde ſchon ſeit Jahren beſchäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hinderniſſe, die ſeiner Ausführung im Wege ſtanden, hat behauptet werden können. Endlich iſt es ihm gelungen, mehrere der verdienſtvolleſten Schriftſteller Deutſchlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Verſuche, die von Einzelnen bisher angeſtellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine ſolche Anzahl und eine ſolche Auswahl von Theilnehmern nöthig ſeyn möchte, um bey einem Werk, das in feſtgeſetzten

Zeiten zu erſcheinen beſtimmt iſt, Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftſteller werden an dieſer Monatſchrift Antheil nehmen:

Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine Erzbiſchöffl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz Freyherr von Dalberg in Erfurt.
Hr. Profeſſor Engel aus Berlin.
— D. Erhardt in Nürnberg.
— Profeſſor Fichte in Jena.
— von Funk in Dresden.
— Profeſſor Garve in Breslau.
— Kriegsrath Genz in Berlin.
— Canonicus Gleim in Halberſtadt.
— Geheimer Rath von Göthe in Weimar.
— D. Gros in Göttingen.
— Vice-Conſiſtorial-Präſident Herder in Weimar.
— Hirt in Rom.
— Profeſſor Hufeland in Jena.
— Legations-Rath von Humbold aus Berlin.
— Oberbergmeiſter von Humbold in Bayreuth.
— Geheimer Rath Jacobi in Düſſeldorf.
— Hofrath Matthiſon in der Schweiz.
— Profeſſor Meyer in Weimar.

Hr. Hofrath Pfeffel in Colmar.
— Hofrath Schiller in Jena.
— Schlegel in Amsterdam.
— Hofrath Schütz in Jena.
— Hofrath Schulz in Mietau.
— Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet seyn, anonym zu bleiben, weil man bey Aufnahme der Beyträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freyheit der Critik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bey den einzelnen Aufsätzen die Nahmen ihrer Verfasser, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im Ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dec. 1794.

Schiller.

Jeden Monat, vom Neujahr 1795 an gerechnet, erscheint regelmässig ein Stück von Sieben Bogen in groß Oktav, und die Verlagshandlung wird für ein anständiges Aeussere sorgen. Wer Exemplare auf holländischem Postpapier verlangt, beliebe bey Zeiten die Bestellung zu machen. Der Preiß des ganzen Jahrganges ist ein Carolin in Golde oder sechs Reichsthaler, acht Groschen, sächsisch; einzelne Stücke können nicht unter sechszehn Groschen erlassen werden. Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den Herrn Redacteur der Monatsschrift; die Herren Subscribenten an die Buchhandlungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die Oberpostämter Stuttgardt und Cantstatt die Hauptversendung besorgen. Wer zehen Exemplare zugleich bestellt, erhält das eilfte frey. Man ersucht die Herren Subscribenten, sich zu nennen, weil man entschlossen ist, am Ende des Jahrs ein Verzeichnis derselben beyzufügen.

J. G. Cottaische Buchhandlung
in Tübingen.

Innhalt des ersten Stücks.

I	Epistel.	Seite	1
II	Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.	—	7
III	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.	—	49
IV	Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit.	—	79

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Erſtes Stück.

I

Erſte Epiſtel.

Jetzt da jeglicher liest und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willſt es mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meynung verkünden,
Daß auch andre wieder darüber meynen und immer
So ins Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſo bald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint, er treibt ſein Gewerbe
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſrer Deutſchen beſonders und noch beſondrer des nächſten
Bürgers und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher, wir haben
Leider oft ſie geſehn. Was ſollte man oder was könnten

Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch triſt ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzend fruchtbar die Gegend, es bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth mir duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch heiter und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft iſt leicht zu verlöſchen,
Und viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen; denn freylich an viele
Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie jeder ſein Antliz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort wenn auch von Erze geſtempelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber, hinüber wenn viele
Sprechen und jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt das der andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders; es liest nur ein jeder

Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſt er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

Soll ich ſagen wie ich es denke? ſo ſcheint mir es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gerne was unſre Meynung beſtätigt,
Aber das Hören macht nicht meynen, denn was uns zuwider
Wäre glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner, doch eilet
Unſer befreytes Gemüth gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln, ſprichſt du zum Volke, zu Fürſten und Königen, allen
Magſt du Geſchichten erzählen worinn als wirklich erſcheinet
Was ſie wünſchen und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen geleſen
Schmeichelt er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſey auch der Hörer
Wer er ſey und klinget nicht immer im hohen Pallaſte,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?

Hört nicht aber dagegen Ulyſſes wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener neptuniſchen Stadt, die den geflügelten Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, ward ich verſchlagen ans Ufer der Inſel
Die Utopien heist, ich weis nicht ob ſie ein andrer
Dieſer Geſellſchaft jemals betreten, ſie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen,
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monat geſchwind, ich hatte des Kummers
Und der Noth vollkommen vergeſſen; da fing ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Weniger bat ich den Wirth mir zu reichen, er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger

Eſſen und ſorgen und ſagte zulezt: ich bitte die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber, mit finſterem Auge,
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beynah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon, und ſuchte den Richter, man hohlte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo müß' es allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſrer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe!
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: vergeſſet die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel
Müßt ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt, ſo hab ich auch keine Talente
Die den Menſchen bequemer ernähren, man hat mich, im Spotte,

Nur Hans ohne Sorge genannt und von Hauſe vertrieben.

O ſo ſey uns gegrüßt! verſetzte der Richter, du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſche wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz den du verdieneſt erhalten.
Aber hüte dich wohl daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bey dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauche, zu hören luſtige Lieder
Unſrer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünſchten, des Tages,
Solche Wirthe zu finden, ja ſolche Schläge zu dulden.

II

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reyhe von Briefen. *

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment, qui le conduit.

ROUSSEAU.

Erſter Brief.

Sie wollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſultate meiner Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt in einer Reyhe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieſer Unternehmung. Ich werde von einem Gegenſtande ſprechen, der mit dem beßten Theil unſrer Glückſeligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moraliſchen Adel der menſchlichen Natur in keiner ſehr entfernten Verbindung ſteht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bey einer Unterſuchung, wo

* Dieſe Briefe ſind wirklich geſchrieben; an Wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leſer vielleicht zu ſeiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darinn eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas anders an die Stelle ſetzen mochte, ſo haben ſie von der epiſtolariſchen Form faſt nichts als die äuſſere Abtheilung beybehalten; eine Unſchicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger ſtreng nehmen wollte.

man eben ſo oft genöthigt iſt, ſich auf Gefühle als auf Grundſätze zu berufen, den ſchwerſten Theil meines Geſchäfts auf ſich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunſt von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weiſe mir zur Pflicht, und laſſen mir da den Schein eines Verdienſtes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freyheit des Ganges, welche Sie mir vorſchreiben, iſt kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche ſchulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr ſeyn, mich durch Misbrauch derſelben an dem guten Geſchmack zu verſündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir ſelbſt als aus einer reichen Welterfahrung geſchöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Urſprung nicht verläugnen, werden ſich eher jedes andern Fehlers als der Sektiererey ſchuldig machen, und eher aus eigner Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke ſich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantiſche Grundſätze ſind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundſätzen ſchreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieſer Unterſuchungen an irgend eine beſondre philoſophiſche Schule erinnert werden ſollten. Nein, die Freyheit ihres Geiſtes ſoll mir unverletzlich ſeyn. Ihre eigne Empfindung wird mir die Thatſachen hergeben, auf die ich baue, Ihre eigene freye Denkkraft wird die Geſetze diktieren, nach welchen verfahren werden ſoll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktiſchen

Theil des Kantiſchen Syſtems die herrſchenden ſind, ſind nur die Philoſophen entzweyt, aber die Menſchen, ich getraue mir es zu beweiſen, von jeher einig geweſen. Man befreye ſie von ihrer techniſchen Form, und ſie werden als die verjährten Ausſprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatſachen des moraliſchen Inſtinktes erſcheinen, den die weiſe Natur dem Menſchen zum Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn mündig macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche die Wahrheit dem Verſtande verſichtbart, verbirgt ſie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verſtand das Objekt des innern Sinns erſt zerſtören, wenn er es ſich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünſtler ſo findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunſt das Werk der freywilligen Natur. Um die flüchtige Erſcheinung zu haſchen, muß er ſie in die Feſſeln der Regel ſchlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zerfleiſchen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geiſt aufbewahren. Iſt es ein Wunder, wenn ſich das natürliche Gefühl in einem ſolchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?

Laſſen Sie daher auch mir einige Nachſicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen ihren Gegenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nähern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was dort von moraliſchen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweyter Brief.

Aber ſollte ich von der Freyheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens auſſer der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſoviel näheres Intereſſe darbieten, und der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefodert wird, ſich mit dem vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freyheit zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man iſt eben ſo gut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja unerlaubt gefunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuſchlieſſen, warum ſollte es weniger Pflicht ſeyn, in der Wahl ſeines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunſt auszufallen; derjenigen wenigſtens nicht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſeyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muß die Wirklichkeit verlaſſen, und ſich mit anſtändi-

ger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freyheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, jemehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser grosse Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker ins besondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beysitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich

Parthey iſt, und näher oder entfernter in den Erfolg ſich verwickelt ſieht. Es iſt alſo nicht bloß ſeine eigene Sache, die in dieſem groſſen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt, es ſoll auch nach Geſetzen geſprochen werden, die er als vernünftiger Geiſt ſelbſt zu diktieren fähig und berechtiget iſt.

Wie anziehend müßte es für mich ſeyn, einen ſolchen Gegenſtand mit einem eben ſo geiſtreichen Denker als liberalen Weltbürger in Unterſuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit ſchönem Enthuſiasmus dem Wohl der Menſchheit ſich weyht, die Entſcheidung heimzuſtellen! Wie angenehm überraſchend, bey einer noch ſo groſſen Verſchiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abſtand, den die Verhältniſſe in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreyen Geiſt auf dem Felde der Ideen in dem nemlichen Reſultat zu begegnen! Daß ich dieſer reizenden Verſuchung widerſtehe, und die Schönheit der Freyheit voran gehen laſſe, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entſchuldigen, ſondern durch Grundſätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß dieſe Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geſchmack des Zeitalters fremd iſt, ja daß man, um jenes politiſche Problem in der Erfahrung zu löſen, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit iſt, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieſer Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundſätze in Erinnerung bringe, durch welche ſich die Vernunft überhaupt bey einer politiſchen Geſetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menſchen nicht beſſer an, als mit ihren übrigen Werken: ſie handelt für ihn, wo er als freye Spontaneität noch nicht ſelbſt handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menſchen, daß er bey dem nicht ſtille ſteht, was die bloſſe Natur aus ihm machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk ſeiner freyen Wahl umzuſchaffen, und die phyſiſche Nothwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben.

Er kommt zu ſich aus ſeinem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her, und findet ſich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freyheit dieſen Stand wählen konnte; die Noth richtete denſelben nach bloſſen Naturgeſetzen ein, ehe er es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Nothſtaat, der nur aus ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen, und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſeyn — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt alſo, mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freyheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur Ein Beyſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geſchlechtsliebe ausdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So hohlt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit

nach, bildet ſich einen Naturſtand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung nothwendig geſetzt iſt, leyht ſich in dieſem idealiſchen Stand einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Naturſtand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfienge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freyem Entſchluß mit dem Stand der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend ſie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieſer Operation, als völlig ungeſchehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte beſitzt keine Autorität, vor welcher die Freyheit ſich zu beugen brauchte, und alles muß ſich dem höchſten Endzwecke fügen, den die Vernunft in ſeiner Perſönlichkeit aufſtellt. Auf dieſe Art entſteht und rechtfertigt ſich der Verſuch eines mündig gewordenen Volks, ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen umzuformen.

Dieſer Naturſtaat (wie jeder politiſche Körper heiſſen kann, der ſeine Einrichtung urſprünglich von Kräften, nicht von Geſetzen ableitet) widerſpricht nun zwar dem moraliſchen Menſchen, dem die bloſſe Geſetzmäßigkeit zum Geſetz dienen ſoll, aber er iſt doch gerade hinreichend für den phyſiſchen Menſchen, der ſich nur darum Geſetze giebt, um ſich mit Kräften abzufinden. Nun iſt aber der phyſiſche Menſch wirklich, und der ſittliche nur problematiſch. Hebt alſo die Vernunft den Naturſtaat auf, wie ſie nothwendig muß, wenn ſie den ihrigen an die Stelle ſetzen will, ſo wagt ſie den phyſiſchen und wirkli-

chen Menſchen an den problematiſchen ſittlichen, ſo wagt ſie die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moraliſch nothwendiges) Ideal von Geſellſchaft. Sie nimmt dem Menſchen etwas, das er wirklich beſitzt, und ohne welches er nichts beſitzt, und weißt ihn dafür an etwas an, das er beſitzen könnte und ſollte; und hätte ſie zuviel auf ihn gerechnet, ſo würde ſie ihm für eine Menſchheit, die ihm noch mangelt, und unbeſchadet ſeiner Exiſtenz mangeln kann, auch ſelbſt die Mittel zur Thierheit entriſſen haben, die doch die Bedingung ſeiner Menſchheit iſt. Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich mit ſeinem Willen an dem Geſetz feſt zu halten, hätte ſie unter ſeinen Füſſen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken alſo iſt, daß die phyſiſche Geſellſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moraliſche in der Idee ſich bildet, daß, um der Würde des Menſchen willen ſeine Exiſtenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künſtler an einem Uhrwerk zu beſſern hat, ſo läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebeſſert werden, indem es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwunges auszutauſchen. Man muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft eine Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der, ſelbſtſüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich eben ſo wenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung, erſt gebildet

werden ſoll, und auf den, weil er frey iſt und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von dem phyſiſchen Charakter die Willkühr und von dem moraliſchen die Freyheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel iſt gewiß: nur das Uebergewicht eines ſolchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moraliſchen Principien unſchädlich machen, und auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bey Aufſtellung eines moraliſchen Staats wird auf das Sittengeſetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Urſachen gezogen, wo alles mit ſtrenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wiſſen aber, daß die Beſtimmungen des menſchlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bey dem abſoluten Weſen die phyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen zuſammenfällt. Wenn alſo auf das ſittliche Betragen des Menſchen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden ſoll, ſo muß es Natur ſeyn, und er muß ſchon durch ſeine Triebe zu einem ſolchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein ſittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menſchen ſteht aber vollkommen frey zwiſchen Pflicht und Neigung, und in dieſes Majeſtätsrecht ſeiner Perſon kann und darf keine phyſiſche Nöthigung greifen. Soll er alſo dieſes Vermögen der Wahl beybehalten, und nichts deſtoweniger ein zuverläſſiges Glied in der Kauſalverknüpfung der Kräfte ſeyn, ſo kann dieß nur dadurch bewerkſtelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erſcheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verſchiedenheit in der Form, die Materie ſeines Wollens dieſelbe bleibt; daß alſo ſeine Triebe mit ſeiner Vernunft übereinſtim-

mend genug ſind, um zu einer univerſellen Geſetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Menſch, kann man ſagen, trägt, der Anlage und Beſtimmung nach, einen reinen idealiſchen Menſchen in ſich, mit deſſen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechſelungen übereinzuſtimmen, die große Aufgabe ſeines Daſeyns iſt.* Dieſer reine Menſch, der ſich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen giebt, wird repräſentirt durch den Staat; die objektive und gleichſam kanoniſche Form, in der ſich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun laſſen ſich aber zwey verſchiedene Arten denken, wie der Menſch in der Zeit mit dem Menſchen in der Idee zuſammentreffen, mithin eben ſo viele, wie der Staat in den Individuen ſich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Menſch den empiriſchen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Menſch in der Zeit zum Menſchen in der Idee ſich veredelt.

Zwar in der einſeitigen moraliſchen Schätzung fällt dieſer Unterſchied hinweg; denn die Vernunft iſt befriedigt, wenn ihr Geſetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollſtändigen anthropologiſchen Schätzung, wo mit der Form auch der Innhalt zählt, und die lebendige

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erſchienene Schrift: Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten von meinem Freund Fichte, wo ſich eine ſehr lichtvolle und noch nie auf dieſem Wege verſuchte Ableitung dieſes Satzes findet.

Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derſelbe deſto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fodert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Menſch in Anſpruch genommen. Das Geſetz der erſtern iſt ihm durch ein unbeſtechliches Bewußtſeyn, das Geſetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der ſittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen ſich behaupten kann; und eine Staatsverfaſſung wird noch ſehr unvollendet ſeyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand iſt. Der Staat ſoll nicht blos den objektiven und generiſchen, er ſoll auch den ſubjektiven und ſpecifiſchen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unſichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erſcheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, ſondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nehmliche Maſſe legt, ſo trägt er eben ſo wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, reſpektiert er nicht im geringſten mehr, als der mechaniſche Künſtler, aber das Auge, welches die Freyheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen denſelben zu täuſchen ſuchen. Ganz anders verhält

es ſich mit dem pädagogiſchen und politiſchen Künſtler, der den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen ſich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige iſt, die der ſchöne Künſtler gegen ſeine Materie vorgiebt, muß der Staatskünſtler ſich der ſeinigen nahen und nicht bloß ſubjektiv, und für einen täuſchenden Effekt in den Sinnen, ſondern objektiv und für das innre Weſen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit ſchonen.

Aber eben deßwegen, weil der Staat eine Organiſation ſeyn ſoll, die ſich durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt bildet, ſo kann er auch nur inſoferne wirklich werden, als ſich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf geſtimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menſchheit in der Bruſt ſeiner Bürger zum Repräſentanten dient, ſo wird er gegen ſeine Bürger daſſelbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem ſie zu ſich ſelber ſtehen, und ihre ſubjektive Menſchheit auch nur in dem Grade ehren können, als ſie zur objektiven veredelt iſt. Iſt der innere Menſch mit ſich einig, ſo wird er auch bey der höchſten Univerſaliſierung ſeines Betragens ſeine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger ſeines ſchönen Inſtinkts, die deutlichere Formel ſeiner innern Geſetzgebung ſeyn. Setzt ſich hingegen in dem Charakter eines Volks der ſubjektive Menſch dem objektiven noch ſo kontradiktoriſch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erſtern dem letztern den Sieg verſchaffen kann, ſo wird auch der Staat gegen den Bürger den ſtrengen Ernſt des Geſetzes annehmen, und, um nicht

ihr Opfer zu ſeyn, eine ſo feindſelige Individualität ohne Achtung darnieder treten müſſen.

Der Menſch kann ſich aber auf eine doppelte Weiſe entgegen geſetzt ſeyn: entweder als Wilder, wenn ſeine Gefühle über ſeine Grundſätze herrſchen; oder als Barbar, wenn ſeine Grundſätze ſeine Gefühle zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, indem er bloß ihre Willkühr zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die ſiegende Form. Totalität des Charakters muß alſo bey dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſeyn ſoll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtige Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläuftigen Gemählde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkühr iſt entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erſchleicht ſie doch keine Würde mehr; der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz und Selbſttäuſchung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmen-Mehrheit fodert er die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert ſie nicht bloß, jenſeits und dieſſeits ſteht er auf, ſich gewaltſam zu nehmen, was ihm nach ſeiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturſtaates wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hofnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.

In ſeinen Thaten mahlt ſich der Menſch, und welche Geſtalt iſt es, die ſich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erſchlaffung: die zwey Aeuſſerſten des menſchlichen Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt!

In den niedern und zahlreichern Klaſſen ſtellen ſich uns rohe geſetzloſe Triebe dar, die ſich nach aufgelößtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeßeln, und mit unlenkſamer Wuth zu ihrer thieriſchen Befriedigung eilen. Es mag alſo ſeyn, daß die objektive Menſchheit Urſache gehabt hätte, ſich über den Staat zu beklagen; die ſubjektive muß ſeine Anſtalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſolange es noch galt, ihre Exiſtenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu ſcheiden, und durch die Kohäſionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflöſung enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſellſchaft, anſtatt aufwärts in das organiſche Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civiliſierten Klaſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die deſto mehr empört, weil die Kultur ſelbſt ihre Quelle iſt. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philoſoph die Bemerkung machte, daß das edlere in ſeiner Zerſtörung das abſcheulichere ſey, aber man wird ſie auch im moraliſchen wahr finden. Aus dem NaturSohne wird, wenn er ausſchweift, ein Raſender; aus dem Zögling der Kunſt ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen ſo wenig einen veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befeſtigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moraliſchen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ih-

ren Eindrücken widerſtreben, nehmen wir unſre Grundſätze von ihr an. Die affektirte Decenz unſrer Sitten verweigert ihr die verzeyhliche erſte Stimme, um ihr, in unſrer materialiſtiſchen Sittenlehre, die entſcheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schooſe der raffinierteſten Geſelligkeit hat der Egoism ſein Syſtem gegründet, und ohne ein geſelliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft. Unſer freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verführungen, nur unſre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freyheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß, die Bande des phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daß die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloſſer Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es iſt bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen ſetzt.

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieſer Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte dieſen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zuviel dadurch bewieſen habe. Dieſes Gemählde, werden Sie mir ſagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menſchheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen ſind, weil alle ohne Unterſchied durch Vernünfteley von der Natur abfallen müſſen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurükkehren können.

Aber bey einiger Aufmerkſamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontraſt in Verwunderung ſetzen, der zwiſchen der heutigen Form der Menſchheit, und zwiſchen der ehemaligen; beſonders der griechiſchen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloſſe Natur geltend machen, kann uns gegen die griechiſche Natur nicht zu ſtatten kommen, die ſich mit allen Reizen der Kunſt und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unſrige, das Opfer derſelben zu ſeyn. Die Griechen beſchämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unſerm Zeitalter fremd iſt; ſie ſind zugleich unſre Nebenbuhler, ja oft unſre Muſter in den nehmlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unſrer Sitten zu tröſten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophierend und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen wir ſie die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menſchheit vereinigen.

Damals bey jenem ſchönen Erwachen der Geiſteskräfte hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſtrenge geſchiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit einander feindſelig abzutheilen, und ihre Markung zu beſtimmen. Die Poeſie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation ſich noch nicht durch Spitzfindigkeit geſchändet. Beyde konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauſchen, weil jedes, nur auf ſeine eigene Weiſe, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch ſtieg, ſo zog ſie doch immer die Materie liebend nach, und ſo fein und ſcharf ſie auch trennte, ſo verſtümmelte ſie doch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche Natur und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergröſſert auseinander, aber nicht dadurch, daß ſie ſie in Stücken riß, ſondern dadurch, daß ſie ſie verſchiedentlich miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns iſt das Bild der Gattung in den Individuen vergröſſert auseinander geworfen — aber in Bruchſtücken, nicht in veränderten Miſchungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zuſammen zu leſen. Bey uns, möchte man faſt verſucht werden zu behaupten, äuſern ſich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſychologe ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht bloß einzelne Subjekte ſondern ganze Klaſſen von Menſchen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bey verkrüppelten Gewächſen, kaum mit matter Spur angedeutet ſind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet, und auf der

Wäage des Verſtandes, vor dem beßten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geſchloſſenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienſer um den Preiß der Menſchheit zu ſtreiten?

Woher wohl dieſes nachtheilige Verhältniß der Individuen bey allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizirte ſich der einzelne Grieche zum Repräſentanten ſeiner Zeit, und warum darf dieß der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, dieſem der alles trennende Verſtand ſeine Formen ertheilten.

Die Kultur ſelbſt war es, welche der neuern Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das beſtimmtere Denken eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine ſtrengere Abſonderung der Stände und Geſchäfte nothwendig machte, ſo zerriß auch der innere Bund der menſchlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweyte ihre harmoniſchen Kräfte. Der intuitive und der ſpekulative Verſtand vertheilten ſich jetzt feindlich geſinnt auf ihren verſchiedenen Feldern, deren Grenzen ſie jetzt anfiengen, mit Mistrauen und Eiferſucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man ſeine Wirkſamkeit einſchränkt, hat man ſich auch in ſich ſelbſt einen Herrn gegeben, der nicht ſelten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühſamen Pflanzungen des Verſtandes verwüſtet, verzehrt dort

der Abſtraktionsgeiſt das Feuer, an dem das Herz ſich hätte wärmen, und die Phantaſie ſich entzünden ſollen.

Dieſe Zerrüttung, welche Kunſt und Gelehrſamkeit in dem innern Menſchen anfiengen, machte der neue Geiſt der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organiſation der erſten Republiken die Einfalt der erſten Sitten und Verhältniſſe überlebte, aber anſtatt zu einem höhern animaliſchen Leben zu ſteigen, ſank ſie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechiſchen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunſtreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zuſammenſtückelung unendlich vieler, aber lebloſer, Theile ein mechaniſches Leben im Ganzen ſich bildet. Auseinandergeriſſen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Geſetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anſtrengung von der Belohnung geſchieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchſtück des Ganzen gefeſſelt, bildet ſich der Menſch ſelbſt nur als Bruchſtück aus, ewig nur das eintönige Geräuſch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie ſeines Weſens, und anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck ſeines Geſchäfts, ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſelbſt der karge fragmentariſche Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſich ſelbſtthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freyheit ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk ver-

trauen?) ſondern wird ihnen mit ſkrupulöſer Strenge durch ein Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre freye Einſicht gebunden hält. Der todte Buchſtabe vertritt den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtniß leitet ſicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maaßſtab des Mannes macht, wenn es an dem Einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellariſchen Verſtand, an einem Dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlichen Verhalten die größte Verfinſterung des Verſtandes zu gut hält — wenn es zugleich dieſe einzelnen Fertigkeiten zu einer eben ſo großen Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subjekt an Extenſität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläßigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen ſeines Geſchäfts nicht zu Grenzen ſeiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein gemeiner Kopf ſeyn, um, unbeſchadet ſeines Berufs, für Liebhabereyen übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchlieſſen wird, (und wer kann ihm unrecht geben?)

ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und ſo wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abſtrakt des Ganzen ſein dürftiges Daſeyn friſte, und ewig bleibt der Staat ſeinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, ſich die Mannichfaltigkeit ſeiner Bürger durch Klaßifizierung zu erleichtern, und die Menſchheit nie anders als durch Repräſentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil ſie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er ſie mit einem bloßen Machwerk des Verſtandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltſinn die Geſetze empfangen, die an ihn ſelbſt ſo wenig gerichtet ſind. Endlich überdrüßig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate ſo wenig erleichtert wird, fällt die poſitive Geſellſchaft (wie ſchon längſt das Schickſal der meiſten europäiſchen Staaten iſt) in einen moraliſchen Naturſtand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Parthey mehr iſt, gehaßt und hintergangen von dem, der ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menſchheit bey dieſer doppelten Gewalt, die von innen und auſſen auf ſie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als ſie wirklich nahm? Indem der ſpekulative Geiſt im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geſchäftsgeiſt, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeſchloſſen und in dieſem noch mehr durch

Formeln eingeengt, mußte das freye Ganze ſich aus den Augen gerückt ſehen, und zugleich mit ſeiner Sphäre verarmen. So wie erſterer verſucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die ſubjektiven Bedingungen ſeiner Vorſtellungskraft zu konſtitutiven Geſetzen für das Daſeyn der Dinge zu erheben, ſo ſtürzte letzterer in das entgegen ſtehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem beſondern Fragment von Erfahrung zu ſchätzen, und die Regeln ſeines Geſchäfts jedem Geſchäft ohne Unterſchied anpaſſen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantiſchen Beſchränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieſer zu tief für das Ganze ſtand. Aber das Nachtheilige dieſer Geiſtesrichtung ſchränkte ſich nicht bloß auf das Wiſſen und Hervorbringen ein; es erſtreckte ſich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wiſſen, daß die Senſibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach, von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytiſchen Vermögens die Phantaſie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeſchränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abſtrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des ZeitCharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht

die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur ſie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingeſtehen, daß ſo wenig es auch den Individuen bey dieſer Zerſtückelung ihres Weſens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortſchritte machen können. Die Erſcheinung der griechiſchen Menſchheit war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stuffe weder verharren noch höher ſteigen konnte. Nicht verharren; weil der Verſtand durch den Vorrath, den er ſchon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu ſtreben: auch nicht höher ſteigen; weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo mußten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menſchen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als ſie einander entgegen zu ſetzen. Dieſer Antagoniſm der Kräfte iſt das große Inſtrument der Kultur, aber auch nur das Inſtrument; denn ſolange derſelbe dauert, iſt man erſt auf dem Wege zu dieſer. Dadurch allein, daß in dem Menſchen einzelne Kräfte ſich iſolieren, und einer ausſchlieſſenden Geſetzgebung anmaßen, gerathen ſie in Widerſtreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinſinn, der ſonſt mit träger Genügſamkeit auf der äuſſern Erſcheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verſtand eine Autorität in der Sinnenwelt uſurpirt und der empiriſche beſchäftigt iſt, ihn

den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beyde Anlagen ſich zu möglichſter Reife aus, und erſchöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulöſen wagt, nöthiget ſie dort die Vernunft zu den oberſten Quellen der Erkenntniß zu ſteigen, und das Geſetz der Nothwendigkeit gegen ſie zu Hülfe zu rufen.

Einſeitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unſers Geiſtes in Einem Brennpunkt verſammeln, und unſer ganzes Weſen in eine einzige Kraft zuſammenziehen, ſetzen wir dieſer einzelnen Kraft gleichſam Flügel an, und führen ſie künſtlicherweiſe weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr geſetzt zu haben ſcheint. So gewiß es iſt, daß alle menſchliche Individuen zuſammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen ſeyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuſpähn, den der Teleſkop dem Aſtronomen entdeckt; eben ſo ausgemacht iſt es, daß die menſchliche Denkkraft niemals eine Analyſis des Unendlichen oder eine Critik der reinen Vernunft würde aufgeſtellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufnen Subjekten die Vernunft ſich vereinzelt, von allem Stoff gleichſam losgewunden, und durch die angeſtrengteſte Abſtraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein ſolcher, in reinen Verſtand und reine Anſchauung gleichſam aufgelöster Geiſt dazu tüchtig ſeyn, die ſtrengen Feßeln der Logik mit dem freyen Gange der Dichtungskraft zu vertauſchen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen?

Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Grenze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſolange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muß, Anſtalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wieviel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche ſie trift, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar auſſerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ſtünden wir alſo zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben, und unſrer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht in einem ſeligen Müßiggange ſeiner moraliſchen Geſundheit warten, und den freyen Wuchs ſeiner Menſchheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Menſch dazu beſtimmt ſeyn, über irgend einem Zwecke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muß alſo falſch ſeyn, daß die Aus-

bildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bey uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

Siebenter Brief.

Sollte dieſe Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten ſeyn? Das iſt nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beſchaffen iſt, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee ſich aufgiebt, anſtatt dieſe beſſere Menſchheit begründen zu können, müßte ſelbſt erſt darauf gegründet werden. Und ſo hätten mich denn die bisherigen Unterſuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem ſie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menſchheit aufzuweiſen, welche als nothwendige Bedingung einer moraliſchen Staatsverbeſſerung erkannt worden iſt, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind alſo die von mir aufgeſtellten Grundſätze richtig, und beſtätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, ſo muß man jeden Verſuch einer ſolchen Staatsveränderung ſolange für unzeitig und jede darauf gegründete Hofnung ſolange für ſchimäriſch erklären, biß die Trennung in dem innern Menſchen wieder aufgehoben, und ſeine Natur vollſtändig genug entwickelt iſt, um ſelbſt die Künſtlerinn zu ſeyn, und der politiſchen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer phyſiſchen Schöpfung den Weg vor, den man in der moraliſchen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementariſcher Kräfte in den niedrigern Organiſationen beſänftiget iſt, erhebt ſie ſich zu der edeln Bildung des phyſiſchen Menſchen. Eben ſo muß der Elementenſtreit in dem ethi-

ſchen Menſchen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erſte beruhigt ſeyn, und die grobe Entgegenſetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünſtigen. Auf der andern Seite muß die Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters geſichert ſeyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde deſpotiſche Formen einer anſtändigen Freyheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmenſch ſeine Willkühr noch ſo geſetzlos mißbraucht, da darf man ihm ſeine Freyheit kaum zeigen; wo der künſtliche Menſch ſeine Freyheit noch ſo wenig gebraucht, da darf man ihm ſeine Willkühr nicht nehmen. Das Geſchenk liberaler Grundſätze wird Verrätherey an dem Ganzen, wenn es ſich zu einer noch gährenden Kraft geſellt, und einer ſchon übermächtigen Natur Verſtärkung zuſendet; das Geſetz der Uebereinſtimmung wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es ſich mit einer ſchon herrſchenden Schwäche und phyſiſchen Beſchränkung verknüpft, und ſo den letzten glimmenden Funken von Selbſtthätigkeit und Eigenthümlichkeit auslöſcht.

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tiefen Entwürdigung erſt aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur ſich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdeſſen gebe ich gerne zu, kann mancher Verſuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert ſeyn, und der Widerſpruch des Betragens wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit ehren, und in Europa ſie in

dem Denker ſchänden. Die alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche ſonſt die Kirche autoriſirte, wird die Philoſophie ihren Nahmen leyhen. Von der Freyheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen, und hier von einer pedantiſchen Curatel' zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrection auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die groſſe Beherrſcherinn aller menſchlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwiſchen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet.

Achter Brief.

Soll ſich alſo die Philoſophie, muthlos und ohne Hofnung, aus dieſem Gebiete zurückziehen? Während daß ſich die Herrſchaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, ſoll dieſes wichtigſte aller Güter dem geſtaltloſen Zufall Preiß gegeben ſeyn? Der Konflikt blinder Kräfte ſoll in der politiſchen Welt ewig dauern, und das geſellige Geſetz nie über die feindſelige Selbſtſucht ſiegen?

Nichtsweniger! Die Vernunft ſelbſt wird zwar mit dieſer rauhen Macht, die ihren Waffen widerſteht, unmittelbar den Kampf nicht verſuchen, und ſo wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias, ſelbſthandelnd auf den finſtern Schauplatz herunter ſteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt ſie ſich den würdigſten aus, bekleidet ihn wie Zeus ſeinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch ſeine ſiegende Kraft die groſſe Entſcheidung.

Die Vernunft hat geleiſtet, was ſie leiſten kann, wenn ſie das Geſetz findet und aufſtellt; vollſtrecken muß es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten ſoll, ſo muß ſie ſelbſt erſt zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erſcheinungen einen Trieb aufſtellen; denn Triebe ſind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat ſie bis jetzt ihre ſiegende Kraft noch ſo wenig bewieſen, ſo liegt dieß nicht an dem Verſtande, der ſie nicht zu entſchleyern wuß-

te, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloß, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurtheile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bey allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, das heißt die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preißgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſre praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freyen Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtik gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?

Es muß alſo, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menſchen etwas vorhanden ſeyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell leuchtete, und der Annahme derſelben, auch wenn ſie noch ſo lebendig überzeugte, im Wege ſteht. Ein alter Weiſer hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck verſteckt: ſapere aude.

Erkühne dich, weiſe zu ſeyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen ſetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt

der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in voller Rüſtung aus Jupiters Haupte ſteigen; denn ſchon ihre erſte Verrichtung iſt kriegeriſch. Schon in der Geburt hat ſie einen harten Kampf mit den Sinnen zu beſtehen, die aus ihrer ſüſſen Ruhe nicht geriſſen ſeyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menſchen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daß er ſich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen ſollte. Zufrieden, wenn er ſelbſt der ſauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über ſeine Begriffe die Vormundſchaft führen, und geſchieht es, daß ſich höhere Bedürfniſſe in ihm regen, ſo ergreift er mit durſtigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Prieſterthum für dieſen Fall in Bereitſchaft halten. Wenn dieſe unglückliche Menſchen unſer Mitleiden verdienen, ſo trift unſre gerechte Verachtung die andern, die ein beſſeres Loos von dem Joch der Bedürfniſſe frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Dieſe ziehen den Dämmerſchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantaſie ſich nach eignem Belieben bequeme Geſtalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben dieſe Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erkenntniß zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und ſie ſollten eine Wahrheit ſo theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für ſie beſitzt. Sie müßten ſchon weiſe ſeyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie ihren Nahmen gab.

Nicht genug alſo, daß alle Aufklärung des Verſtandes nur inſoferne Achtung verdient, als ſie auf den Charak-

ter zurückſtießt; ſie geht auch gewißermaaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöfnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens iſt alſo das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht bloß weil ſie ein Mittel wird, die verbeſſerte Einſicht für das Leben wirkſam zu machen, ſondern ſelbſt darum, weil ſie zu Verbeſſerung der Einſicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber iſt hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretiſche Kultur ſoll die praktiſche herbeyführen und die praktiſche doch die Bedingung der theoretiſchen ſeyn? Alle Verbeſſerung im politiſchen ſoll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann ſich unter den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung der Charakter veredeln? Man müßte alſo zu dieſem Zwecke ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergiebt, und Quellen dazu eröfnen, die ſich bey aller politiſchen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öfnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern.

Von allem, was poſitiv iſt und was menſchliche Conventionen einführten, iſt die Kunſt, wie die Wiſſenſchaft losgeſprochen, und beyde erfreuen ſich einer abſoluten Immunität von der Willkühr der Menſchen. Der politiſche Geſetzgeber kann ihr Gebieth ſperren, aber darinn herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht; er kann den Künſtler erniedrigen, aber die Kunſt kann er nicht verfälſchen. Zwar iſt nichts gewöhnlicher, als daß beyde, Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Geiſt des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geſchmack von dem beurtheilenden das Geſetz empfängt. Wo der Charakter ſtraff wird und ſich verhärtet, da ſehen wir die Wiſſenſchaft

ſtreng ihre Grenzen bewachen, und die Kunſt in den ſchweren Feſſeln der Regel gehn; wo der Charakter erſchlafft und ſich auflöst, da wird die Wiſſenſchaft zu gefallen und die Kunſt zu vergnügen ſtreben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchheit hinabzutauchen; jene gehen darinn unter, aber mit eigner unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiſſe den Säugling bey Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurük; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Kniee vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden, die Tempel blieben dem

dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frey von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft, und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der groſſe geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegnen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugieſſen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn giebt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gieb alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edeln Trieb in ſeiner Bruſt, bey allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die

Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äuſſern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchaamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beyfall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch;

ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müſſiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgieb ſie mit edeln, mit groſſen, mit geiſtreichen Formen, ſchlieſſe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

Die Fortſetzung folgt.

III

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutſchland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigſten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unſer Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Beſitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängniſſen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Perſonen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß ſie ſich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genoſſen, die ein wohldenkender Vater ſeinen Kindern und Nachkommen ſo gern zu verſchaffen wünſchte.

Die Baroneſſe von C., eine Wittwe in mittlern Jahren, erwieß ſich auch jetzt auf dieſer Flucht, wie ſonſt zu Hauſe, zum Troſte ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entſchloſſen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherley Schickſale ausgebildet, war ſie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geſchäft erſchien ihrem durchdringenden Geiſte willkommen. Sie wünſchte Vielen zu dienen und ihre ausgebreitete Bekanntſchaft ſetzte ſie in den Stand es zu thun. Nun mußte ſie ſich unerwartet als Führerin einer kleinen Caravane darſtellen und wußte auch dieſe zu leiten, für ſie zu ſorgen und den guten Humor, wie er ſich zeigte, in ihrem Kreiſe, auch mitten unter Bangigkeit und Noth zu unterhalten. Und wirklich ſtellte ſich

bey unſern Flüchtlingen die gute Laune nicht ſelten ein, denn überraſchende Vorfälle, neue Verhältniſſe gaben den aufgeſpannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bey der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteriſtiſch und auffallend. Das eine ließ ſich durch eine falſche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreiſſen; das andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und alles, was dieſer zu viel jener zu wenig that, jeder Fall wo ſich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit ſich wechſelſeitig zu plagen und aufzuziehen, ſo daß dadurch dieſe traurige Zuſtände luſtiger wurden, als eine vorſätzliche Luſtreiſe ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Comödie eine Zeitlang ohne über die abſichtlichen Poſſen zu lachen, ernſthaft zuſchauen können, dagegen aber ſogleich ein lautes Gelächter entſteht, wenn in der Tragödie etwas Unſchickliches vorkommt: ſo wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt das die Menſchen aus ihrer Faſſung bringt gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umſtänden begleitet ſeyn.

Beſonders mußte Fräulein Luiſe, die älteſte Tochter der Baroneſſe, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herriſches Frauenzimmer ſehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß ſie bey dem erſten Schrecken ganz aus der Faſſung gerathen ſey, in Zerſtreuung, ja in einer Art von völligen Abweſenheit die unnützeſten Sachen mit dem größten Ernſte zum Aufpacken gebracht,

ja ſogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angeſehen habe.

Sie vertheidigte ſich aber ſo gut ſie konnte, nur wollte ſie keinen Scherz der ſich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr ſchon Leiden genug verurſachte, ihn bey der alliirten Armee, in täglicher Gefahr, zu wiſſen, und eine gewünſchte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeſchoben und vielleicht gar vereitelt zu ſehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entſchloßner junger Mann, führte alles was die Mutter beſchloß mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeiſter und Wegweiſer. Der Lehrer des jüngern, hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leiſtete der Baroneſſe im Wagen Geſellſchaft; Vetter Karl fuhr mit einem alten Geiſtlichen, der, als Hausfreund, ſchon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer älteren und jüngeren Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halbchaiſen, und einige ſchwerbepackte Brankards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, ſchloſſen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Geſellſchaft ihre Wohnungen verlaſſen, aber Vetter Karl entfernte ſich mit doppeltem Widerwillen von dem jenſeitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daſelbſt zurückgelaſſen hätte, wie man nach ſeiner Jugend, ſeiner guten Geſtalt und ſeiner leidenſchaftlichen Natur hätte vermuthen ſollen, er hatte ſich vielmehr von der

blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freyheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und, ſo übel ſie auch die einen behandelte, von den andern mit groſſer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch Vetter Karln. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſcheinen in Nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Karl überließ ſich der Heftigkeit ſeiner Neigung und verhehlte ſie nicht in Geſprächen. Er glaubte um ſo freyer ſich dieſen Geſinnungen ergeben zu können, als er ſelbſt ein Edelmann war, und, obgleich der zweyte Sohn, dennoch ein anſehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben dieſe Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum beſten darauf haußte, demohngeachtet konnte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt ſo viele Vortheile verſprach, und deren Geſinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeuſſerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich ſtörte er die Zufriedenheit der Geſellſchaft, wenn ſie ja derſelben noch fähig war, durch ein unmäſſiges Lob alles deſſen, was bey den Neufranken Gutes oder Böſes geſchah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortſchritte, wodurch er die Andern um deſto

mehr aus der Faſſung brachte, als ſie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um ſo ſchmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte ſich ſchon einigemal mit ihm überworfen und ließ ſich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baroneſſe wußte ihn auf eine kluge Weiſe wenigſtens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten; Fräulein Luiſe machte ihm am meiſten zu ſchaffen, indem ſie, freylich oft ungerechter Weiſe, ſeinen Charakter und ſeinen Verſtand verdächtig zu machen ſuchte. Der Hofmeiſter gab ihm im Stillen recht; der Geiſtliche im Stillen unrecht und die Kammermädchen, denen ſeine Geſtalt reizend und ſeine Freygebigkeit reſpektabel war, hörten ihn gerne reden, weil ſie ſich durch ſeine Geſinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die ſie bisher vor ihm beſcheiden niedergeſchlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfniſſe des Tages, die Hinderniſſe des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Geſellſchaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Intereſſe zurück, und die groſſe Anzahl franzöſiſcher und deutſcher Ausgewanderten, die ſie überall antrafen und deren Betragen und Schickſale ſehr verſchieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wieviel Urſach man habe, in dieſen Zeiten alle Tugenden, beſonders aber die Tugend der Unpartheylichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baroneſſe die Bemerkung, daß man nicht deutlicher ſehen könne wie ungebildet, in jedem Sinne, die Menſchen ſeyen, als in ſolchen Au-

genblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfaſſung, ſagte ſie: ſcheint wie ein Schiff zu ſeyn, das eine groſſe Anzahl Menſchen, alte und junge, geſunde und kranke über ein gefährliches Waſſer, auch ſelbſt zu Zeiten des Sturms, hinüber bringt, nur in dem Augenblicke wenn das Schiff ſcheitert, ſieht man wer ſchwimmen kann und ſelbſt gute Schwimmer gehen unter ſolchen Umſtänden zu Grunde.

Wir ſehen meiſt die Ausgewanderten ihre Fehler und alberne Gewohnheiten mit ſich in der Irre herum führen und wundern uns darüber. Doch wie den reiſenden Engländer der Theekeſſel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, ſo wird die übrige Maſſe der Menſchen von ſtolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäſſigkeit, Ungeduld, Eigenſinn, Schiefheit im Urtheil und der Luſt ihrem Nebenmenſchen tückiſch etwas zu verſetzen, überall hinbegleitet; der Leichtſinnige freut ſich der Flucht wie einer Spatzierfahrt und der Ungenügſame verlangt daß ihm auch noch als Bettler alles zu Dienſten ſtehe. Wie ſelten daß uns die reine Tugend irgend eines Menſchen erſcheint, der wirklich für andere zu leben, für andere ſich aufzuopfern getrieben wird.

Indeſſen man nun mancherley Bekanntſchaften machte, die zu ſolchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbey gegangen. Das Glück hatte ſich wieder zu den deutſchen Waffen geſellt, die Franzoſen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreyt und Maynz eingeſchloſſen.

In der Hoffnung auf den weiteren Fortgang der ſieg-

reichen Waffen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rhein's, in der ſchönſten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden ſie ſich, als ſie den ſchönen Strom wieder vor ihren Fenſtern vorbeyflieſſen ſahen, wie freudig nahmen ſie wieder von jedem Theile des Hauſes Beſitz, wie freundlich begrüßten ſie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das geringſte das ſie ſchon verloren gegeben hatten, wie ſtiegen ihre Hoffnungen: dereinſt auch jenſeit des Rheines alles noch in dem alten Zuſtande zu finden!

Kaum erſcholl in der Nachbarſchaft die Ankunft der Baroneſſe, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeyeilten ſich mit ihr zu beſprechen, die Geſchichten der vergangenen Monate zu wiederhohlen und ſich, in manchen Fällen, Rath und Beyſtand von ihr zu erbitten.

Umgeben von dieſen Beſuchen ward ſie aufs angenehmſte überraſcht, als der Geheimerath von S. mit ſeiner Familie bey ihr ankam. Ein Mann dem die Geſchäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann der das Zutrauen ſeines Fürſten verdiente und beſaß. Er hielt ſich ſtreng an Grundſätze und hatte über manche Dinge ſeine eigene Denkungsweiſe. Er war genau in Reden und Handeln und forderte das Gleiche von andern. Ein conſequentes Betragen ſchien ihm die höchſte Tugend.

Sein Fürſt, das Land, er ſelbſt hatten viel durch den Einfall der Franzoſen gelitten; er hatte die Willkühr

der Nation, die nur vom Geſetz ſprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeiſt derer die das Wort Freyheit immer im Munde führten. Er hatte geſehen, daß auch in dieſem Falle der groſſe Haufe ſich treu blieb, und Wort für That, Schein für Beſitz mit groſſer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, ſo wie die Folgen jener verbreiteten Geſinnungen und Meynungen blieben ſeinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu leugnen war, daß er manches mit hypochondriſchem Gemüthe betrachtete und mit Leidenſchaft beurtheilte.

Seine Gemahlinn, eine Jugendfreundin der Baroneſſe, fand, nach ſo viel Trübſalen, einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachſen, hatten ſich mit einander gebildet, ſie kannten keine Geheimniſſe vor einander. Die erſten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zuſtände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten ſie ſich ſonſt, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur dieſe letzte Zeit her waren ſie durch die Unruhen verhindert worden, ſich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um ſo lebhafter drängten ſich ihre gegenwärtige Geſpräche, um deſtomehr hatten ſie einander zu ſagen, indeſſen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luiſen in einer wachſenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider ward der ſchöne Genuß dieſer reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen geſtöhrt, den man, je nachdem der Wind ſich drehte, aus der Ferne deutli-

cher oder undeutlicher vernahm. Eben ſo wenig konnte bey den vielen zuſtrömenden Neuigkeiten des Tages der politiſche Diſcurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Geſellſchaft ſtöhrte, indem die verſchiedenen Denkungsarten und Meynungen von beyden Seiten ſehr lebhaft geäuſert wurden. Und wie unmäſſige Menſchen ſich deßhalb doch nicht des Weins und ſchwer zu verdauender Speiſen enthalten, ob ſie gleich aus der Erfahrung wiſſen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelſeyn bevorſteht; ſo konnten auch die meiſten Glieder der Geſellſchaft ſich in dieſem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben ſie dem unwiderſtehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und ſich ſelbſt dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Parthey anführte, welche dem alten Syſtem zugethan war, und daß Karl für die entgegengeſetzte ſprach, welche von bevorſtehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zuſtandes hofften.

Im Anfange wurden dieſe Geſpräche noch mit ziemlicher Mäſſigung geführt, beſonders da die Baroneſſe durch anmuthige Zwiſchenreden beyde Theile im Gleichgewicht zu haiten wußte; als aber die wichtige Epoke herannahete, daß die Blokade von Maynz in eine Belagerung übergehen ſollte, und man nunmehr für dieſe ſchöne Stadt und ihre zurückgelaſſenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äuſſerte jedermann ſeine Meynungen mit ungebundener Leidenſchaft.

Beſonders waren die daſelbſt zurückgebliebenen Club-

bisten ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs und jeder erwartete ihre Bestrafung oder Befreyung je nachdem er ihre Handlungen entweder schalt oder billigte.

Unter die ersten gehörte der Geheimerath, dessen Argumente Karl'n am verdrießlichsten auffielen, wenn er den Verstand dieser Leute angriff, und sie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer selbst beschuldigte.

Wie verblendet müssen sie seyn! rief er aus, als an einem Nachmittage das Gespräch sehr lebhaft zu werden anfing: wenn sie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit sich selbst in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, nichts als sich selbst zu schätzen weiß, auf sie mit einiger Theilnehmung herunter blicken werde. Man wird sie als Werkzeuge betrachten, sie eine Zeitlang gebrauchen und endlich wegwerfen oder wenigstens vernachlässigen. Wie sehr irren sie sich, wenn sie glauben, daß sie jemals in die Zahl der Franzosen aufgenommen werden könnten.

Jedem der mächtig und groß ist erscheint nichts lächerlicher als ein kleiner und schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß sein selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses sich jenem gleich zu stellen dünkt, und glaubt ihr denn, daß die grosse Nation nach dem Glücke, das sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig seyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der Schärpe herumläuft, wird die Maskerade verwünschen,

wenn er, nachdem er ſeine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt, in dieſer neuen Form, von denen, auf die er ſein ganzes Vertrauen ſetzte, niedrig behandelt wird. Ja es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, daß man bey der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, ſie den unſrigen überliefert oder überläßt. Mögen ſie doch alsdenn ihren Lohn dahin nehmen, mögen ſie alsdenn die Züchtigung empfinden, die ſie verdienen, ich mag ſie ſo unpartheyiſch richten als ich kann.

Unpartheyiſch! rief Karl mit Heftigkeit aus: wenn ich doch dieß Wort nicht wieder ſollte ausſprechen hören! Wie kann man dieſe Menſchen ſo geradezu verdammen? Freylich haben ſie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht in der hergebrachten Form ſich und andern begünſtigten Menſchen zu nützen. Freylich haben ſie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes beſeſſen und ſich darinne gepflegt, vielmehr haben ſie die Unbequemlichkeit der vernachläſſigten Theile eures Staatspallaſtes mehr empfunden, weil ſie ſelbſt ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; ſie haben nicht, durch eine mechaniſch erleichterte Geſchäftigkeit beſtochen, dasjenige für gut angeſehen, was ſie einmal zu thun gewohnt waren; freylich haben ſie nur im Stillen der Einſeitigkeit, der Unordnung, der Läßigkeit, der Ungeſchicklichkeit zuſehen können, womit eure Staatsleute ſich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freylich haben ſie nur heimlich wünſchen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt ſeyn möchten! Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigſtens Einige wohldenkende und tüchtige Männer ſich befinden, die, wenn ſie auch

in dieſem Augenblicke das Beſte zu bewirken nicht im Stande ſind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gute vorzubereiten das Glück haben, und da man ſolche darunter zählt, wer wird ſie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der ſie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben ſoll.

Der Geheimerath ſcherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute die einen Gegenſtand zu idealiſiren geneigt ſeyen; Karl ſchonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten, und was dahinein nicht paſſe nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Geſpräch immer heftiger und es kam von beyden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieſer Jahre ſo manche gute Geſellſchaft entzweyt hatte. Vergebens ſuchte die Baroneſſe, wo nicht einen Frieden, doch wenigſtens einen Stillſtand zuwege zu bringen; ſelbſt die Geheimeräthin, die als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrſchaft über Karls Gemüth ſich erworben hatte, ſuchte vergebens auf ihn zu wirken, das ihr um ſo weniger gelang als ihr Gemahl fortfuhr treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken und über die beſondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu ſpielen, das ſie doch nicht regieren könnten, zu ſpotten.

Karl, der ſich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geſtändniß nicht zurück: daß er den franzöſiſchen Waffen alles Glück wünſche, und daß er jeden Deutſchen auffordere, der alten Sklaverey ein Ende zu machen, daß er von der franzöſiſchen Nation überzeugt ſey, ſie werde

die edlen Deutſchen, die ſich für ſie erklärt, zu ſchätzen wiſſen, als die ihrigen anſehn und behandeln und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schickſale überlaſſen, ſondern ſie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es ſey lächerlich zu denken, daß die Franzoſen nur irgend einen Augenblick, bey einer Capitulation oder ſonſt für ſie ſorgen würden, vielmehr würden dieſe Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen und er hoffe ſie alle gehangen zu ſehen.

Dieſe Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutſchland eine geſegnete Erndte finden und kein ſchuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige ſehr ſtarke Vorwürfe, welche den Geheimerath perſönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, ſagte der Geheimerath: mich aus einer Geſellſchaft entfernen, in der nichts was ſonſt achtungswerth ſchien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweytenmal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich ſehe wohl, daß von dieſem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten iſt, und ich finde wieder die alte Erfahrung beſtätigt, daß es beſſer ſey den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

Mit dieſen Worten ſtand er auf und gieng aus dem Zimmer. Seine Gemahlin folgte ihm. Die Geſellſchaft ſchwieg. Die Baroneſſe gab mit einigen, aber ſtarken,

Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen. Karl gieng im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baroneſſe gieng zu ihm ihn zu bereden; indeſſen weinten die Fräulein und küßten ſich und waren äuſſerſt betrübt, daß ſie ſich ſo ſchnell und unerwartet von einander trennen ſollten. Die Baroneſſe kam zurück. Sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zuſammen zu tragen was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslöſens und Scheidens wurden ſehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Käſtchen und Schachteln verſchwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen und die Thränen floſſen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baroneſſe ſah ihm nach; die Thränen ſtanden ihr in den Augen. Sie trat vom Fenſter zurück und ſetzte ſich an den Stickrahmen. Die ganze Geſellſchaft war ſtill, ja verlegen, beſonders äuſſerte Karl ſeine Unruhe, indem er, in einer Ecke ſitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach ſeiner Tante ſah. Endlich ſtand er auf und nahm ſeinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und ſagte mit edler Faſſung: ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verurſacht, verzeihen Sie meiner Uebereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baroneſſe: ich werde keinen Groll auf dich hegen, weil du ein edler guter Menſch biſt; aber du kannſt nicht wieder gut machen, was du verdorben haſt. Ich entbehre durch deine Schuld

in dieſen Augenblicken die Geſellſchaft einer Freundinn, die ich ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder ſah, die mir das Unglück ſelbſt wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die ſchon ſo lange auf einer ängſtlichen Flucht herumgetrieben wird, und ſich kaum wenige Tage in Geſellſchaft von geliebten alten Freunden, in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erhohlt, muß ſchon wieder flüchtig werden und die Geſellſchaft verliert dabey die Unterhaltung ihres Gatten, der, ſo wunderlich er auch in manchen Stücken ſeyn mag, doch ein trefflicher rechtſchaffner Mann iſt und ein unerſchöpfliches Archiv von Menſchen- und Welt-Kenntniß, von Begebenheiten und Verhältniſſen mit ſich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weiſe mitzutheilen verſteht. Um dieſen vielfachen Genuß bringt uns deine Heftigkeit; wodurch kannſt du erſetzen, was wir verlieren?

Karl. Schonen Sie mich, liebe Tante: ich fühle meinen Fehler ſchon lebhaft genug, laſſen Sie mich die Folgen nicht ſo deutlich einſehen.

Baroneſſe. Betrachte ſie vielmehr ſo deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonen die Rede ſeyn, es iſt nur die Frage, ob du dich überzeugen kannſt. Denn nicht das erſtemal begehſt du dieſen Fehler, und es wird das letztemal nicht ſeyn. O ihr Menſchen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zuſammen drängt, euch nicht duldſam gegen einander machen? Iſt es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltſam losdringen? könnt

ihr an euch ſelbſt nicht ſo arbeiten, und ihr euch mäſſig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müſſen denn eure Gemüther nur ſo blind und unaufhaltſam wirken und drein ſchlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeiſter kam von dem Fenſter, wo er bisher geſtanden, auf die Baroneſſe zu und ſagte: er wird ſich beſſern, dieſer Fall ſoll ihn, ſoll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen ſtellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baroneſſe. Wie leicht doch Männer ſich überreden können, beſonders in dieſem Punkte! Das Wort Herrſchaft iſt ihnen ein ſo angenehmes Wort, und es klingt ſo vornehm ſich ſelbſt beherrſchen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und mögten uns glauben machen, es ſey wirklich auch in der Ausübung Ernſt damit, und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben geſehen hätte, der auch nur in der geringſten Sache ſich zu beherrſchen im Stande geweſen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig iſt, dann ſtellen ſie ſich gewöhnlich ſehr ernſthaft, als ob ſie es mit Mühe entbehrten, und was ſie heftig wünſchen, wiſſen ſie ſich ſelbſt und andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzuſtellen. Ich wüßte auch keinen, der auch nur der geringſten Entſagung fähig wäre.

Hofmeiſter. Sie ſind ſelten ungerecht und ich ha-

be. Sie noch niemals ſo von Verdruß und Leidenſchaft überwältigt geſehen als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ich habe mich dieſer Leidenſchaft wenigſtens nicht zu ſchämen. Wenn ich mir meine Freundinn, in ihrem Reiſewagen, auf unbequemen Wegen mit Thränen an verletzte Gaſtfreundſchaft ſich zurück erinnernd, denke, ſo möcht' ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeiſter. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht ſo bewegt und ſo heftig geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ein kleines Uebel, das auf die gröſſeren folgt, erfüllt das Maaß, und dann iſt es wohl kein kleines Uebel eine Freundinn zu entbehren.

Hofmeiſter. Beruhigen Sie ſich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns beſſern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baroneſſe. Keinesweges; es ſoll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hauſe.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur, rief Karl: und Sie ſollen ſich über unſern Ungehorſam nicht zu beſchweren haben.

Nun meine Strenge wird ſo arg nicht ſeyn, verſetzte lächelnd die Baroneſſe, indem ſie ſich zuſammen nahm:

ich mag nicht gerne befehlen, beſonders ſo freygeſinnten Menſchen; aber einen Rath will ich geben und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeiſter. Und beydes ſoll uns ein unverbrüchliches Geſetz ſeyn.

Baroneſſe. Es wäre thörigt, wenn ich das Intereſſe abzulenken gedächte, das jedermann an den groſſen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider ſelbſt ſchon geworden ſind. Ich kann die Geſinnungen nicht ändern, die bey einem Jeden nach ſeiner Denkweiſe entſtehen, ſich befeſtigen, ſtreben und wirken, und es wäre eben ſo thörigt als grauſam zu verlangen, daß er ſie nicht mittheilen ſollte. Aber das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgeſinnte ſich im Stillen zu einander fügen und ſich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige ſagt, was der andere ſchon denkt. Auf euren Zimmern, auf Spatziergängen und wo ſich Uebereindenkende treffen, eröffne man ſeinen Buſen nach Luſt, man lehne ſich auf dieſe oder jene Meynung, ja man genieſſe recht lebhaft der Freude einer leidenſchaftlichen Ueberzeugung. Aber, Kinder, in Geſellſchaft laßt uns nicht vergeſſen, wieviel wir ſonſt ſchon, ehe alle dieſe Sachen zur Sprache kamen, um geſellig zu ſeyn, von unſern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder ſo lange die Welt ſtehn wird, um geſellig zu ſeyn, wenigſtens äuſſerlich ſich wird beherrſchen müſſen. Ich fordere euch alſo nicht im Namen der Tugend, ſondern im Namen der gemeinſten Höflichkeit auf: das mir und andern in dieſen Augenblicken zu leiſten, was ihr von Jugend auf, ich darf faſt ſagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Straſſe begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baroneſſe fort: weiß ich nicht, wie wir geworden ſind? wohin auf einmal jede geſellige Bildung verſchwunden iſt? Wie ſehr hüthete man ſich ſonſt in der Geſellſchaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm ſeyn konnte! Der Proteſtante vermied in Gegenwart des Katholicken irgend eine Zeremonie lächerlich zu finden; der eifrigſte Katholick ließ den Proteſtanten nicht merken, daß die alte Religion eine gröſſere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man enthielt ſich vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, ſich ſeiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte ſich verlegen, wenn ihm ein ſolches unbedachtſames Wort entwiſcht war. Jeder Umſtehende ſuchte das Verſehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem dieſem? Wir ſuchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus ſeiner Faſſung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu ſeyn zurückkehren! Wir haben bisher ſchon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bey Tage und die Flammen bey Nacht den Untergang unſrer Wohnungen und unſrer zurückgelaſſenen Beſitzthümer. Laßt uns auch dieſe Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Geſellſchaft bringen, laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille ſchon Schmerzen genug erregt.

Als euer Vater ſtarb habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen dieſen unerſetzlichen Verluſt bey jeder Gelegenheit erneuert? Habt ihr nicht alles, was ſein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden

und durch eure Liebe, eure ſtille Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verluſtes zu lindern und die Wunde zu heilen geſucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene geſellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt, als eine wohlgemeynte aber rohe Hülfe. Jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall dieſen oder jenen verletzt, deſſen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verſchlungen wird, ſondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künſtlichen Zufriedenheit genieſſen.

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baroneſſe. Hier iſt ſie, mit der Bedingung, daß ihr Luſt habt euch von ihr leiten zu laſſen. Rufen wir eine Amneſtie aus! man kann ſich jetzt nicht geſchwind genug dazu entſchlieſſen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die ſich nach dem Abſchiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten ſich nicht bezwingen Vetter Karl'n freundlich anzuſehen.

Kommt her, ihr Kinder, rief die Baroneſſe: wir haben eine ernſthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns herſtellen, und den guten Ton, den wir eine Zeitlang vermiſſen, wieder unter uns einführen ſoll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt uns an einander zu ſchlieſſen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerſtreuen.

Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beyſammen ſind, gänzlich alle Unterhaltung über das Intereſſe des Tages verbannen? Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Geſpräche entbehrt, wie lange haſt du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beſchaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du ſo ſchöne Kenntniſſe haſt. Wie lange haben Sie (ſo redete ſie den Hofmeiſter an) die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menſchen ſchweigen laſſen, wo ſind die ſchönen und zierlichen Gedichte geblieben, die ſonſt ſo oft aus den Brieftaſchen unſrer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Geſellſchaft, hervorkamen, wohin haben ſich die unbefangenen philoſophiſchen Betrachtungen verloren? Iſt die Luſt gänzlich verſchwunden, mit der ihr, von euren Spatziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigſtens, unbekannte Pflanze, ein ſeltſames Inſekt zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den groſſen Zuſammenhang aller exiſtirenden Geſchöpfe wenigſtens angenehm zu träumen? Laßt alle dieſe Unterhaltungen, die ſich ſonſt ſo freywillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorſatz, durch ein Geſetz wieder bey uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf lehrreich, nützlich und beſonders geſellig zu ſeyn, und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benöthigt ſeyn, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen ſollte. Kinder verſprecht mir das.

Sie verſprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht, es iſt ein ſchöner Abend, genieſſe ihn jeder nach ſeiner Weiſe und laßt uns beym Nachteſſen,

ſeit langer Zeit zum erſtenmal, die Früchte einer freundſchaftlichen Unterhaltung genieſſen.

So ging die Geſellſchaft auseinander, nur Fräulein Luiſe blieb bey der Mutter ſitzen: ſie konnte den Verdruß, ihre Geſpielin verloren zu haben, nicht ſo bald vergeſſen, und ließ Karl'n, der ſie zum Spatziergange einlud, auf eine ſehr ſchnippiſche Weiſe abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang ſtill neben einander geblieben, als der Geiſtliche herein trat, der von einem langen Spatziergange zurückkam, und von dem was in der Geſellſchaft vorgekommen war nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ ſich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luiſe aber, als wenn ſie ein angefangnes Geſpräch mit ihrer Mutter fortſetzte, ſchnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

Manchen Perſonen wird denn doch das Geſetz, das eben beliebt worden iſt, ziemlich unbequem ſeyn. Schon wenn wir ſonſt auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt, denn da war nicht ſo täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verläumden, ein junger Menſch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht: von ein paar groſſen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutſchen wie die Franzoſen lächerlich zu finden und bald dieſen bald jenen zum Jakobiner und Clubbiſten zu machen; wenn nun auch dieſe Quelle verſtopft wird; ſo werden wir manche Perſonen wohl ſtumm in unſrer Mitte ſehen.

Iſt dieſer Anfall etwa auf mich gerichtet? mein Fräulein, fing der Alte lächelnd an, nun Sie wiſſen, daß ich

mich glücklich ſchätze, manchmal ein Opfer für die übrige Geſellſchaft zu werden: denn, gewiß, indem Sie bey jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet; ſo ſcheinen Sie einem kleinen böſen Geiſt, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherley Zwang den Sie ihm anthun, auf meine Unkoſten gewöhnlich einige Entſchädigung zu verſchaffen. Sagen Sie mir gnädige Frau, fuhr er fort, indem er ſich gegen die Baroneſſe wandte: was iſt in meiner Abweſenheit vorgegangen? und was für Geſpräche ſind aus unſerm Zirkel ausgeſchloſſen?

Die Baroneſſe unterrichtete ihn von allem was vorgefallen war. Aufmerkſam hörte er zu und verſetzte ſodann: es dürfte auch nach dieſer Einrichtung manchen Perſonen nicht unmöglich ſeyn die Geſellſchaft zu unterhalten und vielleicht beſſer und ſichrer als andere.

Wir wollen es erleben, ſagte Luiſe.

Dieſes Geſetz, fuhr er fort: enthält nichts beſchwerliches für jeden Menſchen, der ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm ſeyn, indem er dasjenige, was er ſonſt gleichſam verſtohlen trieb, in die Geſellſchaft bringen darf. Denn nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaſſer und Verläumder, als die Geſellſchaft? Ich habe ſelten bey einer Lektüre, bey irgend einer Darſtellung einer intereſſanten Materie, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Zirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend et-

was Neues und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie sich selbst und fragen Sie viele andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsre Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst an allem was neu ist lebhaften Antheil nehmen, ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der grossen Menschenmasse nichts willkommener seyn, als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine solche Gelegenheit Tück- und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise auszulassen.

Nun! rief Luise, es scheint Sie wissen Sich zu helfen; sonst ging es über einzelne Personen her, jetzt soll es das ganze menschliche Geschlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich seyn sollen, versetzte jener; aber so viel muß ich Ihnen sagen, wir andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider ist, als was ihr lästig wäre, und lästiger ist ihr in der Welt nichts als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bey jeder öffentlichen Versammlung versagt ist.

Für ſich im Stillen mögen Sie wohl allenfalls manche Flaſche Wein ausgetrunken und manche ſchöne Stunde des Tags verſchlafen haben, fiel Luiſe ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort: auf das was ich thue viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andern Menſchen ein groſſer Faullenzer bin; indeſſen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieſer Geſellſchaft, wie ſie geſtimmt iſt, manche angenehme Stunde verſchaffen könnte.

Was iſt es für eine Sammlung? fragte die Baroneſſe.

Gewiß nichts weiter als eine ſkandaleuſe Chronik, ſetzte Luiſe hinzu.

Sie irren ſich, ſagte der Alte.

Wir werden ſehen, verſetzte Luiſe.

Laß ihn ausreden, ſagte die Baroneſſe: und überhaupt gewöhne dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Urſache den Unarten, die in uns ſtecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worinn beſteht Ihre Sammlung? wird ſie zu unſrer Unterhaltung dienlich und ſchicklich ſeyn? iſt ſie ſchon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenſchaft geben, verſetzte der Alte. Ich lebe ſchon lange in der Welt und habe im-

mer gern auf das acht gegeben, was dieſem oder jenem Menſchen begegnet. Zur Ueberſicht der groſſen Geſchichte fühl ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeſchichten, wahren und falſchen, mit denen man ſich im Publiko trägt, die man ſich insgeheim einander erzählt, giebt es manche die noch einen reineren, ſchönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit. Manche die durch eine geiſtreiche Wendung uns immer zu erheitern Anſpruch machen, manche die uns die menſchliche Natur und ihre innere Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren ſonderbare Albernheiten uns ergötzen. Aus der groſſen Menge, die im gemeinen Leben unſere Aufmerkſamkeit und unſre Bosheit beſchäftigen und die eben ſo gemein ſind als die Menſchen, denen ſie begegnen oder die ſie erzählen, habe ich diejenigen geſammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben ſchienen, die meinen Verſtand, die mein Gemüth berührten und beſchäftigten und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin ſehr neugierig, ſagte die Baroneſſe, zu hören, von welcher Art Ihre Geſchichten ſind und was ſie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, verſetzte der Alte: daß von Prozeſſen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede ſeyn wird. Dieſe haben meiſtentheils nur ein Intereſſe für die welche damit geplagt ſind.

Luiſe. Und was enthalten ſie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweyet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfters aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luise. So? Also wahrscheinlich eine Sammlung lüsterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir Mama, daß ich diese Bemerkung mache, sie liegt so ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch sagen dürfen.

Der Alte. Sie sollen, hoffe ich, nichts was ich lüstern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luise. Und was nennen Sie denn so?

Der Alte. Ein lüsternes Gespräch, eine lüsterne Erzählung sind mir unerträglich. Denn sie stellen uns etwas Gemeines, etwas das der Rede und Aufmerksamkeit nicht werth ist, als etwas Besonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falsche Begierde, anstatt den Verstand angenehm zu beschäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleyer ansehen, oder wovon man ganz seine Augen wegwenden sollte.

Luise. Ich verstehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geschichten wenigstens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen lassen? Es soll wohl eine Mädchenschule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keines von beyden. Denn erſtlich erfahren werden Sie nichts Neues, beſonders da ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewiſſe Recenſionen in den gelehrten Zeitungen niemals überſchlagen.

Luiſe. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie ſind eine Braut und ich entſchuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroneſſe. Ich ſehe wohl wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte nur wiederhohlen was ich zu Anfange des Geſprächs ſchon geſagt habe; es ſcheint aber nicht, daß ſie den guten Willen hat aufzumerken.

Luiſe. Was brauchts da guten Willen und viele Worte, man mag es beſehen wie man will, ſo werden es ſkandaleuſe Geſchichten ſeyn, auf eine oder die andere Weiſe ſkandaleus, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederhohlen, mein Fräulein: daß dem wohldenkenden Menſchen nur dann etwas ſkandaleus vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Luſt zu ſchaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon ſein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel luſtig findet, und beſonders mit ſeiner Betrachtung gern bey Geſchichten verweilt, wo er den guten Menſchen in leichtem Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſeinen Begierden und ſeinen Vorſätzen findet, wo alberne

und auf ihren Werth eingebildete Thoren beſchämt, zurecht gewieſen oder betrogen werden; wo jede Anmaſſung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weiſe beſtraft wird; wo Vorſätze, Wünſche und Hoffnungen bald geſtöhrt, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und beſtätigt werden. Da wo der Zufall mit der menſchlichen Schwäche und Unzulänglichkeit ſpielt, hat er am liebſten ſeine ſtille Betrachtung und keiner ſeiner Helden, deren Geſchichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu beſorgen noch Lob zu erwarten.

Baroneſſe. Ihre Einleitung erregt den Wunſch bald ein Probſtück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unſerm Leben, (und wir haben doch die meiſte Zeit in Einem Kreiſe zugebracht,) vieles geſchehen wäre, das man in eine ſolche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freylich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freylich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Geſtalt wieder antreffen. Aber eben dieſes giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen laſſen werde: — man ſoll keine meiner Geſchichten deuten!

Luiſe. Sie werden uns doch nicht verwehren unſre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen und wenn es uns beliebt das Räthſel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch

dagegen erlauben in einem ſolchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen um zu beweiſen, daß dieſe Geſchichte ſchon vor einigen Jahrhunderten geſchehen oder erfunden worden. Eben ſo werden Sie mir erlauben heimlich zu lächeln, wenn eine Geſchichte für ein altes Mährchen erklärt wird, die unmittelbar in unſrer Nähe vorgegangen iſt, ohne daß wir ſie eben gerade in dieſer Geſtalt wieder erkennen.

Luiſe. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es iſt das Beſte wir machen Friede für dieſen Abend, und Sie erzählen uns noch geſchwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorſam ſeyn darf. Dieſe Unterhaltung wird für die verſammlete Geſellſchaft aufgeſpart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich ſage voraus: alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an ſich. Wenn aber die Geſellſchaft, nach einer ernſthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn ſie ſich, von manchem Guten ſchon geſättigt, nach einem leichten Nachtiſche umſieht, alsdann werd ich bereit ſeyn, und wünſche daß das, was ich vorſetze, nicht unſchmackhaft befunden werde.

Baroneſſe. Wir werden uns denn ſchon bis morgen gedulden müſſen.

Luiſe. Ich bin höchſt neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das ſollten Sie nicht ſeyn, Fräulein: denn geſpannte Erwartung wird ſelten befriedigt.

IV

Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit.

Vergebens erwartet man, durch irgend ein glückliches Ohngefähr die Wahrheit zu finden, wenn man ſich nicht von einem lebhaften Intereſſe begeiſtert fühlt, mit Verläugnung alles andern auſſer ihr, ſie zu ſuchen. Es iſt demnach eine wichtige Frage für jeden, der die Würde der Vernunft in ſich behaupten will: was habe ich zu thun, um reines Intereſſe für Wahrheit in mir zu erwecken, oder wenigſtens daſſelbe zu erhalten, zu erhöhen, und zu beleben?

Wie jedes Intereſſe überhaupt; ſo gründet ſich auch das Intereſſe für Wahrheit auf einen urſprünglich in uns liegenden Trieb. Unter unſern reinen Trieben aber iſt auch ein Trieb nach Wahrheit. Niemand *will* irren, und jeder Irrende hält ſeinen Irrthum für Wahrheit. Könnte man ihm auf eine für ihn überzeugende Art darthun, daß er irre, ſo würde er ſogleich den Irrthum aufgeben, und ſtatt deſſelben die entgegengeſetzte Wahrheit ergreifen.

Kommt etwas hinzu, das ſich auf dieſen Trieb bezieht; entdeckt man in unſerm Fall eine Wahrheit als ſolche, oder erkennt einen Irrthum für einen Irrthum, ſo entſteht nothwendig ein Gefühl des Beifalls für die erſtere, eine Abneigung gegen den letztern; und beides

völlig unabhängig von dem Innhalt und den Folgen jener Wahrheit und dieſes Irrthums. Aus wiederhohlten Gefühlen der gleichen Art entſteht ein Intereſſe für Wahrheit überhaupt. Ein ſolches Intereſſe läßt ſich daher nicht hervorbringen; es gründet ſich der Anlage nach auf das Weſen der Vernunft, und wird ſeinen Aeuſſerungen nach, in der Erfahrung durch die Welt auſſer uns ohne unſer wiſſentliches Zuthun geweckt: aber man kann dieſes Intereſſe erhöhen.

Dies geſchieht durch Freiheit, wie jede ſittliche Handlung. Aber alle Regeln für Anwendung der Freiheit ſetzen die Anwendung derſelben ſchon voraus; und man kann vernünftiger Weiſe nur demjenigen zurufen: gebrauche deiner Freiheit, der dieſelbe ſchon gebraucht hat. Dieſer erſte Akt der Freiheit, dieſes Losreiſſen aus den Ketten der Naturnothwendigkeit geſchieht, ohne daß wir ſelbſt wiſſen, wie. So wenig wir uns des erſten Schritts in das Reich des Bewußtſeyns überhaupt bewußt werden, eben ſo wenig werden wir uns unſers Uebertritts in das Reich der Moralität bewußt. Irgend woher fällt ein Feuer-Funke in unſre Seele, der vielleicht lange in heimlichem Dunkel glüht. Er erhebt ſich, er greift umher, er wird zur Flamme, bis er endlich die ganze Seele entzündet.

Jedes praktiſche Intereſſe im Menſchen erhält und belebt ſich ſelbſt; darin beſteht ſein Weſen. Jede Befriedigung verſtärkt es, erneuert es, hebt es mehr hervor im Bewußtſeyn. Gefühl des erweiterten Bedürfniſſes iſt der einzige Genuß für das endliche Weſen. Die Hauptvorſchrift zu Erhöhung jedes Intereſſe im Menſchen, mithin

auch des Intereſſe für Wahrheit heißt demnach: befriedige deinen Trieb! woraus für den gegenwärtigen Fall ſich folgende zwei Regeln ergeben: entferne jedes Intereſſe, das dem reinen Intereſſe für Wahrheit entgegen iſt, und ſuche jeden Genuß, der das reine Intereſſe für Wahrheit befördert!

Man nehme keinen Anſtoß an der ſonſt mit Recht verdächtigen Empfehlung des Genuſſes. Daß durch den Genuß, und allein durch dieſen jeder Trieb, der in der vernünftigen Natur des Menſchen gegründet iſt, ausgebildet werde, iſt einmal wahr. Genuß, der ſich blos auf Befriedigung der animaliſchen Sinnlichkeit gründet, verzehrt und vernichtet ſich in ſich ſelbſt, und von ihm iſt hier nicht die Rede. Geiſtiger Genuß, wie z. B. der äſthetiſche, erhöht ſich durch ſich ſelbſt. Es iſt demnach eben ſo wahr, daß die oben aufgeſtellte Regel die einzige iſt, die zur Erhöhung irgend eines geiſtigen Intereſſe gegeben werden kann. Die Beantwortung einer ganz andern Frage: ob nemlich irgend ein geiſtiger Genuß ganz unbedingt zu empfehlen ſey? hängt ab von der Beantwortung einer höhern Frage: ob der Trieb, auf den jener Genuß ſich bezieht, ins unbedingte zu erhöhen? und dieſe von der noch höhern: ob dieſer Trieb irgend einem andern unterzuordnen ſey? So iſt der äſthetiſche Trieb im Menſchen allerdings dem Triebe nach Wahrheit, und dem höchſten aller Triebe, dem nach ſittlicher Güte, unterzuordnen. Ob der Trieb nach Wahrheit mit einem höhern Triebe in Streit kommen könne, wird ſich aus unſerer Unterſuchung von ſelbſt ergeben. — Irgend einen Ausdruck aber zu vermeiden, weil er gemißbraucht worden, glaube ich wenigſtens hier nicht nöthig zu haben.

Unſer Intereſſe für Wahrheit ſoll rein ſeyn; die Wahrheit, blos weil ſie Wahrheit iſt, ſoll der letzte Endzweck alles unſers Lernens, Denkens und Forſchens ſeyn.

Die Wahrheit an ſich aber iſt blos formal. Uebereinſtimmung und Zuſammenhang in allem, was wir annehmen, iſt Wahrheit, ſo wie Widerſpruch in unſerm Denken Irrthum und Lüge iſt. Alles im Menſchen, mithin auch ſeine Wahrheit ſteht unter dieſem höchſten Geſetze: ſey ſtets einig mit dir ſelbſt! Heißt jenes Geſetz in der Anwendung auf unſre Handlungen überhaupt: Handle ſo, daß die Art deines Handelns, deinem beſten Wiſſen nach, ewiges Geſetz für alles dein Handeln ſeyn könne; ſo heißt daſſelbe, wenn es insbeſondere auf unſer Urtheilen angewendet wird: urtheile ſo, daß du die Art deines jetzigen Urtheilens als ewiges Geſetz für dein geſammtes Urtheilen denken könneſt. Wie du vernünftiger Weiſe in allen Fällen kannſt urtheilen wollen, ſo urtheile in dieſem beſtimmten Falle. Mache nie eine Ausnahme in deiner Folgerungsart. Alle Ausnahmen ſind ſicherlich Sophiſtereien. — Darin unterſcheidet ſich der Wahrheitsfreund vom Sophiſten: Beider Behauptungen an ſich betrachtet kann vielleicht der erſtere irren, und der letztere recht haben; und demnach iſt der erſtere ein Wahrheitsfreund, auch wenn er irrt, und der letztere ein Sophiſt, auch da, wo er die Wahrheit ſagt, weil ſie etwa zu ſeinem Zwecke dient. Aber in den Aeuſſerungen des Wahrheitsfreundes iſt nichts widerſprechendes, er geht ſeinen geraden Gang fort, ohne ſich weder rechts noch links zu wenden; der Sophiſt ändert ſtets ſeinen Weg, und beſchreibt ſeine krumme Schlangenlinie, ſo wie der Punct ſich verrückt, bei welchem er gern ankommen möchte. Der

erstere hat gar keinen Punct im Gesichte, sondern zieht seine gerade Linie, welcher Punct auch immer hineinfallen möge.

Diesem Interesse für Wahrheit um ihrer blossen Form willen, ist gerade entgegengesetzt alles Interesse für den bestimmten Innhalt der Sätze. Einem solchen materiellen Interesse ist es nicht darum zu thun, wie etwas gefunden sey, sondern nur was gefunden sey.

Wir haben etwa einen Satz schon ehemals behauptet, vielleicht Beifall damit gefunden, und Ehre eingeärndtet, und meynten es damals aufrichtig. Damals war unsere Behauptung zwar nicht allgemeine Wahrheit, die sich auf das Wesen der Vernunft, aber doch Wahrheit für uns, die sich auf unsre damalige individuelle Denk- und Empfindungsart gründete. Wir irrten, aber wir täuschten nicht, weder uns noch andere. Seitdem haben wir entweder selbst weiter geforscht, wir haben unsere individuelle Denkart dem Ideale der allgemeinen und nothwendigen Denkart mehr genähert, oder auch andere haben uns unsern Irrthum gezeigt. Derselbe materielle Satz, der ehemals formale Wahrheit für uns war, ist uns jetzt, aus dem nemlichen Grunde, aus dem er dieses war, formaler Irrthum; und sind wir uns selbst treu, so werden wir ihn sogleich aufgeben. Aber dann müßten wir erkennen, daß wir geirrt haben; vielleicht, daß ein anderer weiter gesehen habe, als wir. Ist unser Interesse für Wahrheit nicht rein, und nicht stark genug, so werden wir gegen die auf uns eindringende Ueberzeugung uns vertheidigen, so lange wir können; und nun ist es uns nicht mehr um die Form zu

thun, ſondern um die Materie des Satzes; wir vertheidigen denſelben, weil er der unſrige iſt, und weil ein eitler Ruhm uns mehr gilt, denn Wahrheit.

Eine Meinung ſchmeichelt unſerm Stolze, unſern Anmaaſſungen, unſrer Unterdrückungsſucht. Man erſchüttert ſie mit den ſtärkſten Gründen, gegen die wir nichts aufbringen können. Werden wir uns überzeugen laſſen? Aber wir müßten dann entweder unſre ungerechten Anſprüche aufgeben, oder uns für wohlbedächtige und überlegte Ungerechte anerkennen. Es iſt zu erwarten, daß wir gegen die Ueberzeugung uns verwahren werden, ſo lange wir können, und daß wir in allen Schlupfwinkeln unſers Herzens nach Ausflüchten ſuchen werden, um ihr auszuweichen.

Ein zweites Hinderniß des reinen Intereſſe für Wahrheit iſt die Trägheit des Geiſtes, die Scheu vor der Mühe des Nachdenkens. Der Menſch iſt von Natur ein vorſtellendes Weſen, aber er iſt durch ſie auch nichts weiter. Die Natur beſtimmt die Reihe ſeiner Vorſtellungen, wie ſie die Verkettung ſeiner körperlichen Theile beſtimmt. Sein Geiſt iſt eine Maſchine, wie ſein Körper; nur eine Maſchine anderer Art, eine vorſtellende Maſchine, beſtimmt durch die Einwirkung von auſſen, und durch ſeine nothwendigen Naturgeſetze von innen. Man kann viel wiſſen, viel ſtudieren, viel leſen, viel hören, und iſt doch nichts weiter. Man läßt durch Schriftſteller oder Redner ſich bearbeiten, und ſieht in behaglicher Ruhe zu, wie eine Vorſtellung in uns mit der andern abwechſelt. So wie die Weichlinge des Orients in ihren Bädern durch beſondere Künſtler ihre Gelenke durchkneten laſſen, ſo

laſſen dieſe durch Künſtler andrer Art ihren Geiſt durchkneten, und ihr Genuß iſt um weniges edler, als der Genuß jener.

Dieſem blinden Hange thätig widerſtreben, eingreifen in den Mechanism der Ideenfolge, und ihr gebieten, ihr mit Freiheit eine Richtung geben auf ein beſtimmtes Ziel, und von dieſer Richtung nicht abweichen, bis das Ziel erreicht iſt: das iſt der rohen Natur zuwider, und koſtet Anſtrengung, und Verläugnung.

Jenes unthätige Hingeben iſt dem Intereſſe für Wahrheit geradezu entgegen. Es wird dabei gar nicht auf Wahrheit oder Nichtwahrheit, ſondern lediglich auf die Ergötzung geachtet, die jener Wechſel der Vorſtellungen uns gewährt. Wir kommen dadurch auch nicht zur Wahrheit; denn Wahrheit iſt Einheit, und dieſe muß thätig und mit Freiheit hervorgebracht werden, durch Anſtrengung und eigne Kraftanwendung. Geſetzt, man käme durch ein glückliches Ohngefähr auf dieſem Wege wirklich zu Vorſtellungen, die an ſich wahr wären, ſo wären ſie es doch nicht für uns, denn wir hätten von der Wahrheit derſelben uns nicht durch eignes Nachdenken überzeugt.

Beide Unarten vereinigen ſich in denjenigen, welche alle Unterſuchung fliehen, aus Furcht, dadurch in ihrer Ruhe, und in ihrem Glauben geſtört zu werden. Was kann eines vernünftigen Weſens unwürdiger ſeyn, als eine ſolche Ausrede? Entweder iſt ihre Ruhe, ihr Glaube gegründet; und was fürchten ſie dann die Unterſuchung? Die Güte ihrer Sache muß ja nothwendig durch die hellſte Beleuchtung gewinnen. — Aber ſie fürchten vielleicht

blos unſre Trugſchlüſſe, unſre Ueberredungskünſte? Wenn ſie unſre Folgerungen nicht gehört haben, noch hören wollen, woher mögen ſie doch wiſſen, daß es Trugſchlüſſe ſind? Und ſetzen ſie denn in ihren Verſtand nicht das Vertrauen, daß er allen falſchen Schein, der ſich gegen ihre Ueberzeugung auflehnt, zerſtreuen werde, da ſie ihm doch das ungleich gröſſere zutrauen, daß er die einzig mögliche reine Wahrheit ohne ſonderliches Nachdenken aufgefunden habe? — Oder ihre Ruhe, ihr Glaube iſt grundlos, und alſo iſt es ihnen überhaupt nicht darum zu thun ob er gegründet ſey oder nicht, wenn ſie nur nicht in ihrer ſüſſen Behaglichkeit geſtört werden. Es liegt ihnen gar nicht an der Wahrheit, ſondern blos an der Vergünſtigung, dasjenige für wahr zu halten, was ſie bisher dafür gehalten haben, ſey es um der Gewohnheit willen, ſey es, weil der Innhalt deſſelben ihrer Trägheit und Verdorbenheit ſchmeichelt. Sie erhalten etwa dadurch die Hoffnung, ohne alles ihr Zuthun tugendhaft, und glückſelig, oder wohl gar ohne Tugend glückſelig zu werden, recht viel zu genieſſen, ohne etwas zu thun; andere für ſich arbeiten zu laſſen, wo ſie Luſt haben, träge und verdorben zu ſeyn.

Alles Intereſſe von der angezeigten Art iſt unächt, und in Ausrottung deſſelben beſteht der erſte Schritt zu Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit. Der zweyte iſt: man überlaſſe ſich jedem Genuſſe, den das reine Intereſſe für Wahrheit gewährt. Die Wahrheit an ſich ſelbſt, wiefern ſie bloß in der Harmonie alles unſers Denkens beſteht, gewährt Genuß, und einen reinen, edlen, hohen Genuß.

Das iſt eine gemeine Seele, der es gleichgültig iſt,

ob ſie, ſo geringfügig der Gegenſtand auch ſeyn möge, irre, oder im Beſitz der Wahrheit ſey. Es iſt nemlich hierbei gar nicht um den Inhalt, und um die Folgen eines Satzes zu thun, ſondern lediglich um Einheit und Uebereinſtimmung in dem geſammten Syſtem des menſchlichen Geiſtes. Aber der Menſch ſoll einig mit ſich ſelbſt ſeyn; er ſoll ein eignes, für ſich beſtehendes Ganzes bilden. Nur unter dieſer Bedingung iſt er ein Menſch. Mithin iſt das Bewußtſeyn der völligen Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt in unſerm Denken, oder doch des redlichen Strebens nach einer ſolchen Uebereinſtimmung unmittelbares Bewußtſeyn unſrer behaupteten Menſchenwürde, und gewährt einen moraliſchen Genuß.

Man bezeugt es ſich durch jenes Streben, und durch die vermittelſt deſſelben hervorgebrachte Harmonie, daß man ein ſelbſtſtändiges, von allem was nicht unſer Selbſt iſt, unabhängiges Weſen bilde. Man wird des erhabnen Gefühls theilhaftig: ich bin, was ich bin, weil ich es habe ſeyn wollen. Ich hätte mich können forttreiben laſſen durch die Räder der Nothwendigkeit; ich hätte meine Ueberzeugungen können beſtimmen laſſen durch die Eindrücke, die ich von der Natur überhaupt erhielt, durch den Hang meiner Leidenſchaften, und Neigungen, durch die Meinungen, die mir meine Zeitgenoſſen beibringen wollten: aber ich habe nicht gewollt. Ich habe mich losgeriſſen, ich habe durch eigne Thätigkeit nach einer durch mich ſelbſt beſtimmten Richtung hin unterſucht; ich ſtehe jetzt auf dieſem beſtimmten Punkte, und ich bin durch mich ſelbſt, durch eignen Entſchluß, und eigne Kraft darauf gekommen. — Man wird des erhabnen Gefühls theilhaftig: ich werde immer ſeyn, was ich jetzt bin, weil ich es

immer wollen werde. Der Inhalt meiner Ueberzeugungen zwar wird durch fortgesetztes Nachforschen sich ändern, aber um ihn ist es mir auch nicht zu thun. Die Form derselben wird sich nie ändern. Ich werde nie der Sinnlichkeit, noch irgend einem Dinge, das ausser mir ist, Einfluß auf die Bildung meiner Denkart verstatten; ich werde, so weit mein Gesichtskreis sich erstreckt, immer einig mit mir selbst seyn, weil ich es immer wollen werde.

Diese strenge und scharfe Unterscheidung unsers reinen Selbst von allem, was nicht wir Selbst sind, ist der wahre Charakter der Menschheit: die Stärke und der Umfang dieses Selbstgefühls bestimmt den Grad unsrer Humanität; dieser unsre ganze Würde, und unsre ganze Glückseligkeit.

Mit dieser sichern Ueberzeugung, stets einig mit sich selbst zu seyn, geht der entschiedne Freund der Wahrheit auf dem Wege der Untersuchung ruhig fort; er geht muthig allem entgegen, was ihm auf demselben aufstossen möchte. Es ist für denjenigen, der mit sich selbst noch nicht recht Eins geworden ist, was er denn eigentlich suche, und wolle, äusserst beängstigend, wenn er auf seinem Wege auf Sätze stößt, die allen seinen bisherigen Meynungen, und den Meynungen seiner Zeitgenossen, und der Vorwelt widersprechen; und gewiß ist diese Aengstlichkeit eine der Haupturſachen, warum die Menschheit auf dem Wege zur Wahrheit so langsame Fortschritte gemacht hat. Von ihr ist derjenige, der die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, völlig frei. Er blickt jeder noch so befremdenden Folgerung kühn in das Gesicht. Ob sie

ein befremdendes, oder bekanntes Ausſehen habe, ob ſie ſeiner und aller bisherigen Meynung widerſpreche, oder nicht, darnach war nicht die Frage. Die Frage war: ob ſie, ſeinem beſten Wiſſen nach, mit den Geſetzen des Denkens übereinſtimme, oder nicht, und das wird er unterſuchen. Wird ſich finden, daß ſie damit übereinſtimme, ſo wird er ſie als heilige ehrwürdige Wahrheit aufnehmen; wird ſie nicht damit übereinſtimmen, ſo wird er ſie als Irrthum verwerfen, nicht weil ſie der gemeinen Meynung, ſondern weil ſie, ſeinem beſten Wiſſen nach, den Geſetzen des Denkens widerſpricht. Bis dahin iſt er völlig gleichgültig gegen ſie; über ihren Inhalt hat er die Frage nicht erhoben; derſelbe iſt ihm bekannt; ihre Form hat er noch zu unterſuchen.

Mit dieſer kalten Ruhe und feſten Entſchloſſenheit blickt er hinein in das Gewühl der menſchlichen Meynungen überhaupt und ſeiner eignen Einfälle und Zweifel. Es wirbelt und ſtürmt um ihn herum, aber nicht in ihm; Er ſelbſt ſieht aus ſeiner unerreichbaren Burg ruhig dem Sturme zu. Er wird ihm zu ſeiner Zeit gebieten, und eine Welle nach der andern wird ſich legen. — Er will nur Harmonie mit ſich ſelbſt, und er bringt ſie hervor, ſo weit er bis jetzt gekommen iſt. Dort iſt noch Verwirrung in ſeinen Meynungen; das iſt nicht ſeine Schuld, denn bis dahin hat er noch nicht kommen können. Er wird auch dahin kommen, und dann wird jene Unordnung in die ſchönſte Ordnung ſich auflöſen.

Was wäre denn wohl endlich das härteſte, was ihm begegnen könnte? Geſetzt er fände, entweder weil die Schranken der endlichen Vernunft überhaupt, welches

unmöglich ist, oder weil die Schranken seines Individuums solches mit sich bringen, als letztes Resultat seines Strebens nach Wahrheit, daß es überhaupt gar keine Wahrheit und keine Gewißheit gebe. Er würde auch diesem Schicksale, dem härtesten, das ihn treffen könnte, sich unterwerfen; denn er ist zwar unglücklich, aber schuldlos; er ist seines redlichen Forschens sich bewußt, und das ist statt alles Glücks, dessen er nun noch theilhaftig werden kann.

Eben so ruhig — wenn dieser Umstand der Erwähnung werth ist — bleibt der entschiedne Freund der Wahrheit darüber, was andre zunächst zu seinen Ueberzeugungen sagen werden, wenn er in der Lage seyn sollte, sie mittheilen zu müssen; und der Gelehrte ist immer in dieser Lage, da er nicht blos für sich selbst, sondern zugleich für andre forscht. Die Frage ist ja gar nicht, ob wir mit andern, sondern ob wir mit uns selbst übereinstimmend denken. Ist das leztere, so können wir des erstern ohne unser Zuthun, und ohne erst die Stimmen zu sammeln, bey allen denen gewiß seyn, die mit sich selbst in Uebereinstimmung stehen; denn das Wesen der Vernunft ist in allen vernünftigen Wesen Eins, und eben dasselbe. Wie andre denken, wissen wir nicht, und wir können davon nicht ausgehen. Wie wir denken sollen, wenn wir vernünftig denken wollen, können wir finden; und so, wie wir denken sollen, sollen alle vernünftige Wesen denken. Alle Untersuchung muß von innen heraus, nicht von aussen herein, geschehen. Ich soll nicht denken, wie andre denken; sondern wie ich denken soll, so, soll ich annehmen, denken auch andre. — Mit denen übereinzustimmend zu seyn, die es mit sich selbst nicht

ſind, wäre das wohl ein würdiges Ziel für ein vernünftiges Weſen?

Das Gefühl der für formale Wahrheit angewendeten Kraft gewährt einen reinen, edlen, dauernden Genuß.

Einen ſolchen Genuß kann uns überhaupt nur dasjenige gewähren, was unſer eigen iſt, und was wir durch würdigen Gebrauch unſrer Freiheit uns ſelbſt erworben haben. Was uns hingegen ohne unſer Zuthun von auſſen gegeben worden iſt, gewährt keinen reinen Selbſtgenuß. Es iſt nicht unſer, und es kann uns eben ſo wieder genommen werden, wie es uns gegeben wurde; wir genieſſen an demſelben nicht uns ſelbſt, nicht unſer eignes Verdienſt, und unſern eignen Werth. So verhält es ſich insbeſondre auch mit Geiſteskraft. Das, was man guten Kopf, angebohrnes Talent, glückliche Naturanlage nennt, iſt gar kein Gegenſtand eines vernünftigen Selbſtgenuſſes, denn es iſt dabei gar kein eignes Verdienſt. Wenn ich eine reizbarere, thätigere Organiſation erhielt, wenn dieſelbe gleich bei meinem Eintritte ins Leben ſtärker, und zweckmäſſiger afficirt wurde, was habe ich dazu beigetragen? Habe ich jene Organiſation entworfen, unter mehrern ſie ausgewählt, und mir zugeeignet? Habe ich jene Eindrücke, die mich bei meinem Eintritte ins Leben empfingen, berechnet, und geleitet?

Meine Kraft iſt mein, lediglich in wiefern ich ſie durch Freiheit hervorgebracht habe: ich kann aber nichts in ihr hervorbringen, als ihre Richtung; und in dieſer beſteht denn auch die wahre Geiſteskraft. Blinde Kraft iſt keine Kraft, vielmehr Ohnmacht. Die Richtung aber

gebe ich ihr durch Freiheit; deren Regel iſt, ſtets übereinſtimmend mit ſich ſelbſt zu wirken; vorher war ſie eine fremde Kraft, Kraft der Willenloſen, und Zweckloſen Natur in mir.

Dieſe Geiſteskraft wird durch den Gebrauch verſtärkt, und erhöht; und dieſe Erhöhung giebt Genuß, denn ſie iſt Verdienſt. Sie gewährt das erhebende Bewußtſeyn: ich war Maſchine, und konnte Maſchine bleiben; durch eigne Kraft, aus eignem Antriebe habe ich mich zum ſelbſtſtändigen Weſen gemacht. Daß ich jetzt mit Leichtigkeit, frei, nach meinem eignen Zwecke fortſchreite, verdanke ich mir ſelbſt; daß ich feſt, frei und kühn an jede Unterſuchung mich wagen darf, verdanke ich mir ſelbſt. Dieſes Zutrauen auf mich, dieſen Muth, mit welchem ich unternehme, was ich zu unternehmen habe, dieſe Hoffnung des Erfolgs, mit der ich an die Arbeit gehe, verdanke ich mir ſelbſt.

Durch dieſe Geiſteskraft wird zugleich das moraliſche Vermögen geſtärkt, und ſie iſt ſelbſt moraliſch. Beyde hängen innig zuſammen, und wirken gegenſeitig ein auf einander. Wahrheitsliebe bereitet vor zur moraliſchen Güte, und iſt ſelbſt ſchon an ſich eine Art derſelben. Dadurch, daß man alle ſeine Neigungen, Lieblingsmeinungen, Rückſichten, alles, was auſſer uns iſt, den Geſetzen des Denkens frei unterwirft, wird man gewöhnt vor der Idee des Geſetzes überhaupt ſich niederzubeugen und zu verſtummen; und dieſe freie Unterwerfung iſt ſelbſt eine moraliſche Handlung. Herrſchende Sinnlichkeit ſchwächt in gleichem Grade das Intereſſe für Wahrheit, wie für Sittlichkeit. Durch den Sieg, den das

erſtere über dieſelbe erkämpft, wird zugleich für die Tugend ein Sieg erfochten. Freiheit des Geiſtes in Einer Rückſicht entfeſſelt in allen übrigen. Wer alles, was auſſer ihm liegt, in der Erforſchung der Wahrheit verachtet, der wird es auch in allem ſeinem Handeln überhaupt verachten lernen. Entſchloſſenheit im Denken führt nothwendig zur moraliſchen Güte und zur moraliſchen Stärke.

Ich ſetze kein Wort hinzu, um die Würde dieſer Denkart fühlbar zu machen. Wer ihrer fähig iſt, der fühlt ſie durch die bloſſe Beſchreibung; wer ſie nicht fühlt, dem wird ſie ewig unbekannt bleiben.

Ankündigung.

Es gehört unstreitig mit unter die auffallendsten Phänomene, daß, während unsre Litteratur so reich an Journalen von entschiedenem Werthe ist, unsre Politik deren so wenige aufzuweisen hat, und daß meist auch diese wenigen durch ihre einseitige und beschränkte Ansicht und Darstellung der Weltbegebenheiten und ihren platten Zeitungs-Ton so tief unter der dermaligen Höhe unsrer statswissenschaftlichen Cultur, und so sehr ausser Verhältniß mit einem Zeitalter sind, worinn die wichtigsten Ereignisse sich mit Ungestümm drängen.

Ich glaube daher kein ganz unnöthiges oder verdienstloses Unternehmen zu wagen, wenn ich mit dem Anfang des nächstkünftigen Jahres, im Verlage der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Tübingen, unter dem Titel:

Europäische Annalen

ein politisches Journal herausgeben werde, wovon am Schlusse eines jeden Monats ein Heft von 6 bis 7 Bogen, in median Octav, in einem saubern Umschlage brochirt, erscheinen soll.

Der Gehalt dieses Journals wird dessen Erscheinung am besten rechtfertigen. Indeß verbürge ich den Lesern hier vorläufig eine vollständige, unpartheyische, bescheidenfreimüthige Darstellung aller wichtigen Begebenheiten in allen Staaten Europens: ich verbürge ihnen — ja! nicht untereinander geworfne Bruchstücke von Briefen, oder Rhapsodie von blosen Zeitungs-Artikeln, noch viel minder jene schaalen Kannegiesereien, die dem Unterrichteten Ekel erregen, und den Ununterrichteten nur noch mehr verwirren; sondern — ein treues historisches Gemählde von Europa, so wie jedesmal dessen neueste Gestalt ist; eine fortlaufende Geschichte aller der verschiedenen Länder dieses Welttheils. Eine Hauptrükksicht wird auch mit auf diejenigen politischen Schriften, die entweder durch innern Werth klassisch oder als Gelegenheits-Schriften merkwürdig sind, so wie auf die Geschichte des Handels, der Erfindungen ꝛc. genommen werden.

Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß, ſo lange der jezige Krieg, unter allen, die je geführt wurden, der wichtigſte, noch fortdauert, der Erzählung von deſſen Gange und den Wendungen, die er auf dem Schlachtfeld oder in den Kabinetten nimmt, die der Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes angemeſſene vorzügliche Genauigkeit und Ausführlichkeit geweyhet werden wird.

Alles Bisherige iſt in meinem beſondern Namen geſagt. Ich darf aber auch noch dem Publikum die angenehme Hoffnung machen, daß einige unſrer vorzüglichſten Geſchichtſchreiber wohl bald die Ausführung des obigen Unternehmens mit mir theilen werden.

D. Poſſelt.

Herr D. Poſſelts ſchriftſtelleriſche Talente ſind durch ſein: Leben Guſtav III, Krieg der Franken ꝛc. ſo vortheilhaft bekannt, und das Bedürfniß nach einer Zeitſchrift von dieſem Gegenſtand — von einem ſolchen Schriftſteller ausgeführt — ſo groß, daß wir obiger Ankündigung nichts beizufügen haben, als die Verſicherung, daß wir für die möglichſte typographiſche Schönheit dieſer Monatsſchrift, ſo wie für die ſchleunigſte Verſendung derſelbigen beſorgt ſeyn werden, und daß der ganze Jahrgang in den Reichslanden und ſo weit die Fürſtl. Taxiſchen Poſten reichen, franko für 6 fl. 30 kr. rheiniſch, in Sachſen aber und entferntern Gegenden für 4 Rthl. ſächſiſch franko in allen Buchhandlungen und Poſtämtern zu haben ſeyn wird. Die Hauptſpedition für dieſe haben die löbl. Ober-Poſt-Aemter Stuttgardt und Cantſtadt übernommen.

Wer die Gefälligkeit für uns haben will, Beſtellungen darauf anzunehmen, darf der billigſten Bedingungen verſichert ſeyn.

Tübingen, im Nov. 1794.

J. G. Cottaiſche Buchhandlung.

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung in Tübingen sind kürzlich erschienen:

Biographien für die Jugend 1stes Bändchen, enthält D. B. Franklins Leben. 16 ggr.

Man hat in unserem Jahrhunderte angefangen einzusehen, daß es nothwendig seye, auch die Jugend mit Lektüre zu versorgen, und zwar mit eigner Lektüre; weil man fand, daß in den Büchern für Erwachsene ein grosser Theil der behandelten Gegenstände ausser dem jugendlichen Gesichtskreise lägen, mithin uninteressant wären; daß diese Bücher gar manche Kenntniß voraussetzten, welche die Jugend noch nicht hätte, mithin unverständlich seyn mußten; daß sie (und dieß gilt vornehmlich von solchen, die hauptsächlich zur Belustigung geschrieben sind) weitentfernt, die Bildung des moralischen Gefühls, und die moralische Gewöhnung zum Zwecke zu haben, vielmehr manches enthielten, was dieser schädlich seyn könnte, indem sie die Leidenschaften zu leichtsinnig ehrten und ihnen schmeichelten, ohne die zwar vielleicht in der Welt nichts von Bedeutung aber gewiß nie etwas Gutes geschieht, wenn sie nicht im Dienste des moralischen Gefühls, und unter seinen Gesetzen würken.

Diese Rükſichten gaben den Kinderschriften das Daseyn. Es ist nicht zu läugnen, daß mit dieser Art von Büchern vieler Mißbrauch getrieben worden ist; theils indem man der Jugend alles zu leicht machte, sie von der Anstrengung entwöhnte, und über der Verdeutlichung wissenschaftlicher Dinge, der Präcision der Begriffe schadete; theils indem Leute, die nicht viel wußten, immer noch genug zu wissen glaubten, um für die Jugend schreiben zu können; die Inconvenienz nicht zu rechnen, daß manche zu ihrem Publikum sich herab zu lassen nicht verstanden.

Der Verfasser vorliegender Biographien kannte alle diese Schwierigkeiten, und hofft ihnen ausgewichen zu seyn, oder sie überwunden zu haben. Lebensbeschreibungen berühmter Männer dünkten ihm ein vorzügliches Vehikel die moralische Urtheilskraft der Kinder zu üben, sie mit den Kräften des menschlichen Geistes bekannt zu machen; ihnen gelegentlich Unterricht in manchem Wissenswürdigen zu geben, und ihren Ehrgeiz zur Nachahmung des Guten und Lobenswürdigen anzufachen. Das einzige bittet er, daß man dem Worte: Jugend nicht eine zu enge Bedeutung gebe, sondern das ganze Alter von 10—18 Jahren darunter begreife.

Vorliegende Biographie des D. Franklins ist, wie man aus dem Vorhergehenden leicht begreift, kein unbedingter Panegyrikus. Der Verfasser würde geglaubt haben seinen Zweck durch eine Eloge nach herkommlichem Zuschnitt ganz zu verfehlen. Lobreden, auch die besten derselben, machen gewöhnlich der Redekunst des Verfassers Ehre, während sie der Moralität unvermerkt, aber desto gefährlicher schaden. Ein mehreres besagt hievon die Vorrede. Uebrigens können wir versichern, daß diese Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Mannes mit möglichster Vollständigkeit und Kürze alles zusammenfaßt, was von seinen Begebenheiten bisher bekannt geworden ist.

Bouwinghauſen Taſchenkalender für Pferdeliebhaber auf das Jahr 1795. 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publikum hat über die Güte der Idee eines ſolchen Calenders und über die Art der Ausführung derſelben durch ſeinen mehrjährigen Beyfall hinlänglich entſchieden. Es bedarf alſo wohl nur einer Innhaltsanzeige dieſer Schrift, welche durch den berühmten Nahmen ihres Verfaſſers und die ſchöne Kupferſtiche ſich ſelbſt genugſam empfiehlt.

Erſter Abſchnitt.

Enthält als Titelkupfer die Anſicht des anatomiſchen Gebäudes der Thierarzneiſchule in Berlin. Ferner die 12 Monate und zwiſchen dieſen die Kupferſtiche von 12 Königlich Preußiſchen Geſtütpferden. Fortſetzung der lebenden Stallmeiſter, der lebenden Bereiter, Pferdärzte und Schmide. Fortſetzung der Geſtütte und der Schriftſteller über die Pferdwiſſenſchaft. Ein Verzeichnis berühmter Sattler und Gutſchenmacher. Berichtigungen, Beförderungen und Todesfälle. Endlich die Zeit- und Feſtrechnung, und den Kalender der Türken und Juden.

Zweiter Abſchnitt.

1) Erklärung der Monatskupfer, nebſt einigen Ueberſezungen von arabiſchen Pferdsurkunden.
2) Biographie des Königl. Preußiſchen Oberſtallmeiſters, Reichsgrafen von Lindenau, ſamt deſſen Bildnis.
3) Pferdekenntnis und Wartung. Von den Pferdeſtallungen und deren Beſchaffenheit und Einfluß.
4) Pferdezucht. Nachrichten von den geſammten Königl. Preußiſchen Hand- und Landgeſtütten.
5) Pferdarzneikunſt. Weitere Nachrichten von der Thierarzneiſchule in Berlin, nebſt deren Grundriß von dem warmen Pferdebad.
6) Reitkunſt. Beſchreibung des Fürſtl. Salzburgiſchen Marſtalls, und der Reitſchulen daſelbſt.
7) Fuhrweſen und Equipagen. Etwas über die Equipagen und Fuhrweſen in Rußland.
8) Allerlei von Pferden.
9) Fortſezung der neuen Schriften über die Pferdwiſſenſchaft, welche in den Jahren 1793 und 1794 herausgekommen ſind.

Dritter Abſchnitt.

Chronologiſche Tabelle der Kaiſer und Könige.
Genealogiſches Verzeichnis der jetzt lebenden vornehmſten
1) weltlichen Potentaten, Fürſten und Fürſtinnen,
2) geiſtlichen Fürſten und Fürſtinnen.

Flora, Teutſchlands Töchtern geweiht. Eine Monatsſchrift von Freunden und Freundinnen des ſchönen Geſchlechts. Mit Kupfern und Muſik. Der Jahrgang 2 Rthl. 16 gr.

Schon aus zwei Jahrgängen kennt das Publikum dieſe Zeitſchrift, von welcher bereits ein Heft des dritten ausgegeben iſt; alſo können wir in der Anzeige des Inhalts derſelben kurz ſeyn. Man erwarte hier kein Romanenmagazin, deſſen Lektüre den Geiſt ermüdet, und das Herz leer läßt.

Wahr iſt's, die meiſten Aufſäze tragen das Gewand der Erzählung, des Gedichts, des Dramas, die Verfaſſer huldigten in der Ueberzeugung, daß zufällige Schönheit wahrem Werthe nie ſchaden könne, hierinnen dem Herkommen, aber ſie vergaſſen nie über der äuſſern Form den innern Stoff, der bey jeder Zeile dieſer Zeitſchrift nothwendig immer der nähmliche iſt: Moral.

Dem, der ſich hievon überzeugen will, nennen wir unter vielen andern nur wenige Stüke: z. B. Briefe von Julchen Lerſe vom Verfaſſer von Mädchenwerth und Mädchenglük; die Fabeln von Pfeffel, welche, wie die Leſewelt weiß, beynahe ausſchließliches Eigenthum der Flora ſind; mehrere Aufſäze von Herrn Huber ꝛc.

Ploucquet (D. W. G.) Initia Bibliothecæ medico-& chirurgico-practicæ realis. Tom. I—III. continentes Lit. A—G. 4to, Schreibpr. Subſcript. Preis 10 Rthlr. 2 gr.

Ein Werk, welches dem Litterator, dem Schriftſteller, dem Recenſenten in einer bißher unerreichten Vollſtändigkeit und in der zwangloſeſten Ordnung alles angiebt, was über alle Gegenſtände der praktiſchen Medicin und Wundarzneykunſt in allen verfloſſenen Jahrhunderten gedacht und geſchrieben worden iſt. Ein Werk, welches dem praktiſchen Arzte und Wundarzte die Beſonderheiten jeder Krankheit, die Erfunde bey Leichenöfnungen, die zuverläſſige oder wahrſcheinliche Urſachen jeder äuſſern und innern Krankheit, und die mit Nuzen, mit Schaden oder vergebens gebrauchte Heilmittel, benennte; ein ſolches Werk gehörte längſt unter die Wünſche der Aerzte und Wundärzte. Jezt iſt der Wunſch erfüllt, und die Erfüllung findet man in dem Ploucquetiſchen Repertorium. Den ſchon erſchienenen 3 Bänden folgen noch viere in ununterbrochener Reihe, ſo daß von Halbjahr zu Halbjahr immer gewiß Ein Band erſcheint. Mithin iſt das ganze Werk an Michaelis 1796 vollendet.

Für die unendliche Brauchbarkeit dieſes Repertoriums, ja für ſeine Unentbehrlichkeit bürgen die Zeugniſſe der Hrn. Baldinger, Tode, der Salzburger med. Zeitung, der allgemeinen deutſchen Litteraturzeitung, der allgemeinen teutſchen Bibliothek, des Intelligenzblattes des Journals der Erfindungen u. ſ. w.

Plutarchi Chæronenſis Opera Tom. I—VI. cura Hutten. 8 maj. Subſcript. Preis 5 Rthlr. 12 gr.

Daß dieſe Ausgabe bei ihrem ſchönen und correkten Druk die brauchbarſte und wohlfeilſte HandAusgabe iſt, die wir von dieſem geſchäzten Claſſiker haben, darüber berufen wir uns auf das Urtheil der Allgemeinen Litteraturzeitung, der Allgemeinen teutſchen Bibliothek, der Göttingiſchen, Tübingiſchen ꝛc. ꝛc. gelehrten Anzeigen.

Taſchenbuch für Natur- und Garten freunde auf 1795. Mit Abbildungen des Parks von Hohenheim und einigen Kupfern mit Gartenverzierungen. In einem niedlichen Umſchlag, der ebenfalls Muſter von Gartenverzierungen darſtellet, gebunden à 1 fl. 36 kr. oder 22 ggr.

Da seit Hirschfeld kein Garten-Almanach erschienen ist, und da der oben angezeigte seinem Vorgänger gewis nicht nachstehen darf, so war die gute Aufnahme, die er fand, zu erwarten.

Der Hauptplan bei dieser Unternehmung ist, denen Gartenliebhabern nach und nach eine Sammlung von guten Aufsäzzen über die vorzüglichste Zweige ihrer Kunst zu liefern, und sie zugleich mit den neuesten Fortschritten derselben von Jahr zu Jahr bekannt zu machen, so daß sie durch dieses Taschenbuch eine kleine Gartenbibliothek erhalten, die ihnen eine Menge anderer Bücher entbehrlich machen soll.

Der Innhalt dieses Jahrgangs ist folgender:

1. Monatliche Verrichtungen beim Blumenbau.
2. Monatliche Verrichtungen bei der Obstbaumzucht.
3. Beschreibung des Gartens von Hohenheim mit sehr schönen Abbildungen der vorzüglichsten Parthieen dieser geschmakvollen Anlage.
4. Praktische Anleitung zur besten gärtnerischen Behandlung der Haidearten Von Hrn. D. Roemer.
5. Fragmentarische Beiträge zu ästhetischer Ausbildung des deutschen Gartengeschmaks.
6. Zeichnungen von schönen Gefässen, kleinen Altären und Monumenten. Zum Gebrauch bei Gartenverzierungen. Von Hrn. Hofbildhauer Isopi.
7. Ueber einige Pflanzen, deren Wartung den Liebhabern Freude machen und ihre Gärten verschönern wird. Von Hrn. D. Roemer.
8. Abhandlung vom Nelkenbau, mit 1 Kupfer. Von Hrn. Prokurator Heller, einem der vorzüglichsten Kenner dieses künstlichen Blumenbaues, und dessen Flor die einzige ihrer Art ist.
9. Von der Schädlichkeit der Maulwurfsgrillen und ihrer Ausrottung.
10. Ueber die Erfindung, Pflanzen durch Wasserdampf wachsen zu machen.
11. Vom Nesselbau.
12. Neue Filtrirmaschine.
13. Der Prinzessin Louise Auguste von Dännemark bei ihrer Ankunft in Düsternbrock von Hirschfeld.
14. Vom Abt Denis auf Hirschfeld.

Der Umschlag, in welchen dieses Taschenbuch gebunden wird, stellt 9 niedliche Gartenverzierungen von Herrn Hofbildhauer Isopi vor.

Wir dürfen nach der Jenaer Litt. Zeitung versichern, daß Innhalt und Kupfern aller Erwartung entsprechen werden, und so wie wir bei diesem Jahrgang das Möglichste thaten, um etwas Vorzügliches zu liefern, so können wir dieses bei den folgenden noch mehr versprechen. Beiträge werden wir mit Vergnügen annehmen, und nach Verlangen honoriren.

Wer ein mehreres davon wissen will, den verweisen wir auf die Anzeige dieses Taschenbuchs in der Allgemeinen Litt. Zeitung.

Die Horen

Jahrgang 1795

Zweytes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des zweyten Stücks.

I Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. Seite 1

II Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt. — 29

III Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Fortſetzung. — 51

IV Epiſtel. — 95

V Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur. — 99

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Zweytes Stück.

I

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

Fortſetzung.

Abends nach Tiſche als die Baroneſſe zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beyſammen, und ſprachen über mancherley Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die ſich verbreiteten. Man war dabey, wie es gewöhnlich in ſolchen Augenblicken zu geſchehen pflegt, im Zweifel was man glauben und was man verwerfen ſollte.

Der alte Hausfreund ſagte darauf: ich finde am bequemſten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr ſeyn laſſen, was wahr ſeyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Menſch auch gewöhnlich ſo verfahre, und durch einige Wendung des Geſprächs kam man auf die entſchiedene Neigung unſrer Natur das Wunderbare zu glauben; man redete vom Romanhaften, vom Geiſterhaften und als der Alte einige gute Geſchichten dieſer Art künftig zu erzählen verſprach, verſetzte Fräulein Louiſe: Sie wären recht artig

und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beyſammen ſind, eine ſolche Geſchichte vortrügen, wir würden aufmerkſam zuhören und Ihnen dankbar ſeyn.

Ohne ſich lange bitten zu laſſen, fing der Geiſtliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daſelbſt eine Geſchichte, die großes Aufſehen erregte, und worüber die Urtheile ſehr verſchieden waren. Die einen behaupteten, ſie ſey völlig erſonnen, die andern, ſie ſey wahr, aber es ſtecke ein Betrug dahinter. Dieſe Parthey war wieder unter einander ſelbſt uneinig; ſie ſtritten wer dabey betrogen haben könnte; andere dagegen behaupteten: es ſey keinesweges ausgemacht, daß geiſtige Naturen nicht ſollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müſſe nicht jede wunderbare Begebenheit ausſchließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geſchichte ſelbſt.

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitaniſchen Publikums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reitzt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verſtändig wußte ſie die Freuden zu genießen, die beyde gewähren, ohne daß ſie dabey aus der Faſſung kam, die ihr in ihrer Lage ſo nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten ſich zu ihr, nur wenige nahm ſie auf, und

wenn ſie bey der Wahl ihrer Liebhaber meiſt ihren Augen und ihrem Herzen folgte, ſo zeigte ſie doch bey allen kleinen Abentheuern einen feſten, ſichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für ſie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit ſie einige Zeit zu ſehen, indem ich mit einem ihrer Begünſtigten in nahem Verhältniſſe ſtand.

Verſchiedne Jahre waren hingegangen, ſie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, ſchwache und unzuverläßige Menſchen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewiſſen Sinne dem Weibe alles iſt, gerade da, wo ſie eines Beyſtandes am nöthigſten bedürfte, bey Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bey augenblicklichen Entſchließungen meiſtentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar ſeiner Geliebten, indem er nur an ſich ſelbſt denkt, ſchadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmſte zu rathen, und ſie zu den gefährlichſten Schritten zu verleiten ſich gedrungen fühlt.

Bey ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geiſt meiſtentheils unbeſchäftigt geblieben; auch dieſer verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben und kaum hatte ſie dieſes Bedürfniß gefühlt, ſo fand ſich unter denen, die ſich ihr zu nähern ſuchten, ein junger Mann, auf den ſie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen ſchien.

Es war ein Genueſer, der ſich um dieſe Zeit, einiger wichtigen Geſchäfte ſeines Hauſes wegen, in Neapel aufhielt. Bey einem ſehr glücklichen Naturell hatte er die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen. Seine Kenntniſſe wa-

ren ausgebreitet, ſein Geiſt wie ſein Körper vollkommen ausgebildet; ſein Betragen konnte für ein Muſter gelten, wie einer, der ſich keinen Augenblick vergißt, ſich doch immer in andern zu vergeſſen ſcheint. Der Handelsgeiſt ſeiner Geburtsſtadt ruhete auf ihm; er ſah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war ſeine Lage nicht die glücklichſte; ſein Haus hatte ſich in einige höchſt gefährliche Spekulationen eingelaſſen, und war in gefährliche Prozeſſe verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten ſich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen äußern Anſtrich von Traurigkeit, der ihm ſehr wohl anſtand, und der unſerm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, weil ſie zu fühlen glaubte, daß er ſelbſt einer Freundin bedürfe.

Er hatte ſie nur bisher an öffentlichen Orten und bey Gelegenheit geſehen, ſie vergönnte ihm nunmehr auf ſeine erſte Anfrage den Zutritt in ihrem Hauſe, ja ſie lud ihn recht dringend ein und er verfehlte nicht zu kommen.

Sie verſäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunſch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inſtändig ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der ſie ſich eben befand, und worüber er bey ſeinen mancherley Verhältniſſen den beſten Rath geben, und die ſchleunigſte Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen ſeine Lage, und indem ſie ihn zu erheitern und zu tröſten wußte, indem ſich in ihrer Gegen-

wart manches entwickelte, was ſonſt bey ihm nicht ſo früh erwacht wäre, ſchien ſie auch ſeine Rathgeberin zu ſeyn, und eine wechſelſeitige auf die edelſte Achtung, auf das ſchönſte Bedürfniß gegründete Freundſchaft hatte ſich in kurzem zwiſchen ihnen befeſtigt.

Nur leider überlegt man bey Bedingungen die man eingeht, nicht immer, ob ſie möglich ſind. Er hatte verſprochen nur Freund zu ſeyn, keine Anſprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er ſich nicht läugnen, daß ihm die von ihr begünſtigten Liebhaber überall im Wege, höchſt zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Beſonders fiel es ihm höchſt ſchmerzlich auf, wenn ihn ſeine Freundin von den guten und böſen Eigenſchaften eines ſolchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünſtigten genau zu kennen ſchien, und doch noch vielleicht ſelbigen Abend, gleichſam zum Spott des werthgeſchäzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weiſe geſchah es bald, daß das Herz der Schönen frey wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen, und ſuchte ihr vorzuſtellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerſtand und Widerwillen gab ſie ſeinen Wünſchen Gehör; ich fürchte, ſagte ſie, daß ich über dieſer Nachgiebigkeit das Schäzbarſte auf der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweiſſagt; denn kaum hatte er eine Zeitlang in ſeiner doppelten Eigenſchaft bey ihr gegolten, ſo fingen ſeine Launen an beſchwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung und als ein verſtändi-

ger und angenehmer Mann unausgeſetzte Unterhaltung. Dieß aber war keinesweges nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; ſie konnte ſich in keine Aufopferung finden, und hatte nicht Luſt irgend jemand ausſchließliche Rechte zuzugeſtehen. Sie ſuchte daher auf eine zarte Weiſe ſeine Beſuche nach und nach zu verringern, ihn ſeltner zu ſehen und ihn fühlen zu laſſen, daß ſie um keinen Preis der Welt ihre Freyheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er ſich vom größten Unglück betroffen und leider befiel ihn dieſes Unheil nicht allein: ſeine häuslichen Angelegenheiten fingen an äußerſt ſchlimm zu werden. Er hatte ſich dabey den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an ſein Vermögen als eine unerſchöpfliche Quelle angeſehen, daß er ſeine Handelsangelegenheiten verſäumt, um auf Reiſen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu ſpielen, als ihm ſeine Geburt und ſein Einkommen geſtatteten. Die Prozeſſe, auf die er ſeine Hoffnung ſetzte, gingen langſam und waren koſtſpielig. Er mußte deshalb einigemal nach Palermo und während ſeiner letzten Reiſe machte das kluge Mädchen verſchiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von ſich zu entfernen. Er kam zurück, und fand ſie in einer andern Wohnung, entfernt von der ſeinigen, und ſah den Markeſe von S. der damals auf die öffentlichen Luſtbarkeiten und Schauſpiele großen Einfluß hatte, vertraulich bey ihr aus und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine ſchwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu ſeiner Freundin gelangte, eilte ſie zu ihm, ſorgte für ihn, richtete ſeine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß ſeine Caſſe

nicht zum beſten beſtellt war, ließ ſie eine anſehnliche Summe zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihre Freyheit einzuſchränken hatte der Freund ſchon viel in ihren Augen verloren, und wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerkſamkeit auf ihn zugenommen, und die Entdeckung, daß er in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſo unklug gehandelt habe, gab ihr nicht die günſtigſten Begriffe von ſeinem Verſtande und ſeinem Charakter. Indeſſen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr ſchien ihre Sorgfalt für ſeine Geneſung, die Treue, womit ſie halbe Tage lang an ſeinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundſchaft und Liebe als ihres Mitleids zu ſeyn und er hofte nach ſeiner Geneſung in alle Rechte wieder eingeſetzt zu werden.

Wie ſehr irr'te er ſich! In der Maße wie ſeine Geſundheit wieder kam und ſeine Kräfte ſich erneuerten, verſchwand bey ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er ſchien ihr ſo läſtig, als er ihr ſonſt angenehm geweſen war. Auch war ſeine Laune, ohne daß er es ſelbſt bemerkte, während dieſer Begebenheiten höchſt bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an ſeinem Schickſal haben konnte, warf er auf andere und wußte ſich in allem völlig zu rechtfertigen. Er ſah in ſich nur einen unſchuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann und hoffte völlige Entſchädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit ſeiner Geliebten.

Mit dieſen Anforderungen trat er gleich in den erſten

Tagen hervor, als er wieder ausgehen und ſie beſuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß ſie ſich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabſchieden, das Theater verlaſſen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben ſollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit ſeine Forderungen zu bewilligen, erſt auf eine ſcherzhafte, dann auf eine ernſthafte Weiſe und war leider endlich genöthigt ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet ſey, zu geſtehen. Er verließ ſie um ſie nicht wieder zu ſehen.

Er lebte noch einige Jahre in einem ſehr eingeſchränkten Kreiſe, oder vielmehr blos in der Geſellſchaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hauſe wohnte, und ſich von wenigen Renten erhielt. In dieſer Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern; allein ſeine Geſundheit war untergraben und das Glück ſeines Lebens war verloren. Bey einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine ſchwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm ſein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünſchte er ſeine ſchöne Freundin noch Einmal zu ſehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu ihr, der ſonſt in glücklichern Zeiten manche günſtige Antwort gebracht hatte. Er ließ ſie bitten, ſie ſchlug es ab. Er ſchikte zum zweytenmal und ließ ſie beſchwören; ſie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war ſchon tief in der Nacht, ſendete er zum drittenmal; ſie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Markeſe und einigen andern Freunden bey ihr zum Abendeſſen. Ich rieth ihr und bat ſie dem Freunde den letzten Liebesdienſt zu erzeigen; ſie ſchien unentſchloſſen, aber nach einigem Nachdenken nahm ſie ſich zuſammen. Sie

ſchickte den Bedienten mit einer abſchläglichen Antwort weg und er kam nicht wieder.

Wir ſaßen nach Tiſche in einem vertrauten Geſpräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als ſich auf einmal, mitten unter uns, eine klägliche, durchdringende, ängſtliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zuſammen, ſahen einander an und ſahen uns um, was aus dieſem Abentheuer werden ſollte. Die Stimme ſchien an den Wänden zu verklingen, wie ſie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Markeſe ſtand auf und ſprang ans Fenſter, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erſt langſam zu ſich ſelbſt. Der eiferſüchtige und heftige Italiener ſah kaum ihre wieder aufgeſchlagenen Augen, als er ihr bittre Vorwürfe machte. Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, ſagte er, ſo laſſen Sie doch ſolche weniger auffallend und heftig ſeyn. Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geiſtes, daß, da ſie jedermann und zu jeder Zeit bey ſich zu ſehen das Recht habe, ſie wohl ſchwerlich ſolche traurige und ſchreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich ſchreckhaftes. Seine langen nachdrönenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entſtellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bey ihr bleiben. Es ließ ſich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieſelbe Geſellſchaft, nicht ſo heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieſelbige Zeit derſelbe gewaltſame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indeſſen über die Art des Schreyes und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt, und unſre Vermuthungen erſchöpft. Was ſoll ich weitläuftig ſeyn? So oft ſie zu Hauſe aß, ließ er ſich um dieſelbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer. Ganz Neapel ſprach von dieſem Vorfall. Alle Leute des Hauſes, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhafteſten Theil daran, ja die Polizey ward aufgerufen. Man ſtellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gaſſe ſchien der Klang aus der freyen Luft zu entſpringen, und in dem Zimmer hörte man ihn auf das deutlichſte. So oft ſie auswärts aß, vernahm man nichts; ſo oft ſie zu Hauſe war, ließ ſich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hauſe blieb ſie nicht ganz von dieſem böſen Begleiter verſchont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die erſten Häuſer geöffnet. Sie war als eine gute Geſellſchafterin überall willkommen und ſie hatte ſich, um dem böſen Gaſte zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hauſe zu ſeyn.

Ein Mann, durch ſein Alter und ſeine Stelle ehrwürdig, führte ſie eines Abends in ſeinem Wagen nach Hauſe. Als ſie vor ihrer Thüre von ihm Abſchied nimmt, entſteht der Klang zwiſchen ihnen beyden, und man hebt dieſen Mann, der ſo gut wie tauſend andere die Geſchichte wußte, mehr todt als lebendig in ſeinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den ſie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt eine Freundin zu beſuchen. Er hatte von dieſem ſeltſamen Phäno-

menon reden hören und zweifelte, als ein muntrer Knabe, an einem ſolchen Wunder. Sie ſprachen von der Begebenheit. Ich wünſchte doch auch, ſagte er, die Stimme Ihres unſichtbaren Begleiters zu hören: rufen Sie ihn doch auf, wir ſind ja zu Zweyen, und werden uns nicht fürchten. Leichtſinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was ſie vermochte, genug ſie ruft dem Geiſte, und in dem Augenblicke entſteht mitten im Wagen der ſchmetternde Ton, läßt ſich dreymal ſchnell hinter einander gewaltſam hören und verſchwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hauſe ihrer Freundin fand man beyde ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich, und vernahm was ihnen begegnet ſey.

Die Schöne brauchte einige Zeit ſich zu erhohlen. Dieſer immer erneuerte Schrecken griff ihre Geſundheit an und das klingende Geſpenſt ſchien ihr einige Friſt zu verſtatten, ja ſie hofte ſogar, weil es ſich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreyt zu ſeyn. Allein dieſe Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm ſie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Luſtreiſe. Sie wollte einen Beſuch auf dem Lande machen; es war Nacht ehe ſie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten ſie in einem ſchlechten Wirthshaus übernachten und ſich ſo gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin ſich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem ſie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andre Bette ſtei-

gen, als dieſe ſcherzend zu ihr ſagte: wir ſind hier am Ende der Welt und das Wetter iſt abſcheulich, ſollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er ſich hören, ſtärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders als die Hölle ſey im Zimmer, ſprang aus dem Bette, lief wie ſie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zuſammen. Niemand that dieſe Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letztemal daß ſich der Ton hören ließ, nur hatte der ungebetene Gaſt noch eine andere läſtigere Weiſe ſeine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da ſie mit ihrer Geſellſchaft zu Tiſche ſaß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder ſtark geladenen Piſtole, zum Fenſter herein fiel. Alle hörten den Knall, alle ſahen das Feuer, aber bey näherer Unterſuchung fand man die Scheibe ohne die mindeſte Verletzung. Demohngeachtet nahm die Geſellſchaft den Vorfall ſehr ernſthaft und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben ſtehe. Man eilt nach der Polizey, man unterſucht die benachbarten Häuſer und da man nichts verdächtiges findet, ſtellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchſucht genau das Haus worinn ſie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle dieſe Vorſicht war vergebens. Drey Monate hinter einander fiel in demſelbigen Augenblicke der Schuß durch dieſelbe Fenſterſcheibe, ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der

italieniſchen Uhr gezählt wird und Mitternacht daſelbſt eigentlich keine Epoke macht.

Man gewöhnte ſich endlich an dieſe Erſcheinung wie an die vorige, und man rechnete dem Geiſte ſeine unſchädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal ohne die Geſellſchaft zu erſchrecken, oder ſie in ihrem Geſpräch zu unterbrechen.

Eines Abends, nach einem ſehr warmen Tage, öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenſter und trat mit dem Markeſe auf den Balkon. Kaum ſtanden ſie einige Minuten drauſſen, als der Schuß zwiſchen ihnen beyden durchfiel und ſie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer ſchleuderte, wo ſie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als ſie ſich wieder erhohlt hatten, fühlte er auf der linken, ſie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige und da man ſich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherley ſcherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ ſich dieſer Schall im Hauſe nicht wieder hören und ſie glaubte nun endlich ganz von ihrem unſichtbaren Verfolger befreyt zu ſeyn, als auf einem Wege, den ſie Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abentheuer ſie nochmals auf das gewaltſamſte erſchreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaia, wo ehemals der geliebte genueſiſche Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondſchein. Eine Dame, die bey ihr ſaß, fragte: iſt das nicht das Haus, in welchem der Herr * geſtorben iſt? Es iſt eins von dieſen beyden, ſo viel ich weiß, ſagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus

einem dieſer beyden Häuſer der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutſcher glaubte angegriffen zu ſeyn und fuhr mit aller möglichen Geſchwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Beſtimmung hub man die beyden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieſer Schrecken war auch der letzte. Der unſichtbare Begleiter änderte ſeine Methode und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenſtern ein lautes Händeklatſchen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauſpielerin dieſen Schall ſchon mehr gewohnt. Er hatte an ſich nichts ſchreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuſchreiben. Sie gab wenig darauf acht. Ihre Freunde waren aufmerkſamer und ſtellten, wie das vorigemal, Poſten aus. Sie hörten den Schall, ſahen aber vor wie nach niemand, und die meiſten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieſer Erſcheinungen.

Nach einiger Zeit verlohr ſich auch dieſer Klang und verwandelte ſich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodiſch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie ſchienen den genaueſten Beobachtern von der Ecke einer Querſtraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenſter hinzuſchweben und dann dort auf das Sanfteſte zu verklingen. Es war als wenn ein himmliſcher Geiſt durch ein ſchönes Präludium aufmerkſam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff ſey. Auch dieſer Ton verſchwand endlich und ließ ſich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geſchichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die

Gesellschaft an ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äussern, ob sie wahr sey, ob sie auch wahr seyn könne?

Der Alte behauptete, sie müsse wahr seyn, wenn sie interessant seyn solle: denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Verdienst. Jemand bemerkte darauf: es scheine sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgeschiedenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

Auch dieses ist geschehen, versetzte der Alte: ich war selbst neugierig genug gleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen, und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft gegen das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast allein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe.

Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht als sie vor seinem Ende noch einmal zu sehen, wahrscheinlich in der Hoffnung nur noch eine zärtliche Aeusserung, eine Reue oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sey ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen, und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweiflend habe er ausgerufen: nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tod soll sie keine Ruhe vor mir ha-

ben. Mit dieſer Heftigkeit verſchied er und nur zu ſehr mußten wir erfahren, daß man auch jenſeit des Grabes Wort halten könne.

Die Geſellſchaft fing aufs neue an über die Geſchichte zu meynen und zu urtheilen. Zuletzt ſagte der Bruder Fritz: ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äuſſern will, als bis ich nochmals alle Umſtände in mein Gedächtniß zurück gerufen und meine Combinationen beſſer geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, ſuchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er ſich erbot, gleichfalls eine Geſchichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Intereſſe nicht gleiche, aber doch auch von der Art ſey, daß man ſie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bey einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer ſtarken Familie bewohnte, war eine Waiſe erzogen worden, die, als ſie herangewachſen und vierzehn Jahr alt war, meiſt um die Dame vom Hauſe ſich beſchäftigte und die nächſten Dienſte ihrer Perſon verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden und ſie ſchien nichts weiter zu wünſchen, als durch Aufmerkſamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu ſeyn. Sie war wohlgebildet und es fanden ſich einige Freyer um ſie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieſer Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und ſie zeigte auch nicht das mindeſte Verlangen ihren Zuſtand zu ändern.

Auf einmal begab ſich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hauſe Geſchäfts halber herumging, unter ihr,

hier und da, pochen hörte. Anfangs ſchien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beynahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward ſie ängſtlich und traute ſich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem ſie allein Ruhe hatte.

Dieſes Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr ſtand. Anfangs ſcherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hauſe, der von einem lebhaften Geiſt war, unterſuchte nun ſelbſt die Umſtände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht ſowohl indem ſie den Fuß aufſetzte, als indem ſie ihn zum Weiterſchreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig und beſonders waren ſie ſehr ſtark wenn ſie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigſten war, gleich hinter ihr die Dielen aufreiſſen. Es fand ſich nichts, auſſer daß bey dieſer Gelegenheit ein paar groſſe Ratten zum Vorſchein kamen, deren Jagd viel Lerm im Hauſe verurſachte.

Entrüſtet über dieſe Begebenheit und Verwirrung griff der Hausherr zu einem ſtrengen Mittel, nahm ſeine gröſte Hetzpeitſche von der Wand und ſchwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn ſich noch ein einzigmal das Pochen hören lieſſe. Von der Zeit an ging ſie ohne Anfechtung im ganzen Hauſe herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn deutlich ſieht, fiel Luiſe ein, daß das ſchöne Kind ſein eignes Geſpenſt war und aus irgend einer Urſache ſich dieſen Spaß gemacht und ſeine Herrſchaft zum Beſten gehabt hatte.

Keinesweges, verſetzte Fritz: denn diejenigen, welche dieſe Wirkung einem Geiſte zuſchrieben, glaubten, ein Schutzgeiſt wolle zwar das Mädchen aus dem Hauſe haben, aber ihr doch kein Leids zufügen laſſen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wiſſenſchaft oder das Geſchick gehabt habe, dieſe Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hauſe in ſeine Arme zu nöthigen. Dem ſey wie ihm wolle, das gute Kind zehrte ſich über dieſen Vorfall beynah völlig ab, und ſchien einem traurigen Geiſte gleich, da ſie vorher friſch, munter und die Heiterſte im ganzen Hauſe geweſen. Aber auch eine ſolche körperliche Abnahme läßt ſich auf mehr als eine Weiſe deuten.

Es iſt Schade, verſetzte Karl, daß man ſolche Vorfälle nicht genau unterſucht, und daß man bey Beurtheilung der Begebenheiten, die uns ſo ſehr intereſſiren, immer zwiſchen verſchiedenen Wahrſcheinlichkeiten ſchwanken muß, weil die Umſtände, unter welchen ſolche Wunder geſchehen, nicht alle bemerkt ſind.

Wenn es nur nicht überhaupt ſo ſchwer wäre zu unterſuchen, ſagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwiſchen laſſe, worin Betrug und Irrthum ſich verſtecken könne. Vermag man denn einem Ta-

ſchenſpieler ſo leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wiſſen, daß er uns zum Beſten hat?

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein ſehr ſtarker Knall ſich hören ließ. Alle fuhren auf und Karl ſagte ſcherzend: es wird ſich doch kein ſterbender Liebhaber hören laſſen.

Er hätte gewünſcht ſeine Worte wieder zurück zu nehmen, denn Luiſe ward bleich und geſtand, daß ſie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um ſie zu zerſtreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtiſche, der in der Ecke ſtand. Die gewölbte Decke deſſelben war quer völlig durchgeriſſen; man hatte alſo die Urſache des Klanges; aber demohngeachtet fiel es ihnen auf, daß dieſer Schreibtiſch von Rautchens beſter Arbeit, der ſchon mehrere Jahre an demſelben Platze ſtand, in dieſem Augenblicke zufällig geriſſen ſeyn ſollte. Man hatte ihn oft als ein Muſter einer vortrefflichen und dauerhaften Tiſchlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun ſollte er auf einmal reiſſen, ohne daß in der Luft die mindeſte Veränderung zu ſpüren war.

Geſchwind, ſagte Karl, laßt uns zuerſt dieſen Umſtand berichtigen und nach dem Barometer ſehen.

Das Queckſilber hatte ſeinen Stand vollkommen, wie ſeit einigen Tagen, das Thermometer ſelbſt war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit ſich brachte.

Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bey der Hand

haben, rief er aus: gerade das Inſtrument wäre das nöthigſte!

Es ſcheint, ſagte der Alte, daß uns immer die nöthigſten Inſtrumente abgehen, wenn wir Verſuche auf Geiſter anſtellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Haſt herein kam und meldete, daß man ein ſtarkes Feuer am Himmel ſehe, man könne aber nicht wiſſen, ob es in der Stadt oder in der Gegend ſey.

Da man durch das Vorhergehende ſchon empfänglicher für den Schrecken geworden war, ſo wurden alle mehr, als es vielleicht ſonſt geſchehen ſeyn würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauſes, wo auf einer groſſen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bey Nacht die verſchiedenen Lagen der Orte ziemlich genau beſtimmen konnte. Die andern blieben, nicht ohne Sorgen und Bewegung, bey einander.

Fritz kam zurück und ſagte: ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchſt wahrſcheinlich iſt der Brand nicht in der Stadt, ſondern auf dem Guthe unſrer Tante. Ich kenne die Richtung ſehr genau und fürchte mich nicht zu irren. Man bedaurte die ſchönen Gebäude und überrechnete den Verluſt. Indeſſen, ſagte Fritz, iſt mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigſtens über das ſonderbare Anzeichen des Schreibtiſches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in

der wir den Klang gehört haben. Sie rechneten zurück und es konnte etwa halb Zwölfe geweſen ſeyn.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Fritz fort, will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unſre Mutter ſchon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte ſagen einen gleichen Schreibtiſch an unſre Tante geſchenkt hat. Beyde waren zu Einer Zeit aus Einem Holze mit der größten Sorgfalt von Einem Meiſter verfertigt, beyde haben ſich bisher trefflich gehalten und ich wollte wetten, daß in dem Augenblicke mit dem Luſthauſe unſrer Tante der zweyte Schreibtiſch verbrennt, und daß ſein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen ſelbſt aufmachen und dieſes ſeltſame Factum ſo gut als möglich zu berichtigen ſuchen.

Ob Friedrich wirklich dieſe Meynung hegte, oder ob der Wunſch, ſeine Schweſter zu beruhigen, ihm zu dieſem Einfall geholfen, wollen wir nicht entſcheiden, genug ſie ergriffen die Gelegenheit über manche unleugbare Sympathien zu ſprechen und fanden am Ende eine Sympathie zwiſchen Hölzern die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwiſchen Werken die Ein Künſtler verfertigt, noch ziemlich wahrſcheinlich. Ja ſie wurden einig, dergleichen Phänomene eben ſo gut für Naturphänomene gelten zu laſſen, als andre, welche ſich öfter wiederhohlen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, ſagte Karl: ſcheint mir: daß jedes Phänomen, ſo wie jedes Factum an ſich eigentlich das Intereſſante ſey. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zuſammenhängt, macht ſich gewöhnlich eigentlich

nur einen Spaß, und hat uns zum beſten, wie z. B. der Naturforſcher und Hiſtorienſchreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit iſt intereſſant, nicht weil ſie erklärbar oder wahrſcheinlich, ſondern weil ſie wahr iſt. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtiſch der Tante verzehrt hat, ſo iſt das ſonderbare Reiſſen des unſern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, ſie mag übrigens erklärbar ſeyn und zuſammenhängen mit was ſie will.

So tief es auch ſchon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen und Karl erbot ſich gleichfalls eine Geſchichte zu erzählen, die nicht minder intereſſant ſey, ob ſie ſich gleich vielleicht eher erklären und begreiffen laſſe, als die vorigen.

Der Marſchall von Baſſompierre, ſagte er, erzählt ſie in ſeinen Memoiren; es ſey mir erlaubt in ſeinem Namen zu reden.

Seit fünf oder ſechs Monaten hatte ich bemerkt, ſo oft ich über die kleine Brücke ging, (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht gebaut) daß eine ſchöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwey Engeln kenntlich war, ſich tief und wiederhohlt vor mir neigte und mir ſo weit nachſah, als ſie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich ſah ſie gleichfalls an und dankte ihr ſorgfältig. Einſt ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat ſie an ihre Ladenthüre und ſagte zu mir, indem ich vorbeyritt: mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umſah, hatte ſie

ſich weiter vorgelehnt, um mir ſo weit als möglich nachzuſehen.

Ein Bedienter nebſt einem Poſtillon folgten mir, die ich noch dieſen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurück ſchicken wollte. Auf meinen Befehl ſtieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau ihr in meinem Namen zu ſagen, daß ich ihre Neigung mich zu ſehen und zu grüßen bemerkt hätte, ich wollte, wenn ſie wünſchte mich näher kennen zu lernen, ſie aufſuchen, wo ſie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine beſſere Neuigkeit bringen können, ſie wolle kommen, wohin ich ſie beſtellte, nur mit der Bedingung, daß ſie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorſchlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zuſammen kommen könnten? Er antwortete, daß er ſie zu einer gewiſſen Kupplerin führen wollte; rathe mir aber, weil die Peſt ſich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hauſe hinbringen zu laſſen. Ich nahm den Vorſchlag an und er verſprach mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine ſehr ſchöne Frau von ohngefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem ſehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grün wollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir auſſerordentlich, und da ich mir eini-

ge Freyheiten herausnehmen wollte, lehnte ſie meine Liebkoſungen mit ſehr guter Art ab und verlangte mit mir zwiſchen zwey Leintüchern zu ſeyn. Ich erfüllte ihr Begehren und kann ſagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt, noch von irgend einer mehr Vergnügen genoſſen hätte. Den andern Morgen fragte ich ſie: ob ich ſie nicht noch einmal ſehen könnte, ich verreiſe erſt Sonntag, und wir hatten die Nacht vom Donnerſtag auf den Freytag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir: daß ſie es gewiß lebhafter wünſche als ich, wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, ſey es ihr unmöglich, denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne ſie mich wieder ſehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, ſagte ſie: Ihr ſeyd wohl meiner in dieſem Augenblicke ſchon überdrüßig und wollt nun Sonntags verreiſen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, verſprach ihr den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nemlichen Orte einzufinden. Darauf antwortete ſie mir: ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein ſchändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freywillig gethan, und ich hatte ein ſo unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu ſeyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenſchaft bin ich an dieſen abſcheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweytenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes ſterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch

irgend jemand zu Willen geweſen bin, und nach irgend einem andern verlange. Aber was thäte man nicht für eine Perſon, die man liebt und für einen Baſſompierre? Um ſeinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch ſeine Gegenwart dieſen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal ſehen, ſo will ich Euch bey meiner Tante einlaſſen.

Sie beſchrieb mir das Haus aufs genaueſte und fuhr fort: ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch ſpäter, die Thüre ſoll offen ſeyn. Erſt findet Ihr einen kleinen Gang, in dem haltet Euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann ſtößt euch eine Treppe ſogleich entgegen, die Euch ins erſte Geſchoß führt, wo ich Euch mit offnen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntags Nacht, in der ich das ſchöne Weibchen wieder ſehen ſollte. Um zehn Uhr war ich ſchon am beſtimmten Orte. Ich fand die Thüre, die ſie mir bezeichnet hatte, ſogleich, aber verſchloſſen und im ganzen Hauſe Licht, das ſogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern ſchien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsſtimme, die mich fragte, wer draußen ſey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand ſie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erſtaunt war ich, als ich in dem Zim-

mer ein paar Leute fand, welche Bettſtroh verbrannten und bey der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwey nackte Körper auf dem Tiſche ausgeſtreckt ſahe. Ich zog mich eilig zurück und ſtieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich ſuchte? Ich zog den Degen, um ſie mir vom Leibe zu halten und kam nicht unbewegt von dieſem ſeltſamen Anblick nach Hauſe. Ich trank ſogleich drei bis vier Gläſer Wein, ein Mittel gegen die peſtilenzialiſchen Einflüſſe, das man in Deutſchland ſehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reiſe nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieſer Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging ſogar nach dem Laden der zwey Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin geſeſſen hatte.

Dieſes Abentheuer begegnete mir mit einer Perſon vom geringen Stande, aber ich verſichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendſten geweſen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnſucht an das ſchöne Weibchen habe denken können.

Auch dieſes Räthſel, verſetzte Fritz, iſt ſo leicht nicht zu löſen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hauſe mit an der Peſt geſtorben, oder ob ſie es nur dieſes Umſtands wegen vermieden habe.

Hätte ſie gelebt, verſetzte Karl, ſo hätte ſie ihren Geliebten gewiß auf der Gaſſe erwartet, und keine Gefahr

hätte ſie abgehalten, ihn wieder aufzuſuchen. Ich fürchte immer ſie hat mit auf dem Tiſche gelegen.

Schweigt, ſagte Luiſe: die Geſchichte iſt gar zu ſchrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit ſolchen Bildern zu Bette legen.

Es fällt mir noch eine Geſchichte ein, ſagte Karl, die artiger iſt und die Baſſompierre von einem ſeiner Vorfahren erzählt.

Eine ſchöne Frau, die den Anherrn auſſerordentlich liebte, beſuchte ihn alle Montage auf ſeinem Sommerhauſe, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er ſeine Frau glauben ließ, daß er dieſe Zeit zu einer Jagdparthie beſtimmt habe.

Zwey Jahre hatten ſie ſich ununterbrochen auf dieſe Weiſe geſehen, als ſeine Frau einigen Verdacht ſchöpfte, ſich eines Morgens nach dem Sommerhauſe ſchlich und ihren Gemahl mit der Schönen im tiefen Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen ſie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleyer vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleyer erblickte, that ſie einen hellen Schrey, brach in laute Klage aus und jammerte, daß ſie ihren Geliebten nicht mehr wieder ſehen, ja daß ſie ſich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem ſie ihm drey Geſchenke, ein kleines Fruchtmaaß, einen Ring und einen Becher für ſeine drey rechtmäßigen Töchter verehrt und

ihm die größte Sorgfalt für dieſe Gaben anbefohlen hatte. Man hub ſie ſorgfältig auf und die Abkömmlinge dieſer drey Töchter glaubten die Urſache manches glücklichen Ereigniſſes in dem Beſitz dieſer Gabe zu finden.

Das ſieht nun ſchon eher dem Mährchen der ſchönen Meluſine und andern dergleichen Feengeſchichten ähnlich, ſagte Luiſe.

Und doch hat ſich eine ſolche Tradition, verſetzte Friedrich: und ein ähnlicher Talismann in unſerm Hauſe erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Karl.

Es iſt ein Geheimniß, verſetzte jener: nur der älteſte Sohn darf es allenfalls bey Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach ſeinem Tode das Kleinod beſitzen.

Du haſt es alſo in Verwahrung? fragte Luiſe.

Ich habe wohl ſchon zu viel geſagt, verſetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um ſich hinweg zu begeben.

Die Fortſetzung folgt.

II

Ideen
zu einer künftigen Geschichte der Kunst.

Erstes Stück.

Es gehört zu den Vorzügen unserer Zeit, daß die Alterthumskunde und besonders die Geschichte der Kunst, durch verschiedener vortrefflicher Männer und vorzüglich Winkelmann's Bemühungen von manchem Irrthum und von der unnützen Pedanterey, wodurch sie sonst entstellt war, gereinigt, und zu einer nicht weniger angenehmen als nützlichen Wissenschaft gebildet worden ist. Auch ist nicht zu verkennen, daß dadurch das Interesse für die antiken Kunstwerke allgemeiner geworden, und der Geschmack selbst bey vielen eine bessere Richtung erhalten hat. Wie vieler Unrichtigkeiten man auch jenen Schriftsteller mit Recht beschuldigen dürfte, so ist er es doch vorzugsweise, dem der Dank für jene Vortheile gebührt. Aber seit dem Tode dieses, um Kunst und Wissenschaft so verdienten, Mannes sind wir dem Ziele nicht viel näher gekommen, obgleich eine Menge wichtiger und belehrender Monumente entdeckt worden, welche gehörig benutzt über manches Licht geben könnten, und die Gelehrten es keineswegs an Schriften über diesen Gegenstand haben fehlen lassen. Um einen gewissen Grad von Vollkommenheit darinn möglich zu machen, müssen Wissenschaft und Kunst einander nothwendig die Hände reichen. Unter welchen Umständen und durch

welche Mittel dieſer Zweck erreicht werden könnte, wird aus dem Fortgang dieſer Bemerkungen erhellen, wo man verſuchen wird aus der ganzen Maſſe bekannter Alterthümer die merkwürdigſten auszuheben, und in eine ſolche Ordnung zu ſtellen, die den Gang, welchen die Kunſt bey den Griechen von ihren früheſten Zeiten her genommen hat, überſchauen läßt.

Als erſter Verſuch in dieſer Art kann eine ſolche Unternehmung nicht wohl anders als mangelhaft ausfallen, und ſie muß es um ſo mehr, da die unmittelbare Anſchauung der Monumente fehlt, auf die doch alles muß gegründet werden. Aber ſie iſt auch bloß dazu beſtimmt, zu beweiſen, daß, wenn man einſtens dazu gelangen ſollte, eine ſolche Reyhenfolge wohlgeprüft und verglichen aufzuſtellen, eben dadurch das wichtigſte Stück zur Erklärung und Ordnung aller vorhandener und noch zu entdeckender Monumente gethan ſeyn würde. Wenn dann in dieſer Reyhenfolge noch diejenigen Reſte aufgenommen würden, deren Herkunft und Alterthum auſſer Zweifel ſind, ſo könnte von dieſen aus, als wie von veſten Punkten, hinauf und hinunter ſicher und leicht auf die andern geſchloſſen, und ſo die Geſchichte der Kunſt in einen Zuſtand der Richtigkeit und Klarheit gebracht werden, von welchem ſie jetzt freylich noch ſehr weit entfernt iſt.

Indem wir von der älteſten griechiſchen Kunſt zu handeln gedenken, bietet ſich uns gleich zuerſt die Bemerkung dar, daß man ſehr unrecht gethan und ſehr wenig Scharfſinn bewieſen hat, dieſelbe von den Egyptiern, und zuweilen wohl gar von den Indiern ableiten zu wollen. Daß der Menſch, ſchon ſeiner Natur nach, eben ſo

gut zu der bildenden Kunſt als zur Muſik und Dichtkunſt getrieben werde, lehrt die Erfahrung aller Zeiten, indem kaum ein Volk auf der Erde iſt, bey welchem ſich nicht, nach dem Grade ſeiner übrigen Kultur mehr oder minder rohe Verſuche bildender Kunſt gefunden hätten. Um ſo weniger glaublich iſt es, daß ein ſo allgemeiner Nachahmungstrieb gerade bey den Griechen, einem von der Natur ſo ſehr begünſtigten Volk, auf fremde Anregung und auswärtige Muſter gewartet haben ſollte.

Ein Basrelief in der Villa Albani, welches die Erziehung des Bachus vorſtellt, iſt wahrſcheinlich das älteſte griechiſche Werk in Marmor, von dem wir genaue Kenntniß haben. Es ſcheint aus den Zeiten der Kindheit ihrer Kunſt herzuſtammen, als ſie im Nachahmungs-Vermögen noch von den Egyptiern ſehr übertroffen wurden, und kaum mit den heutigen Indianern, Chineſen und Japanern die Vergleichung aushalten durften. Wiewohl es aber dieſem Werk an aller ſpeciellen Erkenntniß des Schönen durchgängig mangelt, ſo ſtrahlt dennoch aus aller Unförmlichkeit der Geſtalten der Schimmer eines gewiſſen Geſchmackes durch, der ihm, ſo wie ſeine große Simplicität, etwas zugleich Solides und Gefälliges mittheilt, was den rohen Arbeiten anderer Völker fehlt, und, wie uns dünkt, der ächte Stempel des griechiſchen Genius iſt.

Faſt nach gleichen Begriffen in Formen und Mienen und Arbeit iſt eine Statue der Minerva in eben dieſer Villa gebildet, welche daher mit jenem Basrelief von gleichem Alter oder doch nur um weniges jünger ſeyn möchte. Wenn dieſelbe, wie man bemerkt haben will, einen mühſamern Fleiß verräth, und weniger Gefälliges zeigt, ſo

läßt ſich dieſer Unterſchied zum Theil aus dem ernſtern Gegenſtand, zum Theil aus der ernſtern Beſtimmung des leztern Bildes erklären, indem es wahrſcheinlich in einem Tempel der Göttinn zum Gegenſtand der allgemeinen Verehrung, jenes Basrelief aber nur zur Verzierung irgend eines offentlichen Platzes gedient haben mag. *

* Hieher gehören wahrſcheinlich auch verſchiedene bemahlte Gefäſſe in gebrannter Erde von uraltem Styl, deren Figuren zuweilen noch roher und unförmlicher ſind, und eben deßwegen ſogar noch für älter gehalten werden könnten. Allein es läßt ſich erwarten, daß von den alten Künſtlern mehr Fleiß und Sorgfalt an Werke in Marmor, als an dergleichen Gefäſſe verſchwendet worden ſey, deren Mahlerey offenbar Skizzenmäßig und flüchtig iſt. Uebrigens führen wir dieß nur im Vorbeygehn und zur Erinnerung an; denn unſre Abſicht iſt keineswegs im Fortgang dieſer Unterſuchungen, von Vaſen oder Gemmen oder kleinen Bronzen Beyſpiele oder Beweiſe herzunehmen. Vielmehr werden wir uns, um ſicherer zu gehen, hauptſächlich an diejenigen beträchtlichen Werke halten, die vermöge ihrer erſten Beſtimmung, ihrer Größe, und darauf verwandten Mühe einen ſo viel möglich vollſtändigen Begriff von dem Geiſt und der Kunſt ihrer Zeit zu geben im Stande ſind. Dieſes geſchieht nicht aus Geringſchätzung der kleinern Monumente, deren mehrere ſelbſt in Privat-Sammlungen ſehr merkwürdig ſind und in der Folge mit Nutzen zu dieſem Zweck könnten angewendet werden. Hier aber iſt es bloß darum zu thun, die weſentlichſten Züge einer Kunſtgeſchichte zu entwerfen, deren Vollendung vielleicht erſt künftigen Zeiten aufgehoben iſt.

Die weitern Fortschritte der Kunst lassen sich an dem Cippus mit den Figuren des Merkur, Apollo und der Diana, im Capitolinischen Musäum; noch auffallender aber, an dem dreyeckigten Altar in der Villa Borgheſe bemerken. Beyde geben zu erkennen, wie damahls das Wissenschaftliche gesucht und geliebt wurde. Die Künstler dieser Werke hatten sich Kenntnisse der Anatomie erworben, wodurch sie sich in den Stand gesetzt sahen, die Natur genauer als ihre Vorgänger nachzuahmen. Zu sublimen Ideen scheint sich die damalige Kunst noch nicht erhoben zu haben; Richtigkeit und Deutlichkeit in Nachahmung allgemeiner Formen der Natur war das Höchste, wornach sie strebte. Indem man aber mit ängstlicher Sorgfalt alles auszudrücken suchte, mußte man unvermeidlich in's Uebertriebene verfallen. Es begegnete den damaligen Künstlern, was zum Theil noch manchem unter den neuern begegnet. Sie machten zu viel, weil sie befürchteten, zu wenig zu machen.

Dieser Styl, welchen wir den alten, oder zum bessern Unterschied der gleich darauf folgenden Werke, den ältesten nennen möchten, dauerte wahrscheinlich eine ziemlich lange Zeit; denn aus einer Menge sowohl der grössern als kleinern Ueberbleibseln desselben läßt sich schliessen, daß die Mühe und das Bestreben vieler Generationen nöthig war, um der Kunst Feinheit in der Ausarbeitung, und einige Leichtigkeit, Zierlichkeit und Richtigkeit zu verschaffen.

Die bildende Kunst hatte also in dieser ihrer ersten Periode, so wie man von allen ihren Schwestern wenigstens bedingungsweise behaupten kann, mehr den mechanischen als geistigen Theil zu entwickeln angefangen;

nicht anders hat die Baukunſt erſt für Obdach und Schutz gegen Näſſe und Kälte ſorgen müſſen, ehe ſie Säulenordnungen, Glieder, ſchöne Verhältniſſe erfand. Indem man aber mehr darauf geachtet zu haben ſcheint, wie, als was man arbeitete, ſo wurde das Glatte und Mühſame klein und ängſtlich, die Leichtigkeit wurde mager, und aus einer geſuchten Richtigkeit entſtand Härte, Manier und Einförmigkeit. Daher ſind alle Figuren auf ebendieſelbe Weiſe gebildet, und ohne einen merklichen Unterſchied des Alters, der Würde und Verrichtung bloß durch die ihnen beygelegten Zeichen kennbar. Merkur wäre ohne Schlangenſtab dem Herkules ähnlich und dieſer dem Apoll, wenn man ihm die Löwenhaut nähme. Juno und Venus, Diana und Pallas ſind ebenfalls einander gleich. Merkwürdig iſt es, daß die anfangende und abnehmende Kunſt auf dieſer Stelle wieder zuſammen treffen. Der Begriff des Schönen und des Mannichfaltigen fängt an, an den Basreliefs, die den Bogen des Septimius Severus zieren, zu verſchwinden, und in den barbariſchen Arbeiten am Bogen des Conſtantin iſt auch nicht eine Spur mehr davon übrig. Die nemliche Figur iſt in ihrer Unförmlichkeit, in ihren Falten, in ihrer Stellung hundertmahl wiederhohlt.

Nachdem endlich die Schwierigkeiten der Behandlung überwunden, und der Stoff dem Willen unterworfen war, ſo eröffnete ſich bald eine ſchönere Epoche, und der geiſtige Theil der Kunſt fing an ſich zu bilden. Einem Basrelief in der Villa Albani, wo die neun Gottheiten vorgeſtellt ſind, und welches dem erſten Anſehn nach den vorhergehenden ziemlich gleich iſt, merkt man bey genauerer Unterſuchung das Streben des Künſt-

lers an, den Figuren mehr Größe und Schlankheit zu geben, und die Verſchiedenheit der Charaktere durch Varietät der Geſtalten und Geſichtszüge auszudrücken. Dieſes Werk iſt daher für unſern gegenwärtigen Zweck von ungemein groſſem Gewichte, da es gleichſam den Keim und Anfang aller derjenigen Bildungen zeigt, die in den folgenden Zeiten ſo herrlich vollendet wurden. Es läßt uns die Majeſtät des Jupiters, die Weichheit des Bachus, den Stolz und Troz der Juno, aber nur wie ein verwiſchtes Bild auf bewegtem Waſſer oder im düſtern Spiegel mehr errathen als ſehen, und gibt mehr zu vermuthen als den Sinnen offenbar wird.

Man rechne hieher noch ein dreyſeitiges Werk in der Sammlung von Alterthümern zu Dresden, welches dem Anſchein nach ehedem der Fuß eines dem Apollo geweyhten groſſen Leuchters geweſen, indem die Basreliefs und übrigen Zierrathen aller drey Seiten ſich auf dieſen Gott und den Dienſt deſſelben beziehn. Das Hauptſtück ſtellt denſelben vor, wie er den Herkules verfolgt, der ihm den Dreyfuß genommen. Obgleich beyde Figuren ziemlich hager und ſteif gezeichnet ſind, auch die Arbeit ängſtlich und mühſam iſt, ſo wußte doch der Künſtler ſein Werk durch einen Charakter-Ausdruck zu adeln. Apollo und Herkules unterſcheiden ſich wenigſtens in ihren Geſichtszügen, richtig und treffend von einander, und den Köpfen, beſonders der männlichen Figuren auf den Basreliefs der zwey übrigen Seiten wußte der Künſtler viele Würde, ja ſogar eine gewiße Zierlichkeit, Anmuth und Natürlichkeit mitzutheilen. Die Schnörkel, das Laubwerk und dergleichen, die das Werk zieren, ſind der Betrachtung werth, da ſie ſich hier noch in ihrer alten etwas ro-

hen Geſtalt zeigen, mit Frazen vermiſcht, welche der gefällige Geſchmack der ſpätern Kunſt nachher verſchönert hat.

Da wir der Kunſt auf ihrem Gange folgen, ſo treten wir nun auf einmal als aus einem engen Thale auf die weite Ebne hervor, wo die gränzenloſe Ausſicht in unabſehlicher Ferne ſich gleichſam mit dem Himmel zu miſchen ſcheint.

Der Grund zu allem Erhabenen, Schönen, Mannichfaltigen und Bedeutungsvollen war jetzt gelegt, und die Ideen dazu, wenn gleich nicht deutlich gedacht, doch in dunkler Ahnung empfunden. Es bedurfte auch wahrſcheinlich keine kleine Zeit, vielmehr unzählige Verſuche und Erfahrungen, ehe ſie ſich ſoviel conſolidirt hatten, daß man nur die erſten einfachſten Regeln und Theorien darauf zu gründen wagte. Sehr zu wünſchen wäre es, daß bald alle Monumente ſolcher Art möchten geſammlet werden, um dieſe ſo intereſſante Periode der Kunſt und ihres Fortgangs näher zu beleuchten.

Indem ſich die bildende Kunſt im Charakteriſtiſchen mehr empor hob und bildete, ſcheint ſie ſich in Rückſicht auf Geſchmack nicht in demſelben Grade verbeſſert zu haben. Wir bemerken noch immer ſowohl an dem runden Werk mit den zwölf Gottheiten als an dem Basrelief des Callimachus im Capitol, welches doch allem Anſchein nach ſpätere Arbeiten ſind, faſt dieſelbe Hagerkeit und Dürre wie bey den Werken des älteſten Styls. Dieſelbe kleine, gerade oder ſcharfgebrochne Falten, dieſelbe ſcharfe und eckigte Härte des Umriſſes, dieſelbe Steifigkeit und eben das Manierirte in der Bewe-

gung der Glieder, beſonders der Finger, alles beynah noch eben ſo wie wir es an den Figuren jenes dreyeckigten Altars in der Villa Borgheſe und des Cippus im Capitol geſehn. Zu einem Beyſpiel wie weit man es in Abſicht auf Varietät und Andeutung des Charakters ſchon damals gebracht hatte, kann der Faun in gemeldetem Basrelief des Callimachus dienen, der das Ideal dieſes Begriffs ſo glücklich und in allen ſeinen Theilen übereinſtimmend darſtellt, daß hernach auch die ſchönſten Zeiten der Kunſt ihn nie anders als in dieſem Sinne, nur freylich mit mehr Grazie und Schönheit, gebildet haben.

Noch dürften hier die bekannte Juſtinianiſche Veſtalin und zwey andere männliche unbekleidete Statuen, welche vormals im Pallaſt Farneſe geſtanden und nunmehr nach Neapel gebracht worden, ihren Platz erhalten, obgleich wir eingeſtehen müſſen, daß ſie nicht mehr die Hagerkeit zeigen, welche wir ſonſt als ein beſonderes Kennzeichen dieſer Epoche angegeben haben, vielmehr in ihren Formen weit mehr viereckigt und breit gehalten ſind. Aber die Härte der Manier, der kleinliche Geiſt und ängſtliche Fleiß im Detail, und der noch ſo unvollkommene Begriff der Schönheit berechtigen uns, ſie den übrigen anzureyhen, und den Unterſchied der Formen dahin zu erklären, daß ſie wirklich jünger als die andern, mithin den folgenden Werken des hohen Styls ſchon näher verwandt ſind, und als eine der Stuffen betrachtet werden müſſen, über welche wir allmählig zu dem letztern hinan ſteigen.

Hieher würde noch der Sturz einer Bildſäule der Pallas zu rechnen ſeyn, der ſich unter den Alter-

thümern zu Dresden befindet; ein sehr schätzbares Stück für die Alterthumskunde, und ohne Widerspruch eins der unterrichtendsten Denkmahle der ältern griechischen Kunst. Denn da dieses Werk mit ungemeinem, fast über alle Vorstellung gehenden Fleiß ausgearbeitet ist, so dürfen wir solches mit Grund für eines der vorzüglichsten Stücke jenes ältern Styls halten, ja zum Maaßstab desselben nehmen. Da indessen der Kopf viel jünger ist, und gar nicht zum Sturz gehört, so läßt sich über die Bildung und den Charakter des Gesichts nicht urtheilen; aber aus den sehr breiten Schultern, aus der Brust und aus den schmalen engen Hüften läßt sich schliessen, daß man in dem eben bemerkten Sinne fortgearbeitet hatte, und weiter gekommen war. Die Falten des Gewandes liegen sehr nahe an, sind häufig und kleinlicht, noch ganz auf die Weise wie im obigen Basrelief der neun Gottheiten in der Villa Albani, und in dem Basrelief des Callimachus im Capitolium; jedoch ungleich vorzüglicher an Genauigkeit, Feinheit und Sorgfalt der Zeichnung und der Ausführung. Von der Brust bis zu den Füßen hinunter geht über das Gewand ein gerader in Felder eingetheilter Streifen, mit vielen kleinen Figuren in halberhabener Arbeit geziert, welche kriegerische Thaten der Göttin vorstellen. Diese kommen in Rücksicht des Styls, so viel uns erinnerlich ist, mit den Arbeiten des Herkules auf dem bekannten Altar im Capitolinischen Musäum überein, so wie diese wieder in dem Viereckigen und Gedrungenen ihrer Bildung, den beyden angezeigten Statuen im Pallast Farnese gleichen. Es bildet sich hierdurch der glücklichste Zusammenhang unter diesen Werken, der uns den Uebergang des ältern Kunst-Styls in den großen Styl anschaulich machen hilft.

Wir haben nunmehr die Werke der älteſten griechiſchen Kunſt durchgegangen, und geſehn mit welcher beharrlichen Mühe, Unverdroſſenheit und Anſtrengung, Schwierigkeiten überwunden, Verſuche angeſtellt und Entdeckungen gemacht werden mußten, biß man das Vermögen erwarb, die Formen der Natur nachzuahmen, auf Begriffe zu bringen und zuletzt ihren Geiſt zu ergreifen. Allein die Künſtler wurden noch immer von dem Gewicht der Materie niedergezogen, und die Schwierigkeiten der Ausführung beſchäftigten ſie noch viel zu ſehr, als daß ſie ſich zu Gedanken erheben, und dem Fluge ihrer Einbildungskraft frey überlaſſen konnten. Nachdem ſie aber endlich Raum und Freyheit gewonnen, ſich von der Kleinlichkeit und Gebundenheit des alten Styls loszumachen, da erhuben ſich ihre entfeſſelten Kräfte mit einem kühneren Schwung, und der hohe Styl nahm ſeinen Anfang: die herrlichſte Kraftäuſſerung des menſchlichen Geiſtes, durch die er ſich ein unvergängliches Denkmahl errichtete.

Zweytes Stück.

Für den Uebergang der Kunst aus dem alten zum hohen Styl und für das Mittel zwischen Beyden geben wir die Minerva in Marmor, welche auf der Treppe zum Museum in Portici steht. Wir bemerken an ihr schönere Züge, edlere Formen und Verhältnisse, zugleich mehr Wahl und Geschmack in den Falten, als in allen vorhergehenden Werken. Jedoch war die Lehre von den Proportionen noch zu unvollkommen, als daß man fähig gewesen wäre, derselben einen wahrhaft göttlichen, über alle menschliche Dürftigkeit und Schwäche erhabenen Charakter zu geben. Daher thut auch das rasche, freye und fast gewaltsame der Stellung und Bewegung weit weniger Wirkung, und erregt nicht den Begriff von zerstörender Kraft, den der Künstler vermuthlich beabsichtigt hatte; indem er, nach dem Geiste seiner Zeit, deren körperliche Stärke und Tapferkeit für die vornehmste Tugenden galten, die Göttinn als das Symbol derselben vorstellen wollte. Man bemerke hier, daß alle jüngere Bildsäulen derselben fast ohne Ausnahme sie ruhiger und sanfter, als Vorsteherin der Wissenschaften und Künste abbilden.

Der colossalische Sturz einer Minerva in der Villa Medicis verdient als das älteste von den uns bekannten Werken des hohen Styls betrachtet zu werden. Es ist dasselbe in einem hohen tragischen Sinne, groß, majestätisch, und wenn man so sagen darf, fürchterlich erhaben gedacht und gebildet. Selbst die Manier der alten Kunst scheint an der-

ſelben zum Ausdruck und Zweck mitzuwirken, indem das Eckigte und Steife der Figur einen Zuſatz von Würde und Feſtigkeit gibt, und die gerade herunterfallenden Falten mit ihren tiefen Einſchnitten dazu beytragen, die mächtigen Glieder noch größer erſcheinen zu laſſen. Es iſt ein Verluſt ſowohl für die Kunſt als für die Alterthumskunde, daß ſich der Kopf zu dieſer Figur nicht erhalten hat, welches auch wahrſcheinlich die Urſache ſeyn mag, daß ſolche biß jetzt unbekannt geblieben, und nirgends auch nur mit einem Worte Erwähnung davon geſchehen iſt.

Ohngefähr von gleichem Alter, oder nur um weniges jünger mag die Barbariniſche Muſe ſeyn, welche ſchon durch Winkelmanns Beſchreibung, auf die wir uns berufen, bekannt iſt. Der wohl erhaltene Kopf dieſer Figur könnte zum Theil die Idee der vorhergehenden ergänzen; denn wenn man die etwas freyere Ausführung derſelben abrechnet, ſo herrſcht in beyden derſelbe hohe Rieſengeiſt, nur nach dem Verhältniß der Göttinn und der Muſe verſchieden.

Eine Minerva über Lebensgröße in der Sammlung von Alterthümern in Dresden wird ohne Zweifel auch in dieſe Periode geſetzt werden müſſen. Wiewohl das Ganze ſehr beſchädigt iſt, ſo hat ſich doch glücklicher weiſe noch das Geſicht erhalten. Streng und dabey regelmäßig, mehr mächtig und groß als ſchön ſind die Züge deſſelben, und in dieſem Charakter iſt die ganze Figur gebildet. Man bemerkt, daß die Falten derſelben etwas breiter und beßer variert ſind, als an den vorher beſchriebenen Werken, welches vermuthen läßt, daß der Geſchmack nunmehr angefangen habe, auch von Nebenwerken Nutzen zu ziehen,

und dieſelbe mit dem Zweck und dem Charakter des Ganzen mehr in Verbindung zu bringen.

Bey aller Großheit, Hoheit und Vortreflichkeit dieſer Werke mangelt denſelben noch immer eine gewiße Freyheit und Leichtigkeit der Bewegung und der Behandlung. Das Erhabene daran nähert ſich dem Ungeheuern, und ſteht in allzu ungleichem Verhältniß mit unſerer Natur, daher ſie geſchickter ſind, die Sinne zu überraſchen, als das Herz zu rühren. Aber in derjenigen Figur auf dem Monte Cavallo, welche den Nahmen des Phidias führt, iſt das noch fehlende hinzu gethan, und das überflüßige hinweggelaſſen worden. Haben wir in den bißher angezeigten Werken Stärke und Kühnheit, und die rohen Züge von Erhabenheit und Schönheit entdeckt, ſo finden wir ſie hier entwickelt, ausgebildet und zum ewigen Geſetze aufgeſtellt. Ja, wenn von dem menſchlichen Geiſte je etwas Großes erdächt und erſchaffen worden iſt, ſo ſind es dieſe Proportionen, die zwar allerdings im Einzelnen der Natur in ihren glücklichſten Formen abgelernt worden, aber von dem Verſtande im Ganzen geordnet, und nach ihrer Kraft und Wirkung zu einander und gegen einander mit dem höchſten Kunſtſinn berechnet ſind.

In der Fülle jugendlichen Muths und jugendlicher Kraft, unternehmend, thätig, vermögend ſehen wir den Helden und Halbgott vorgeſtellt; dagegen zeigt ſich uns die Minerva im Pallaſt Juſtiniani als eine Göttinn, ewig ruhig über alles Bedürfniß und über alle Leidenſchaft erhaben. In ſich ſelbſt geſammelt, ſich ſelbſt genugſam, voll eigner innerer Kraft ſteht ſie da in himmliſcher Schöne, zu hoch und zu ernſt zur Vertraulichkeit oder Liebe, hän-

digt und erſtickt ſie alle Begierde und allen Muthwillen, allen Leichtſinn in der Bruſt des Betrachters. Es athmet aus ihr, es umgibt ſie ein göttlicher Geiſt, der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit fordert, von jedem der ſich dem Bilde naht. Die Statue der Göttinn zu Portici ſollte nach dem Sinne des Künſtlers Schrecken erregen, und der Sturz deſſelben in der Villa Medicis erweckt unſre Furcht; dieſe hingegen will in ihrer ſtillen Hoheit verehrt und angebetet ſeyn.

Nicht weniger vortrefflich und wohl erhalten iſt ein Kopf des Apollo in eben demſelben Pallaſt und verdient daher als ein würdiger Gegenſtand zur Minerva hier angezeigt zu werden. Es iſt derſelbe für unſern beſondern Zweck noch um ſo viel merkwürdiger, da er in Vergleichung mit dem vatikaniſchen Apollo, gewiſſermaßen als das Urbild deſſelben erſcheint, und ihn an Ernſt und Hoheit ſehr übertrift; dahingegen dieſer von dem Geiſt und der Kunſt ſeiner Zeit die gefällige Grazie, Rundung und Weichheit erhalten hat.

Die Niobe mit ihren Kindern folgt jetzt in der Reyhe von den Werken des hohen Styls. Da Beſchreibungen und Abgüße derſelben ſchon in den Händen aller Liebhaber ſich befinden, ſo halten wir die bloße Anzeige zu unſerer dermaligen Abſicht für hinreichend. Doch müſſen wir hiebey noch erinnern, daß nur die Mutter und zwey von den Töchtern, wahrſcheinlich Originale, die übrigen Figuren aber weit geringer an Werth und nur mehr oder weniger gute Copien von verlohren gegangenen beßeren Werken zu ſeyn ſcheinen. Auch muß noch bemerkt werden, daß in dem Wurfe der Falten, eine von andern Werken

dieſer Kunſt und Zeit etwas verſchiedene Manier herrſcht. Da aber weder die Köpfe noch die Formen der Glieder noch der Geiſt in welchem alles gedacht iſt, noch die Arbeit der originalen Stücke, einigen Zweifel oder Vermuthung zulaſſen, daß das Werk vielleicht jünger ſeyn möchte, ſo bleibt hierüber kein anderer Ausweg übrig, als den Grund dieſes Unterſchieds in der Eigenthümlichkeit entweder des Meiſters oder der Schule, zu welcher er gehört haben mag, zu ſuchen.

Da der geringſte Ueberreſt dieſer edeln Art als ein koſtbares Kleinod der Kunſt zu betrachten iſt, ſo ſind wir ſchuldig auch noch eines coloßaliſchen Bruſtbildes der Minerva und einer Statue derſelben etwas über Lebensgröße, beyde in der Villa Albani befindlich, hier Meldung zu thun — welche wenn auch ſchon der Juſtinianiſchen Bildſäule der Vorzug über ſie gebührt, doch nach gleichen Ideen und Geſetzen, und alſo wahrſcheinlich auch mit derſelben zu einer Zeit verfertigt worden ſind. Eben ſo gedenken wir auch des großen Löwens vor dem Arſenal zu Venedig, der zwar ſo ſehr beſchädigt iſt, daß ſich von der Arbeit und Ausführung wenig mehr erkennen läßt, doch auch noch in dieſem abgeſtoßenen verſtümmelten Klumpen die Geſtalt des Königs der Thiere in ihrer ganzen Größe, Macht und Herrlichkeit zeigt. Hieher iſt noch die Figur eines ſchönen Jünglings zu rechnen, die ſich im Muſäum zu Dresden befindet und wahrſcheinlich aus dieſer Zeit iſt.

Mit der Amazone im Clementiniſchen Muſäum beſchließt ſich die Reyhe derjenigen Monumente, welche dem hohen Styl anzugehören ſcheinen. Dieſe Figur hat noch

alle Kennzeichen deſſelben, nehmlich die dratartigen Haare, den Saum um die Lippen, ſcharfangedeutete Augknochen und das Strenge des Contours überhaupt. Dennoch bricht in derſelben ſchon ein Schimmer von der Eleganz, dem Zärtlichen und Gefälligen der folgenden Zeit hindurch, und mit dem Ernſt iſt zugleich die Abſicht zu ergötzen verbunden.

Erſtaunt verlieren wir uns in heiliger Bewunderung beym Anſchaun dieſer Werke, welche uns gleichſam mit ſich, über uns ſelbſt, über die Welt und das Vergängliche erheben. Damals waren die Heldenzeiten der Kunſt, als ſie den Göttern und dem Vaterlande geweyhet ſolche Geſtalten nach den reinſten Geſetzen der höchſten Schönheit bildete, nur rühren wollte, nicht zu gefallen ſuchte, und zu reitzen verſchmähte.

Drittes Stück.

So wie wir den alten Styl nicht durch einen Sprung, ſondern allmählig und Stufenweiſe, in den hohen übergehen ſahen, eben ſo werden wir auch von dem hohen Style zu dem gefälligen durch verſchiedene Monumente geleitet, welche die Eigenſchaften beyder in ſich vereinigen, und ſo zu einem Verbindungsmittel zwiſchen beyden Epochen dienen.

Unter dieſen möchte wohl die große Ludoviſiſche Juno unſere Aufmerkſamkeit zuerſt verdienen; indem ſie die meiſte Verwandtſchaft mit den Denkmählern der vorhergehenden Periode zu haben ſcheint. Denn ſo wie die Amazone, wegen ihrer größern Annäherung zum hohen Styl, noch zu jenen gezählt werden mußte; ſo iſt dieſe Juno mit der Hoheit und Würde der einen, und mit der Anmuth der andern, inſofern ſie vereinbar waren, zugleich geziert. Die ganze Ausführung iſt lieblicher und weicher, das Haar mehr in Locken gelegt, auch ſelbſt der Augenknochen weniger ſcharf und ſchneidend angegeben, als an der Juſtinianiſchen Minerva, Niobe oder Amazone, ob ſie gleich als ein coloſſaliſches Werk mehr aus der Ferne angeſehen werden muß. Es würde uns von unſerm eigentlichen Zwecke zu weit entfernen, wenn wir uns über die erſtaunenswürdige Präziſion und Weisheit, die in den Verhältniſſen dieſes herrlichen Kopfes herrſcht, umſtändlich verbreiten wollten. Dem Wißbegierigen und Selbſtforſchenden wird es genug ſeyn zu vernehmen, daß der ganze

ſummariſche Begriff des ſpeculativſten Theils der Kunſt in dieſem Kopfe enthalten iſt.

Der Farneſiſche Stier, die Flora und der Borgheſiſche Gladiator werden nun wahrſcheinlich in der Reyhe folgen, denn an dieſen Figuren ſieht man den großen Sinn mit dem weichen und fließenden und mit der Anwendung der Maſſen verbunden, welche das beſtändige und untrügliche Merkzeichen oder vielmehr das Weſen des gefälligen Styls ausmachen. Dürften wir unſern Beobachtungen und den daraus gezogenen Schlüſſen trauen, ſo müßten der Stier und die Flora älter als der Gladiator ſeyn, indem die Kunſt, welche ſich ſonſt über die Natur in das Reich der Möglichkeiten erhoben hatte, bey dem letztern wieder mehr in die Gränzen des Wirklichen und der Nachahmung zurück tritt. *

An den Ringern zu Florenz, an der ſogenannten

* Daß man aber auch ſchon früher nicht verſchmähte, die Natur genau nachzuahmen, wenn nehmlich kein höherer Zweck die Anwendung des Ideal-Schönen erforderte, zeigt uns eine ſehr wohl erhaltene Statue in der Sammlung zu Dresden. Es iſt das Bildniß eines Knaben, an der Gränze des Jünglings-Alters, vielleicht eines, der in den Spielen geſiegt hatte. Bey aller Wohlgeſtalt und Schönheit der Bildung im Allgemeinen bemerkt man viel gewiſſenhafte Treue in Nachahmung des Eigenthümlichen einzelner Theile und Glieder. Uebrigens aber iſt die Arbeit und Behandlung an dieſem Werk genau eben ſo, wie an allen andern Monumenten aus der ſpätern Zeit des hohen Styls.

Zingara, dem Sturz einer Muſe in der Villa Borgheſe, am Sturz des Bachus zu Neapel, ſogar an dem berühmten nie genug zu lobenden Torſo vom Belvedere bemerkt man, wie die Kunſt immer mehr von ihrer Größe und Erhabenheit ablegt, ſich unſerer eignen Vorſtellung und Faßungskraft mehr nähert, und in demſelben Maaße an Reiz gewinnt. So wurden nach und nach die Werke vorbereitet, welche wir die Blume der Kunſt und den Triumph der gefälligen Grazien nennen möchten, wo das Erhabene, ja die Schönheit ſelbſt, dem Lieblichen untergeordnet und nur inſoweit angewandt iſt, als der Zweck des Reizes und der Anmuth dadurch befördert werden konnte. Von der zärteſten Empfindung erzeugt und mit dem feinſten Verſtand ausgebildet, ſprechen dieſe Werke unmittelbar zum Herzen und legen ſich gleichſam warm und ſchmeichelnd an den Buſen. Es iſt der Ludoviſiſche Bachus, der ſtehende Hermaphrodit in der Villa Borgheſe, der Flötenſpieler und die Bachantin eben daſelbſt, das Kind mit dem Vogel in der Gallerie Borgheſe, und Ganymed im Clementiniſchen Muſäum, welche wir als die vorzüglichſten Reſte dieſer Art anführen können. Beſcheiden und weiſe hat ſich in denſelben die Kunſt zu verſtecken bemüht, damit der Verſtand auf keinen einzelnen Theil geheftet, der Genuß durch keinen Begriff geſtört, und die liebliche Einheit des Ganzen ungeſchwächt und rein zu dem Gefühl ſprechen möchte. Dagegen läßt ſich am Laokoon, am Barbariniſchen Faun, am tanzenden Faun zu Florenz ꝛc. ſchon ein gewißer Anſpruch, und ein Verlangen des Künſtlers bemerken, ſeine Kunſt ſehen zu laſſen, und die große Keckheit und Sicherheit, mit der er den Meißel zu führen wußte, ſoll uns, wie es ſcheint überreden, daß er ſein

Werk mit geringem Aufwand von Zeit und Mühe verfertigt habe.

Wir glauben im Borgheſiſchen Centauren, im Silen, welcher den Bachus trägt, und im Vatikaniſchen Apollo die Stuffen wenigſtens zu ahnen, auf welchen ſich der Geiſt der Kunſt zu der Ueppigkeit, Weichheit und Zartheit ausbildete, von welcher der ſogenannte Antinous im Belvedere, der Apollino zu Florenz, die Venus mit dem Nahmen der Bupalus, die Venus Callipygis und der Kopf der Ariadne im Capitolium zeugen. Hier iſt in der Ausführung und Anlage, in dem Umriß und in der Grundlinie des Ganzen, den wallenden Linien des Reizes ſchon der äußerſte Schwung und die höchſte Biegung gegeben, alle Ecken oder Winkel ſind ſorgfältig vermieden und abgerundet, ohne Aufenthalt, ohne Mühe gleitet das Auge darüber hin, und findet nicht ſo wohl Beſchäftigung als Ruhe und unerſättliche Luſt im wiederholten Anblick derſelben. Aber hier ſcheint die Kunſt auch ihre Gränzen gefunden zu haben; denn ſobald ſie in ihrem weitern Fortgange dieſes Ziel überſchritten hatte, ſo gerieth ſie auf Abwege, und ihr Fall kündigt ſich dadurch an, daß die einfachen Grundſätze ſowohl des Reitzenden als des Schönen vergeſſen, wenigſtens vernachläßigt wurden. Denn an der ſogenannten Cleopatra, an der Gruppe von Elektra und Oreſt in der Villa Ludoviſi, an der Juno von Porphyr in der Villa Borgheſe, am Sturz von Porphyr auf der Treppe zum Capitolium, an einer Muſe zu Venedig, an den ſogenannten Veſtalinnen zu Dresden u. a. m. (welche alle aus Gründen, die an einem andern Ort entwickelt werden ſollen, für Werke

aus den Zeiten der Ptolomäer zu halten ſind) nimmt man etwas Ueberladenes wahr; die Maſſen fangen immer mehr an, unterbrochen zu werden, und beſonders ſind die kleinlichen und gehäuften Falten nicht ſelten bis auf die höchſten Stellen der Glieder gezogen.

Weiter wollen wir unſere Betrachtungen nicht fortſetzen, weil nach dieſer Zeit die Kunſt nicht mehr die Natur allein zum Muſter nahm, und dieſelbe auf eine eigenthümliche Weiſe nachahmte, ſondern meiſtens aus den Werken der ältern Kunſt ſchöpfte; und obgleich die ſpätern Werke in andrer Rückſicht noch immer ſehr ſchäzbar ſind, ſo wäre es doch überflüßig, hier weitläuftig von ihnen zu handeln, da wir der Geſchichte der Kunſt, ſo wie ſie in die Zeiten der Römiſchen Monarchie fällt, hinlänglich kundig ſind.

III

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

(Fortſetzung der im vorigen Stück angefangenen Briefe.)

Zehenter Brief.

Sie ſind alſo mit mir darinn einig, und durch den Innhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß ſich der Menſch auf zwey entgegen geſetzten Wegen von ſeiner Beſtimmung entfernen könne, daß unſer Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erſchlaffung und Verkehrtheit zum Raub geworden ſey. Von dieſer doppelten Verirrung ſoll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die ſchöne Kultur beyden entgegen geſetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widerſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen? Kann ſie in dem Wilden die Natur in Feſſeln legen und in dem Barbaren dieſelbe in Freyheit ſetzen? Kann ſie zugleich anſpannen und erſchlaffen — und wenn ſie nicht wirklich beydes leiſtet, wie kann ein ſo groſſer Effekt, als die Ausbildung der Menſchheit iſt, vernünftiger weiſe von ihr erwartet werden?

Zwar hat man ſchon zum Ueberdruß die Behauptung hören müſſen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, ſo daß es hiezu keines neuen Beweiſes mehr zu bedürfen ſcheint. Man ſtützt ſich auf die alltägliche Erfahrung, welche faſt durchgängig mit einem

gebildeten Geſchmacke Klarheit des Verſtandes, Regſamkeit des Gefühls, Liberalität und ſelbſt Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft ſich, zuverſichtlich genug, auf das Beyſpiel der geſittetſten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitsgefühl zugleich ſeine höchſte Entwicklung erreichte, und auf das entgegen geſetzte Beyſpiel jener theils wilden, theils barbariſchen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch auſteren Charakter büſſen. Nichts deſtoweniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmäſſigkeit der daraus gezogenen Schlüſſe zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz ſo ſchlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz ſo vortheilhaft von dieſer Verfeinerung, die man an den gebildeten preißt. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die ſchöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deßwegen ſehr geneigt waren, den Künſten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien ſchmähn, weil ſie nie ihre Gunſt erfuhren. Sie, die keinen andern Maasſtab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie ſollten ſie fähig ſeyn, die ſtille Arbeit des Geſchmacks an dem äuſſern und innern Menſchen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der ſchönen Kultur nicht ihre weſentlichen Vortheile aus den Augen ſetzen? Der Menſch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Beſtechung, alle Feinheit im Umgang als Verſtellung,

alle Delikateſſe und Großheit im Betragen als Ueberſpannung und Affektation. Er kann es dem Günſtling der Grazien nicht vergeben, daß er als Geſellſchafter alle Zirkel aufheitert, als Geſchäftsmann alle Köpfe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt aufdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleiſſes, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerkſamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialiſche Geheimniß, angenehm zu ſeyn, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menſchlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Weſen huldigt.

Aber es giebt achtungswürdige Stimmen, die ſich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründe dagegen gerüſtet ſind. „Es iſt nicht zu läugnen," ſagen ſie, „die Reitze des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerſpricht ihrem Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deßwegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Innhalt achtet, ſo giebt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt bloß die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. Wie viele Menſchen von Fähigkeit, fahren ſie fort, werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen, oder wenigſtens ver-

leitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird bloß deßwegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worinn alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Geſellſchaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze giebt, den ſonſt die Wahrheit regierte, und daß der äuſſere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte. Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erſcheinung machen, und einen Werth in der Geſellſchaft verleyhen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen, und alle Laſter im Schwange gehn, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet, und auch nicht ein einziges Beyſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine groſſe Allgemeinheit äſthetiſcher Kultur bey einem Volke mit politiſcher Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daß ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit deſſelben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch un-

reif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wiſſen, daß es am nächſten an die Wildheit grenzt, und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniß ſchimmert; welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters als für denſelben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künſte herbeykam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wiſſen wir, mußten erſt in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erſchöpfen, und durch morgenländiſche Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynaſten ſich beugen, ehe wir die griechiſche Kunſt über die Rigidität ihres Charakters triumphieren ſehen. Auch den Arabern gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegeriſchen Geiſtes unter dem Scepter der Abbaßiden erſchlafft war. In dem neuern Italien zeigt ſich die ſchöne Kunſt nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerriſſen war, Florenz ſich den Medicäern unterworfen, und der Geiſt der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es iſt beynahe überflüſſig, noch an das Beyſpiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demſelben Verhältniſſe zunahm, als ihre Selbſtſtändigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unſre Augen richten, da finden wir, daß Geſchmack und Freyheit einander fliehen, und daß die

Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters, mit welcher die äſthetiſche Kultur gewöhnlich erkaufft wird, die wirkſamſte Feder alles Groſſen und Treflichen im Menſchen, deren Mangel kein anderer wenn auch noch ſo groſſer Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich alſo einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, ſo kann man in der That nicht ſehr aufgemuntert ſeyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menſchen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfahrung der Richterſtuhl nicht, vor welchem ſich eine Frage wie dieſe ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erſt auſſer Zweifel geſetzt ſeyn, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der wir reden, und gegen welche jene Beyſpiele zeugen. Dieß ſcheint aber einen Begriff der Schönheit voraus zu ſetzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch denſelben erkannt werden ſoll, ob das, was in der Erfahrung ſchön heißt, mit Recht dieſen Nahmen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein ſolcher ſich aufzeigen lieſſe, müßte alſo — weil er aus keinem wirklichen Falle geſchöpft werden kann, vielmehr unſer Urtheil über jeden wirklichen Fall erſt berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abſtraktion geſucht, und ſchon aus der Möglichkeit der ſinnlichvernünf-

tigen Natur gefolgert werden können: mit einem Wort: die Schönheit müßte ſich als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen laſſen. Zu dem reinen Begriff der Menſchheit müſſen wir uns alſo nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zuſtände einzelner Menſchen, aber niemals die Menſchheit zeigt, ſo müſſen wir aus dieſen ihren individuellen und wandelbaren Erſcheinungsarten das Abſolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daſeyns zu bemächtigen ſuchen. Zwar wird uns dieſer tranſcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erſcheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir ſtreben ja nach einem feſten Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erſchüttern ſoll, und wer ſich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abſtraktion ſo hoch als ſie immer kann hinaufſteigt, ſo gelangt ſie zu zwey letzten Begriffen, bey denen ſie ſtille ſtehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterſcheidet in dem Menſchen etwas, das bleibt, und etwas, das ſich unaufhörlich verändert. Das bleibende nennt ſie ſeine Perſon, das wechſelnde ſeinen Zuſtand.

Perſon und Zuſtand — das Selbſt und ſeine Beſtimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Weſen als Eins und daſſelbe denken, ſind ewig Zwey in dem endlichen. Bey aller Beharrung der Perſon wechſelt der Zuſtand, bey allem Wechſel des Zuſtands beharret die Perſon. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinſtimmung zum Widerſpruch, aber wir ſind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem abſoluten Subjekt allein beharren mit der Perſönlichkeit auch alle ihre Beſtimmungen, weil ſie aus der Perſönlichkeit fließen. Alles was die Gottheit iſt, iſt ſie deßwegen, weil ſie iſt; ſie iſt folglich alles auf ewig, weil ſie ewig iſt.

Da in dem Menſchen, als endlichem Weſen, Perſon und Zuſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſon, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das letztere, ſo müßte die Perſon ſich verändern; wäre das erſtere, ſo müßte der Zuſtand beharren; alſo in jedem Fall entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wol-

len, empfinden, ſind wir; nicht weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil auſſer uns noch etwas anderes iſt.

Die Perſon alſo muß ihr eigener Grund ſeyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und ſo hätten wir denn fürs erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns d. i. die Freyheit. Der Zuſtand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Perſon alſo nicht abſolut iſt, erfolgen; und ſo hätten wir fürs zweyte die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens: iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nichts anders, als: die Folge iſt die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden ICH und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll; dieſes Etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſeyn. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Verwandlung, und leyhen ihr gleichſam eine Perſon, an der ſich jene beyden Zuſtände offenbaren. Daß der Menſch erſt wird, iſt kein Einwurf, denn der Menſch iſt nicht blos Perſon überhaupt, ſondern Perſon, die ſich in einem beſtimmten Zuſtand befindet. Aller Zuſtand aber, alles beſtimmte Daſeyn entſteht in der Zeit, und ſo muß alſo der Menſch,

als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also, oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas ausser ihm befindliches im Raume, und als etwas in ihm wechselndes in der Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch

unwiderſprechlich in ſeiner Perſönlichkeit in ſich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, iſt ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Perſönlichkeit, für ſich allein und unabhängig von allem ſinnlichen Stoffe betrachtet, iſt bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeuſſerung; und ſolange er nicht anſchaut und nicht empfindet, iſt er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für ſich allein und abgeſondert von aller Selbſtthätigkeit des Geiſtes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß ſie ihn, der ohne ſie bloß Form iſt, zur Materie macht, aber keineswegs, daß ſie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, iſt er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter dieſem Namen bloß den formloſen Innhalt der Zeit verſtehen. Seine Sinnlichkeit iſt es zwar allein, die ſein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur ſeine Perſönlichkeit iſt es, die ſein Wirken zu dem ſeinigen macht. Um alſo nicht bloß Welt zu ſeyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu ſeyn, muß er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erſchafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit ſeines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber ſtellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus flieſſen nun zwey entgegengeſetzte Anforderun-

gen an den Menſchen, die zwey Fundamentalgeſetze der ſinnlich-vernünftigen Natur. Das erſte dringt auf abſolute Realität: er ſoll alles zur Welt machen, was bloß Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen: das zweyte dringt auf abſolute Formalität: er ſoll alles in ſich vertilgen, was bloß Welt iſt, und Uebereinſtimmung in alle ſeine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er ſoll alles innre veräußern und alles äuſſere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirklich auſſer uns dem Geſetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns antreiben ihr Objekt zu verwirklichen, ganz ſchicklich Triebe nennt. * Der

* Ich trage kein Bedenken, dieſen Ausdruck ſowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Geſetzes als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfniſſes ſtrebt, gemeinſchaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn ſonſt nur auf das letztere einzuſchränken pflegt. So wie nehmlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden; ſobald man ſie überhaupt in die Schranken der Zeit ſetzt, ſo werden aus dieſen Pflichten Triebe, ſobald ſie auf etwas beſtimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein abſolutes und nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorſchreibt, iſt in dem höchſten Weſen wirklich, weil ſie möglich iſt; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Weſens. Eben dieſe Idee, in die Schranken der Menſchheit geſetzt, iſt zwar noch immer, aber nur moraliſcher weiſe, nothwendig, und ſoll erſt wirklich gemacht werden, weil bey einem zufälligen Weſen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht geſetzt iſt. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieſer Imperativ der Wahrhaftigkeit ſich beziehen läßt, ſo erweckt er einen Trieb, ein

erſte dieſer Triebe, den ich den Sachtrieb nennen will, geht aus von dem phyſiſchen Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner ſinnlichen Natur, und iſt beſchäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu ſetzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu ſchon eine freye Thätigkeit der Perſon gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterſcheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fodert der Sachtrieb, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Innhalt habe. Dieſer Zuſtand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er iſt es allein, durch den ſich das phyſiſche Daſeyn verkündigt.

Da alles was in der Zeit iſt, nach einander iſt, ſo wird dadurch, daß etwas iſt, alles andere ausgeſchloſſen. Indem man auf einem Inſtrument einen Ton greift, iſt unter allen Tönen, die es möglicher weiſe angeben kann, nur dieſer einzige wirklich; indem der Menſch das Gegenwärtige empfindet, iſt die ganze unendliche Möglichkeit ſeiner Beſtimmungen auf dieſe einzige Art des Daſeyns beſchränkt. Wo alſo der Sachtrieb ausſchließend wirkt, da iſt nothwendig die höchſte Begrenzung vorhanden; der Menſch iſt in dieſem Zuſtande nichts als eine Gröſſen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder

ein Streben nehmlich, jenes Geſetz in Ausübung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeſchriebene Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu bewirken. Dieſer Trieb entſteht nothwendig, und fehlt auch bey demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moraliſch böſen, folglich auch keinen moraliſch guten Willen geben.

vielmehr Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist solange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt. *

Soweit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freylich der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit bevestiget ist. Aber obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freyesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Ab-

* Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: ausser sich seyn, das heißt, ausser seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch jeder ausser sich, solange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig: in sich gehen, das heißt, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist ausser sich, sondern: er ist von sich, d. h. er ist seinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß bey sich, welches sehr gut mit dem Ausser sich seyn bestehen kann.

ſtraktion in die Grenzen der Gegenwart zurücke. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Foderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeyns, auf einen Innhalt unſrer Erkenntniſſe, und auf einen Zweck unſers Handelns zu dringen.

Der zweyte jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur, und iſt beſtrebt, ihn in Freyheit zu ſetzen, Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen, und bey allem Wechſel des Zuſtands ſeine Perſon zu behaupten. Da nun die letztere, als abſolute und untheilbare Einheit, mit ſich ſelbſt nie im Widerſpruch ſeyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir ſind, ſo kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Perſönlichkeit dringt, nie etwas anders fodern, als was er in alle Ewigkeit fodern muß; er entſcheidet alſo für immer wie er für jetzt entſcheidet, und gebietet für jetzt was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das iſt ſoviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will daß das wirkliche nothwendig und ewig, und daß das ewige und nothwendige wirklich ſey: mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der Sachtrieb nur Fälle macht, ſo giebt der Formtrieb Geſetze; Geſetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniſſe, Geſetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es ſey nun, daß wir einen Gegenſtand erkennen, daß wir einem Zuſtande unſers Subjekts objektive

Gültigkeit beylegen, oder daß wir aus Erkenntniſſen handeln, daß wir das objektive zum Beſtimmungsgrund unſers Zuſtandes machen — in beyden Fällen reiſſen wir dieſen Zuſtand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und geſtehen ihm Realität für alle Menſchen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß ſagen: das iſt wahr für dieſes Subjekt und in dieſem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Auſſage der gegenwärtigen Empfindung zurück nimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausſpricht: das iſt, ſo entſcheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit ſeines Ausſpruchs iſt durch die Perſönlichkeit ſelbſt verbürgt, die allem Wechſel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß ſagen: das iſt für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit ſich fortreiſſen, und was du jetzt feurig begehrſt, dereinſt zum Gegenſtand deines Abſcheues machen. Wenn aber das moraliſche Gefühl ſagt: das ſoll ſeyn, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterung des Seyns, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen

unter ſich faßt. Wir ſind bey dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reyhe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern Gattung; das Urtheil aller Geiſter iſt durch das unſrige ausgeſprochen, die Wahl aller Herzen iſt repräſentiert durch unſre That.

Dreyzehenter Brief.

Beym erſten Anblick ſcheint nichts einander mehr entgegen geſetzt zu ſeyn, als die Tendenzen dieſer beyden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andre auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch ſind es dieſe beyden Triebe, die den Begriff der Menſchheit erſchöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beyde vermitteln könnte, iſt ſchlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir alſo die Einheit der menſchlichen Natur wieder herſtellen, die durch dieſe urſprüngliche und radikale Entgegenſetzung völlig aufgehoben ſcheint?

Wahr iſt es, ihre Tendenzen widerſprechen ſich, aber was wohl zu bemerken iſt, nicht in denſelben Objekten, und was nicht aufeinander trift, kann nicht gegeneinander ſtoſſen. Der Sachtrieb fodert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daß ſie auch auf die Perſon und ihr Gebiet ſich erſtrecke: daß ein Wechſel der Grundſätze ſey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Perſon ſich auch der Zuſtand fixiere, daß Identität der Empfindung ſey. Sie ſind einander alſo von Natur nicht entgegengeſetzt, und wenn ſie demohngeachtet ſo erſcheinen, ſo ſind ſie es erſt geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem ſie ſich ſelbſt misverſtehen, und ihre Sphären verwirren. * Ueber dieſe zu wachen, und einem jeden

* Sobald man einen urſprünglichen, mithin nothwendigen Antagoniſm beyder Triebe behauptet, ſo iſt freylich kein anderes

dieſer beyden Triebe ſeine Grenzen zu ſichern, iſt die Aufgabe der Kultur, die alſo beyden eine gleiche Gerechtig-

Mittel die Einheit im Menſchen zu erhalten, als daß man den ſinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit aber keine Harmonie entſtehen, und der Menſch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings ſeyn, aber wechſelſeitig: denn wenn gleich die Schranken nie das abſolute begründen können, alſo die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, ſo iſt es eben ſo gewiß, daß das abſolute durch ſich ſelbſt nie die Schranken begründen, daß der Zuſtand in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien ſind einander alſo zugleich ſubordiniert und coordiniert, d. h. ſie ſtehen in Wechſelwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Dieſen Begriff der Wechſelwirkung und die ganze Wichtigkeit deſſelben findet man vortrefflich auseinander geſetzt in Fichte's Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Perſon im Reich der Ideen ſtehe, wiſſen wir freylich nicht; aber daß ſie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit ſich nicht offenbaren könne, wiſſen wir gewiß; in dieſem Reiche alſo wird die Materie nicht bloß unter der Form, ſondern auch neben der Form, und unabhängig von derſelben, etwas zu beſtimmen haben. So nothwendig es alſo iſt, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entſcheide, eben ſo nothwendig iſt es daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls ſich nichts zu beſtimmen anmaaße. Schon indem man jedem von beyden ein Gebiet zuſpricht, ſchließt

keit ſchuldig iſt, und nicht bloß den Formtrieb gegen den Sachtrieb, ſondern auch dieſen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt: erſtlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: zweytens: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menſchen mit der Welt in Verbindung ſetzt, größtmöglichſte Veränderlichkeit und Extenſität ſeyn müſſen. Da die Perſon das Beſtehende in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich dem Wechſel entgegenſetzen ſoll,

man das andere davon aus, und ſetzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beyder überſchritten werden kann.

In einer Tranſcendental-Philoſophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Innhalt zu befreyen, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man ſich gar leicht, das Materielle ſich bloß als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil ſie gerade bey dieſem Geſchäfte im Wege ſteht, in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft vorzuſtellen. Eine ſolche Vorſtellungsart liegt zwar auf keine Weiſe im Geiſte des Kantiſchen Syſtems, aber im Buchſtaben deſſelben könnte ſie gar wohl liegen.

gröſtmöglichſte Selbſtſtändigkeit und Intenſität ſeyn müſſen. Je vielſeitiger ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlagen entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er auſſer ſich. Seine Kultur wird alſo darinn beſtehen: erſtlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paßivität aufs höchſte zu treiben: zweytens dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs höchſte zu treiben. Wo beyde Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freyheit verbinden, und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Dieſes Verhältniß nun kann der Menſch umkehren, und dadurch auf eine zweyfache Weiſe ſeine Beſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche die thätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen, durch den Sachtrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum beſtimmenden machen. Er kann die Extenſität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Sachtriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das beſtimmende unterſchieben. In dem erſten Fall wird er nie Er ſelbſt, in dem zweyten wird er nie etwas Anders ſeyn; mit-

hin eben darum in beyden Fällen keines von beyden folglich — Null seyn. *

* Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häuffig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsre Erkenntniß und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher aus der grossen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsre Natur-Wissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bey denen sich, sobald sie constitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsre Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannichfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie heraus streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deßwegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bey unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen

Wird nehmlich der Sachtrieb beſtimmend, macht der Sinn den Geſetzgeber, und unterdrückt die Welt die Per-

wir höchlich darüber, daß ſo viele Augen bey ſo hellem Tag nichts bemerkt haben ſollen. Dieſes voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beyſammen hat, die ſie ausmachen ſollen, dieſe gewaltthätige Uſurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo ſie durchaus nichts zu ſagen hat, iſt der Grund der Unfruchtbarkeit ſo vieler denkenden Köpfe für das Beßte der Wiſſenſchaft, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Innhalt abwartet, der Erweiterung unſerer Kenntniſſe mehr geſchadet haben.

Eben ſo ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob unſre praktiſche Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unſrer Begierden, oder durch die Rigidität unſrer Grundſätze, mehr durch den Egoiſm unſrer Sinne, oder durch den Egoiſm unſrer Vernunft geſtört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menſchen zu machen, müſſen ſich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, ſo wie, um uns Erfahrung zu verſchaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verſtandes zuſammentreffen muß. Wie können wir bey noch ſo lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menſchlich gegen andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung die wir empfangen, als in

ſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf, Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inn-

der, die wir ſelbſt uns geben, in demſelben Maaſe unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundſätze zu beveſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bey aller Regſamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freylich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht dann auch größtentheils das, was man einen Menſchen formieren nennt; und zwar im beßten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äuſſern Menſchen bedeutet. Ein ſo formierter Menſch wird freylich davor geſichert ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze geharniſcht ſeyn, und die Menſchheit von auſſen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von innen beykommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bey der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerey, dieſes zur Härte und zur Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freylich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem

halt der Zeit iſt, ſo iſt Er nicht, und er hat folglich auch keinen Innhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beydes Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterſchiebt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältniß auf, ſelbſtſtändige Kraft und Subjekt zu ſeyn, als ſie ſich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die abſolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fodert. Sobald der Menſch nur Form iſt, ſo hat er keine Form; und mit dem Zuſtand iſt folglich auch die Perſon aufgehoben. Mit einem Wort: nur inſofern er ſelbſtſtändig iſt, iſt Realität auſſer ihm, iſt er empfänglich; nur inſofern er empfänglich iſt, iſt Realität in ihm, iſt er eine denkende Kraft.

Beyde, der Sachtrieb und der Formtrieb haben alſo Einſchränkung, und inſofern ſie als Energieen gedacht werden, Abſpannung nöthig; jener, daß er ſich nicht ins Gebiet der Geſetzgebung, dieſer, daß er ſich nicht ins Ge-

wirklichen Menſchen, der unſre Hülfe auffodert, in Gedanken den Ideal-Menſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen andere weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen andere ſeyn; weich gegen ſich und ſtreng gegen andre iſt der verächtlichſte Charakter.

biet der Empfindung eindringe. Jene Abſpannung des Sachtriebes darf aber keineswegs die Wirkung eines phyſiſchen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen ſeyn, welche überall nur Verachtung verdient; ſie muß eine Handlung der Freyheit, eine Thätigkeit der Perſon ſeyn, die durch ihre moraliſche Intenſität jene ſinnliche mäſſigt, und durch Beherrſchung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament ſeine Grenzen beſtimmen, denn nur an den Geiſt darf der Sinn verlieren. Jene Abſpannung des Formtriebs darf eben ſo wenig die Wirkung eines geiſtigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte ſeyn, welche die Menſchheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle ſeyn; die Sinnlichkeit ſelbſt muß mit ſiegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerſtreben, die ihr der Geiſt durch ſeine vorgreifende Thätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort: den Sachtrieb muß die Perſönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in ſeinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehenter Brief.

Wir ſind nunmehr zu dem Begriff einer ſolchen Wechſel-Wirkung zwiſchen beyden Trieben geführt worden, wo die Wirkſamkeit des einen die Wirkſamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für ſich gerade dadurch zu ſeiner höchſten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig iſt.

Dieſes Wechſelverhältniß beyder Triebe iſt zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Menſch nur in der Vollendung ſeines Daſeyns ganz zu löſen im Stand iſt. Es iſt im eigentlichſten Sinne des Worts die Idee ſeiner Menſchheit, mithin ein unendliches, dem er ſich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er ſoll nicht auf Koſten ſeiner „Realität nach Form, und nicht auf Koſten der Form „nach Realität ſtreben; vielmehr ſoll er das abſolute „Seyn durch ein beſtimmtes, und das beſtimmte Seyn „durch ein unendliches ſuchen. Er ſoll ſich eine Welt ge„genüber ſtellen, weil er Perſon iſt, und ſoll Perſon „ſeyn, weil ihm eine Welt gegenüber ſteht. Er ſoll em„pfinden, weil er ſich bewußt iſt, und ſoll ſich bewußt ſeyn, „weil er empfindet.“ — Daß er dieſer Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Menſch iſt, kann er nie in Erfahrung bringen, ſolange er nur Einen dieſer beyden Triebe ausſchließend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn ſolange er nur empfindet, bleibt ihm ſeine Perſon oder ſeine abſolute Exiſtenz, und ſolange er nur denkt, bleibt ihm ſeine Exiſtenz

in der Zeit oder ſein Zuſtand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er dieſe doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er ſich zugleich ſeiner Freyheit bewußt würde, und ſein Daſeyn empfände, wo er ſich zugleich als Materie fühlte, und als Geiſt kennen lernte, ſo hätte er in dieſen Fällen, und ſchlechterdings nur in dieſen, eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit, und der Gegenſtand, der dieſe Anſchauung ihm verſchaffte, würde ihm zu einem Symbol ſeiner ausgeführten Beſtimmung, folglich (weil dieſe nur in der Allheit der Zeit zu erreichen iſt) zu einer Darſtellung des Unendlichen dienen.

Vorausgeſetzt, daß Fälle dieſer Art in der Erfahrung vorkommen können, ſo würden ſie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beyden andern in ihm zuſammenwirken, einem jeden derſelben, einzeln betrachtet, entgegengeſetzt ſeyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der Sachtrieb will, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Innhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung ſey. Derjenige Trieb alſo, in welchem beyde verbunden wirken, (es ſey mir einſtweilen, bis ich dieſe Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen) der Spieltrieb alſo würde dahin gerichtet ſeyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit abſolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der Sachtrieb will beſtimmt werden, er will ſein Objekt empfangen; der Formtrieb will ſelbſt beſtimmen, er will ſein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird alſo beſtrebt ſeyn, ſo zu empfangen, wie er ſelbſt hervor-

gebracht hätte, und ſo hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet. Der Sachtrieb, kann man ſagen, iſt dahin gerichtet die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Succeßion von Realitäten iſt; Der Formtrieb iſt dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Uebereinſtimmung des Verſchiedenen iſt: der Spieltrieb wird alſo damit umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen; das Geſetz zum Gefühl zu machen; oder was eben ſoviel iſt, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen; das Gefühl zum Geſetz zu machen.

Der Sachtrieb ſchließt aus ſeinem Subjekt alle Selbſtthätigkeit und Freyheit, der Formtrieb ſchließt aus dem ſeinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausſchlieſſung der Freyheit iſt aber phyſiſche, Ausſchlieſſung des Leidens iſt moraliſche Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen alſo das Gemüth, jener durch Naturgeſetze, dieſer durch Geſetze der Vernunft. Der Spieltrieb alſo, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moraliſch und phyſiſch nöthigen; er wird alſo, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menſchen, ſowohl phyſiſch als moraliſch, in Freyheit ſetzen. Wenn wir jemand mit Leidenſchaft umfaſſen, der unſrer Verachtung würdig iſt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich geſinnt ſind, der uns Achtung abnöthigt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unſre Neigung intereßiert und unſre Achtung ſich erworben, ſo verſchwindet ſowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewiſſens, und wir fangen an, ihn zu lieben

d. h. zugleich mit unſrer Neigung und mit unſrer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der Sachtrieb phyſiſch, und der Formtrieb moraliſch nöthigt, ſo läßt jener unſre formale dieſer unſre materiale Beſchaffenheit zufällig; das heißt, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſrer Vollkommenheit, oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unſre formale und unſre materiale Beſchaffenheit, zugleich unſre Vollkommenheit und unſre Glückſeligkeit zufällig machen; er wird alſo, eben weil er beyde zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beyden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maaße als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maaße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen. Unter ſeiner Herrſchaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in ſeinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechſeln, er wird in ſeinem Subjekte Nothwendigkeit in Freyheit, und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf dieſe Art beyde Naturen in dem Menſchen in die innigſte Gemeinſchaft ſetzen.

Fünfzehenter Brief.

Immer näher komm ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Laſſen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freyerer Geſichtskreis ſich aufthun, und eine muntre Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenſtand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben, in weiteſter Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Geſtalt, ſowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte unter ſich faßt. Der Gegenſtand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo lebende Geſtalt heiſſen können; ein Begriff, der allen aeſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch dieſe Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieſes Gebiet eingeſchloſſen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos iſt und bleibt, kann darum nichts deſto weniger lebende Geſtalt durch den Ar-

chitekt und Bildhauer werden; ein Menſch, wiewohl er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch lange keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben und ſein Leben Geſtalt ſey. Solange wir über ſeine Geſtalt bloß denken, iſt ſie leblos, bloſſe Abſtraktion; ſolange wir ſein Leben bloß fühlen, iſt es geſtaltlos, bloſſe Impreſſion. Nur indem ſeine Form in unſrer Empfindung lebt, und ſein Leben in unſerm Verſtande ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und dieß wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Beſtandtheile anzugeben wiſſen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, iſt die Geneſis derſelben auf keine Weiſe noch erklärt; denn dazu würde erfodert, daß man jene Vereinigung ſelbſt begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechſelwirkung zwiſchen dem endlichen und unendlichen unerforſchlich bleibt. Die Vernunft ſtellt aus transſcendentalen Gründen die Foderung auf: es ſoll eine Gemeinſchaft zwiſchen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt, ein Spieltrieb ſeyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menſchheit vollendet. Sie muß dieſe Foderung aufſtellen, weil ſie Vernunft iſt — weil ſie ihrem Weſen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausſchlieſſende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menſchliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derſelben begründet. Sobald ſie demnach den Ausſpruch thut: es ſoll eine Menſchheit exiſtieren, ſo hat ſie eben dadurch das Geſetz aufgeſtellt: es ſoll eine Schönheit ſeyn. Die Erfahrung kann uns beantworten,

ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschliessend Materie, noch ist er ausschliessend Geist. Die Schönheit, als Consummation seiner Menschheit, kann also weder ausschliessend ein Objekt des Sachtriebes, blosses Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschliessend ein Objekt des Formtriebs, blosse Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophierenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfniß der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist *: sie ist das gemeinschaftliche Objekt beyder Triebe, das heißt, des Spieltriebs.

* Zum blossen Leben macht die Schönheit Burke in seinen Phil. Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur blossen Gestalt macht sie, soweit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntniß ablegte: unter den Künstlern Raphael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Mahlerey; andrer nicht zu gedenken. So wie in allem, hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurück zu führen.

Diesen Nahmen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bey Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beyden theilt, dem Zwange sowol des einen als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Foderungen ernst, weil der eine sich, beym Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beym Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trift, legt das Nothwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen seyn mir entgegen zu setzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die von je-

her im Beſitz dieſes Nahmens waren? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit die doch als ein Inſtrument der Kultur betrachtet wird, ſie auf ein bloſſes Spiel einzuſchränken, und widerſpricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausſchlieſſung alles Geſchmackes zuſammen beſtehen kann, es bloß auf Schönheit einzuſchränken?

Aber was heißt denn ein bloſſes Spiel, nachdem wir wiſſen, daß unter allen Zuſtänden des Menſchen gerade das Spiel und nur das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht, und ſeine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorſtellung der Sache, Einſchränkung nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweiſe gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde alſo vielmehr gerade umgekehrt ſagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt, aber mit der Schönheit ſpielt er. * Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirklich vorhandene Schönheit iſt des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufſtellt, iſt auch ein Ideal des Spieltriebs aufgegeben, das der Menſch in allen ſeinen Spielen vor Augen haben ſoll. Je

* Es giebt ein Chartenſpiel und giebt ein Trauerſpiel; aber offenbar iſt das Chartenſpiel viel zu ernſthaft für dieſen Nahmen.

nachdem ſich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloſſe Leben oder an die bloſſe Geſtalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menſchen auf dem nehmlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. Wenn ſich die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechſelſtreit der Talente ergötzen, und wenn das römiſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder ſeines libyſchen Gegners ſich labt, ſo wird es uns aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſſen.* Nun ſpricht aber die Vernunft: das Schöne ſoll nicht bloſſes Leben und nicht bloſſe Geſtalt, ſondern lebende Geſtalt, das iſt, Schönheit ſeyn; indem ſie ja dem Menſchen das doppelte Geſetz der abſoluten Formalität und der abſoluten Realität diktiert. Mithin thut ſie auch den Ausſpruch: der

* Wenn man (um bey der neuern Welt ſtehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe ſchöne Leben des Korſo in Rom gegeneinander hält, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, den Geſchmack dieſer verſchiedenen Völker gegeneinander zu nüancieren. Indeſſen zeigt ſich unter den Volksſpielen in dieſen verſchiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feineren Welt in eben dieſen Ländern, welches leicht zu erklären iſt.

Spieltrieb ſoll nicht bloß Sachtrieb, und ſoll nicht blos Formtrieb, ſondern beydes zugleich, das iſt, Spieltrieb ſeyn. Mit andern Worten: der Menſch ſoll mit der Schönheit nur ſpielen, und er ſoll nur mit der Schönheit ſpielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszuſagen, der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt. Dieſer Satz, der in dieſem Augenblicke vielleicht paradox erſcheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erſt dahin gekommen ſeyn werden, ihn auf den doppelten Ernſt der Pflicht und des Schickſals anzuwenden; er wird, ich verſpreche es Ihnen, das ganze Gebäude der äſthetiſchen Kunſt und der noch ſchwürigern Lebenskunſt tragen. Aber dieſer Satz iſt auch nur in der Wiſſenſchaft unerwartet; längſt ſchon lebte und wirkte er in der Kunſt, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmſten Meiſter; nur daß ſie in den Olympus verſetzten, was auf der Erde ſollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit deſſelben geleitet lieſſen ſie ſowohl den Ernſt und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der Stirne der ſeligen Götter verſchwinden, gaben die ewig zufriedenen von den Feßeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den Müſſiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Looſe des Götterſtandes: ein bloß menſchlicherer Nahme für das freyeſte und erhabenſte Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgeſetze, als der geiſtige Zwang der Sittengeſetze verlor ſich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaßte, und

aus der Einheit jener beyden Nothwendigkeiten gieng ihnen erſt die wahre Freyheit hervor. Beſeelt von dieſem Geiſte löſchten ſie aus den Geſichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder beſſer, ſie machten beyde unkenntlich, weil ſie beyde in dem innigſten Bund zu verknüpfen wußten. Es iſt weder Anmuth noch iſt es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludoviſi zu uns ſpricht; es iſt keines von beyden, weil es beydes zugleich iſt. Indem der weibliche Gott unſre Anbetung heiſcht, entzündet das gottgleiche Weib unſre Liebe; aber indem wir uns der himmliſchen Holdſeligkeit aufgelößt hingeben, ſchreckt die himmliſche Selbſtgenügſamkeit uns zurück. In ſich ſelbſt ruhet und wohnt die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung, und als wenn ſie jenſeits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerſtand; da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtand der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Nahmen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechſelwirkung zwey entgegengeſetzter Triebe, und aus der Verbindung zwey entgegengeſetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen ſehen, deſſen höchſtes Ideal alſo in dem möglichſtvollkommenſten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu ſuchen ſeyn. Dieſes Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das andere übrig bleiben, und das höchſte was die Erfahrung leiſtet, wird in einer Schwankung zwiſchen beyden Principien beſtehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend iſt. Die Schönheit in der Idee iſt alſo ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte ſeyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nehmlich diſſeits und jenſeits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es ſich aus dem Zuſammenhange des bisherigen mit ſtrenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflöſende und eine anſpannende Wirkung zu erwarten ſey: eine auflöſende, um ſowohl den Sachtrieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anſpannende, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Dieſe beyden Wirkungsarten der Schönheit

ſollen aber, der Idee nach, ſchlechterdings nur eine einzige ſeyn. Sie ſoll auflöſen, dadurch daß ſie beyde Naturen gleichförmig anſpannt, und ſoll anſpannen, dadurch daß ſie beyde Naturen gleichförmig auflößt. Indem ſie zugleich mit dem Sachtriebe auch den Formtrieb in Thätigkeit ſetzt, hat ſie beyden ihre Grenzen gezogen; indem ſie beyde durcheinander in Schranken hält, hat ſie beyden die gehörige Freyheit gegeben. Dieſes folgt ſchon aus dem Begriff einer Wechſelwirkung, vermöge deſſen beyde Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinſtes Produkt die Schönheit iſt. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beyſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung dar, ſondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was alſo in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden wird, das iſt in dem Schönen der Erfahrung der Exiſtenz nach verſchieden. Das Idealſchöne, obgleich untheilbar und einfach zeigt in verſchiedener Beziehung ſowohl eine ſchmelzende als energiſche Eigenſchaft; in der Erfahrung giebt es eine ſchmelzende und energiſche Schönheit. So iſt es und ſo wird es in allen den Fällen ſeyn, wo das Abſolute in die Schranken der Zeit geſetzt iſt, und Ideen der Vernunft in der Menſchheit realiſiert werden ſollen. So denkt der reflektirende Menſch ſich die Tugend, die Wahrheit, die Glückſeligkeit; aber der handelnde Menſch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten faſſen, bloß glückſelige Tage genieſſen. Dieſe auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntniſſe die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückſeligkeit zu ſetzen, iſt das Geſchäft der phyſiſchen und moraliſchen Bildung;

aus Schönheiten Schönheit zu machen, iſt die Aufgabe der äſthetiſchen.

Die energiſche Schönheit kann den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueberreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowohl im phyſiſchen als moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freyen Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorſtellung mit dem Giganteſten und Abentheuerlichen und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im moraliſchen wie im phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie

ausarten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Grösse und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweyfache Schönheit giebt, und daß beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfniß der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beyde Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der

ſchmelzenden Schönheit an dem angeſpannten Menſchen, und die Wirkungen der energiſchen an dem abgeſpannten prüfen, um zulezt beyde entgegen geſetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöſchen, ſo wie jene zwey entgegengeſetzten Formen der Menſchheit in der Einheit des Ideal-Menſchen untergehn.

Die Fortſetzung folgt.

IV

Zweyte Epiſtel.

Würdiger Freund, du runzelſt die Stirne, dir ſcheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu ſeyn, die Frage war ernſthaft,
Und beſonnen verlangſt du die Antwort; da weiß ich, beym Himmel!
Nicht, wie eben ſich mir der Schalk im Buſen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du ſagſt mir: es möchte
Meinetwegen die Menge ſich halten, im Leben und Leſen,
Wie ſie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hauſe,
Die mir der kupplende Dichter mit allem Böſen bekannt macht.
Dem iſt leichter geholfen, verſetz' ich, als es ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen ſind gut, und machen ſich gerne
Was zu ſchaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüſſel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters beſorge, ſobald ſie, vom Winzer,
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.

Manches hat die Jungfrau zu ſchaffen, die vielen Gefäſſe,
Leere Fäſſer und Flaſchen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Moſtes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blaſen
Leicht die Oeffnung des Faſſes erreichen, ſich trinkbar und helle
Endlich der edelſte Saft für künftige Jahre vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann, zu füllen, zu ſchöpfen
Daß der Trank ſtets geiſtig und rein die Tafel belebe.
Laß die andre die Küche beſorgen, da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen, und bald die ſchnatternden Enten zu füttern.
Alles, was die Jahrszeit ihr bringt, das bringt ſie bey Zeiten
Dir auf den Tiſch, und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln, und kaum reift ihr der Sommer die Früchte,

Denkt ſie ſchon an Vorrath des Winters. Im kühlen Gewölbe
Gähret ihr ſchmackhaft der Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die lüftige Kammer bewahrt die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern;
Und wenn etwas mislingt, dann iſts ein gröſſeres Unglück,
Als wenn dein Schuldner davon geht, und dir den Wechſel zurück läßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt, und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.
Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilet, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend-beglückende Früchte.
So erzeuge dir ſelbſt, patriarchaliſch, ein kleines
Königreich, und bevölkre dein Haus mit treuem Geſinde.

Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen, und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſts noch beſſer, die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müſſige Damen erſcheinen.
Wie vermehrt ſich das Nähen und Flicken und Waſchen und Biegeln
Hundertfältig, ſeitdem in weiſſer arkadiſcher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gaſſen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzſaal.
Wahrlich wären mir nur ein Dutzend Mädchen im Hauſe
Niemals wär ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich ſelber
Arbeit genug, es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet!

Die Fortſetzung folgt.

V

Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur.

Von der Wichtigkeit des Endzwecks erfüllt, welchem der Unterſchied der Geſchlechter zunächſt gewidmet iſt, pflegt man die Beſtimmung derſelben auf ihn allein zu beſchränken. Man nimmt ihn unmittelbar mit in den Begriff derſelben auf, denkt ſich unter dieſer Anſtalt der Natur weiter nichts, als ein zur Erzeugung nothwendiges Mittel, und würde, wenn dieſe auf einem andern Wege zu erhalten wäre, einen Unterſchied leicht entbehren zu können glauben, der die Entwicklung der Gattung in den Individuen nicht ſelten zu hindern ſcheint. Nur allenfalls im Menſchen wird auch die gemeinſte Beobachtung mehr auf die heilſame Einwirkung des einen Geſchlechts auf das andere aufmerkſam gemacht. Allein auch in der übrigen Natur iſt dieſe Erſcheinung nicht weniger ſichtbar, und es bedarf nur einer mäßigen Anſtrengung des Nachdenkens, um den Begriff des Geſchlechts weit über die beſchränkte Sphäre hinaus, in die man ihn einſchließt, in ein unermeßliches Feld zu verſetzen. Die Natur wäre ohne ihn nicht Natur, ihr Räderwerk ſtände ſtill, und ſowohl der Zug, welcher alle Weſen verbindet, als der Kampf, welcher jedes einzelne nöthigt, ſich mit ſeiner, ihm eigenthümlichen Energie zu wafnen, hörte auf, wenn an die Stelle dieſes Unterſchiedes eine langweilige und erſchlaffende Gleichheit träte.

Das Streben der Natur iſt auf etwas Unbeſchränktes gerichtet. Alles Groſſe und Treffliche, was in endlichen Kräften wohnt, will ſie, ohne Ausnahme, und zwar in ein Ganzes vereint, beſitzen. Aber da dieſe Kräfte immer endlich und an die Geſetze der Zeit gebunden ſind, ſo hebt die eine, ſofern ſie thätig iſt, die andre auf, und es iſt nicht möglich, daß ſie alle zugleich wirken. Dieß gilt aber nicht bloß von ihren einzelnen Kräften, ſondern überhaupt von ihren beyden hauptſächlichſten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen, und der Verbindung des Ganzen. Denn indeß die Kraftübung Einſeitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beſchaffenheit des Stoffs führt; ſo verlangt die verbindende Form Vielſeitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da ſie geſchieht, nothwendig die andre. Wenn alſo, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zu Stand kommen ſollte, ſo blieb nichts anders übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenſchaften in verſchiedene Kräfte, oder wenigſtens in verſchiedene Zuſtände derſelben Kraft zu vertheilen, und ſie nun durch den Drang eines Bedürfniſſes zu gegenſeitiger Einwirkung zu nöthigen. Dieſe beyden Merkmale ſind aber gerade auch die einzigen, welche der Geſchlechtsbegriff in ſich faßt. Denn, geht man auch, um denſelben ſo aufzufinden, wie er ſich wirklich in der Natur zeigt, am beſten von dem Begriff der Zeugung aus, ſo kann man ihn doch auch, ohne alle Rückſicht auf dieſe, in ſeiner völligen Allgemeinheit faſſen; und alsdann bezeichnet er nichts anders, als eine ſo eigenthümliche Ungleichartigkeit verſchiedener Kräfte, daß ſie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenſeitiges Bedürfniß, dieß Ganze durch Wechſelwirkung in der That herzuſtellen.

Denn auf der Wechſelwirkung allein beruht das Geheimniß der Natur. Ungleichartiger Stoff verknüpft ſich, das Verknüpfte wird wiederum Theil eines gröſſeren Ganzen, und bis ins Unendliche hin umfaßt immer jede neue Einheit eine reichere Fülle, dient jede neue Mannigfaltigkeit einer ſchöneren Einheit. Stoff und Form, ſo vielfach in einander verſchränkt, vertauſchen ihr Weſen, und nirgends iſt etwas bloß bildend oder gebildet. So erhält die Natur zugleich Einheit und Fülle, zwey ſcheinbar entgegengeſetzte, aber nah verwandte Eigenſchaften, deren eine dem Geiſt wohlthätige Ruhe gewährt, wenn ihn die andre zu thätigem Nachdenken angeſpannt hat.

Von dem zauberähnlichen Wirken dieſer zahlloſen Kräfte erſtaunt, verzweifelt der menſchliche Geiſt, je in dieß heilige Dunkel zu dringen. Dennoch fühlt er ſich durch ſeine Natur aufgefordert, es zu verſuchen. Soll nun der Verſuch nicht gänzlich mislingen, ſo wende er ſeinen Blick von dem Zuſammenfluß der Wirkungen ab auf die vereinzelten wirkenden Kräfte. Was dort durch vielfaches Eingreifen in fremder und mannigfaltig verſchiedener Geſtalt erſcheint, ſieht er hier, vereinzelt, in ſeiner eigenthümlichen wieder. Denn jede Verbindung in der Natur geht aus der innren Beſchaffenheit der Weſen hervor, und ihr ſtilles Wirken unterbricht keine eigenmächtige Willkühr. Was ſich mit einander vereinigt, trägt in ſeinem Weſen ſelbſt das Bedürfniß dieſer Vereinigung; und alle Erſcheinungen der Natur beſtimmt der Charakter der wirkenden Kräfte. Iſt indeß der Weg auf dieſe Weiſe vereinfacht, ſo darf man ihn nicht zugleich auch erleichtert nennen. Sehr ſchwierig iſt es, dieſen verborgenen Charakter zu erſpähen, der nicht in dem Inbegriff der, oft nur zufäl-

ligen Aeuſſerungen eines Dinges beſteht, ſondern ihr innerſtes Weſen ſelbſt ausmacht, nicht durch rhapſodiſtiſche Aufzählung der einzelnen Merkmale erſchöpft wird, ſondern in ſeiner ganzen Einheit aufgefaßt werden muß. Gerade weil er die letzte Verbindung von jenen iſt, darf er keine Trennung verſtatten, iſt er für die innere Anſchauung, was die äuſſere Geſtalt dem Auge, und enthüllt ſich faſt nur einem gewiſſen ahnenden Gefühle, da er doch auf Begriffe zurückgeführt, und durch Beweiſe beſtätigt werden ſoll.

Was, ſo wie dieſer Charakter, das letzte Reſultat aller vereinigten Kräfte iſt, kann wieder nur mit vereinigten Kräften verſtanden werden. In harmoniſchem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinſchaftlich thätig ſeyn. Hat der Verſtand die Natur und die Wirkungsart des Weſens nach Begriffen unterſucht, ſo muß die Phantaſie das äuſſere Bild ſeines Erſcheinens, die Form jenes Inhalts, auffaſſen, und nur die Einheit, zu welcher der Geiſt dieß doppelte Reſultat zu verknüpfen ſtrebt, kann dem Geſuchten einigermaaßen entſprechen. Keine Erſcheinung einer Kraft darf daher der Forſcher zurückweiſen, und durch das ganze Gebiet ihrer Wirkſamkeit muß er ſie verfolgen. Bei Unterſuchung der Körperwelt muß er mit der moraliſchen ebenſowohl, als bey dieſer mit jener vertraut ſeyn, und ſein Bemühen gehe auf die gröſſere Naturökonomie oder den kleineren Kreis des Menſchen, ſo darf er nie das Ganze aus dem Geſichte verlieren. Denn die äuſſere ſinnliche Geſtalt der Gegenſtände giebt ihm einen Spiegel in die Hand, in welchem ſein Auge ihre innere Beſchaffenheit erblickt.

Vorzüglich aber bedarf der Menſch zu Ergründung

und Veredlung auch ſeiner moraliſchen Natur einer anhaltenden und ernſten Betrachtung der phyſiſchen um ihn her, und ihre Vorſorge hat ihm ſogar dieß Studium erleichtert. Schon in dem bloß körperlichen Theil ſeines Weſens findet er mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in ſeinem moraliſchen zum Daſeyn zu bringen ſtreben ſoll. Freilich verweilt das Auge des Betrachters nur ſelten hinlänglich auf den Zügen dieſer Schrift. Vorſichtige Beſorgniß durch leere Bilder der Phantaſie getäuſcht zu werden, zieht oft die Aufmerkſamkeit davon ab, und noch weit öfterer hindert ſie Mangel an Feinheit des Sinns, überhaupt nur rege zu werden. Dennoch iſt es unläugbar, daß die phyſiſche Natur nur Ein groſſes Ganze mit der moraliſchen ausmacht, und die Erſcheinungen in beyden nur einerley Geſetzen gehorchen. Nach der Erforſchung der Körperwelt und dem Studium des innern Lebens der Geiſter bleibt daher noch endlich ein Blick auf das gegenſeitige Verhältniß dieſer beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Geſetze aufzufinden, welche, in beyden herrſchend, die höchſte Verknüpfung des Naturganzen vollenden. Dieſer Geſetze werden freylich immer nur ſehr wenige und äußerſt einfache ſeyn können, da ſie die reiche Mannigfaltigkeit aller beſondren unter ſich befaſſen müſſen. Allein eben dadurch wird es dem Menſchen leichter werden, ihnen auch an ſeinem Theil zu gehorchen, und gerade die verborgenſten Geheimniſſe ſeines Weſens in ihnen beſſer enthüllt zu ſehn. Denn vorzüglich in dem Felde der menſchlichen Empfindung und Begierde giebt es Tiefen, welche der Forſcher nie zu ergründen vermag, wenn er den Blick unmittelbar und allein auf ſie heftet. Wo die Verwandtſchaft mit der ſchlechterdings phyſiſchen Natur des Menſchen zu nah iſt,

hört die Möglichkeit auf, alles durch ſeine bloß moraliſche zu erklären. Er muß daher zugleich auf jene zurückgehn, und dasjenige, was in einer feinen und verwickelten Organiſation undeutlich erſcheint, muß er da aufſuchen, wo es in groſſen und einfachen Zügen ausgedrückt iſt. Wohin aber wendete er ſich da beſſer, als an dieſelbe Natur in ihrer weniger verwickelten, aber gröſſern Oekonomie? Aus ihr muß der Menſch ſich beſſer verſtehn lernen, und bey ihr den Stamm aufſuchen, von dem nur die feinſte Blüthe in ihm ſproßt. Hat er dieſen entdeckt, ſo iſt es nun weniger ſchwer, den wunderbaren Bau bis in ſeine äuſſerſten Zweige zu verfolgen. Hier iſt der Standpunct, auf welchem der Kenner der phyſiſchen und der Erforſcher der moraliſchen Natur einander gegenſeitig die Hand bieten, um die ſteile Höhe zu erſteigen, von welcher jedes ſein eignes Gebiet in einer neuen und nun erſt in der wahren Geſtalt erblickt. Den äuſſerſten Gipfel dieſer Höhe zu erreichen, dürfte allerdings wohl menſchlichen Kräften verwehrt ſeyn. Aber die Kenntniß der Natur wird ſich immer ganz und gar von der Wahrheit entfernen, wenn man demſelben nicht wenigſtens entgegenſtrebt, und er nicht der Geſichtspunckt iſt, den man, auch bei der Beſchäftigung in jedem einzelnen der beiden Reiche, unverrückt im Auge behält.

Aus endlichen Kräften beſtehend, weiß die Natur ſich durch ihre Form Unendlichkeit zu verſchaffen. Dem Geſetze derſelben gehorſam, hinterläßt das hinſchwindende Weſen, ehe es von dem Schauplatz ſeiner Thätigkeit ſcheidet, ein neues an ſeiner Stelle, und indem ſo das Einzelne wechſelt, bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. Dieſe Sorgfalt für die Fortdauer der Gattungen,

bei der Vergänglichkeit der Individuen, iſt die erſte Erſcheinung, welche ſich dem allgemeinſten Blick auf das geſammte Gebiet der Natur darſtellt. Aber nicht auf bloſſe Fortdauer allein beſchränkt, iſt ihre Abſicht hiebey zugleich auf etwas höheres gerichtet. Weil bei endlichen Weſen das Vortrefliche nicht auf einmal entſteht, ſo erhebt ſie ſie von Stufe zu Stufe des beſſren. Dadurch hat ſie es möglich gemacht, nach dem erſten Wurf der Keime, ihre Hand von ihrem Werk abziehen zu können, und nun mit ruhigem Blick auf den Reihen der Weſen zu verweilen, die ſich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von ſelbſt, und doch immer Einem Ziele zueilend entwickeln. Unter allen Verbindungen, die wir in ihr gewahr werden, ſind gerade die höchſten, mannigfaltigſten und innigſten dieſem doppelten Endzweck gewidmet; und gelänge es dem menſchlichen Geiſt dieſe durch Erforſchung des Charakters der dabey wirkſamen Kräfte genauer zu durchſpähen, ſo wäre es ihm dann möglich, dieß tiefe Geheimniß mit gröſſerem Recht zu bewundern.

Bei allem Erzeugen entſteht etwas vorher nicht vorhandenes. Gleich der Schöpfung, ruft die Zeugung neues Daſeyn hervor, und unterſcheidet ſich nur dadurch von derſelben, daß dem neu Entſtehenden ein ſchon vorhandener Stoff vorhergehen muß. Dieſer Nothwendigkeit ungeachtet, hat indeß das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhängige Kraft des Lebens, und weit entfernt, daß dieſe aus demſelben erklärbar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimniß, wie nur ſein Daſeyn daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachsthum entſteht, iſt ein Theil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand ſeine belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, iſt ein

Weſen für ſich, beſitzt ſelbſt Leben und Organiſation, und kann, wie es ſelbſt hervorgebracht wurde, eben ſo wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen durch die ganze Natur verbreitet iſt, ſo vermag doch keine Kraft Leben und Organiſation mechaniſch zu bilden; keine Weisheit den Weg dazu vorzuſchreiben. Daher iſt Zeugung von Bildung verſchieden, und darf nur Erweckung genannt werden; die nachfolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm ſelbſt, nicht dem Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und ſieht das Daſeyn, das darauf erfolgt; wie beides verknüpft iſt? umhüllt ein undurchdringlicher Schleier. Denn wie die Zeugung von Seiten des Erzeugten Erweckung iſt, ſo iſt ſie von Seiten des erzeugenden Weſens nur eine augenblickliche Stimmung, die nicht bloß durch die höchſte Anſtrengung der Kräfte, ſondern beſonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das Lebendige und Organiſche beſeelt, kann, wie ſie ſelbſt in ſich Eins iſt, nur aus dem ihr Gleichen, hervorgehen, und nicht bloß daß jedes zeugende Weſen ſeine eignen gleichartigen Kräfte zur höchſten Harmonie geſtimmt fühlt, ſo iſt auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verſchiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend ſind, die zeugenden (im engern Verſtande des Worts) und die empfangenden nennt. So hat die Natur ihre Kinder, welchen, als endlichen Weſen, nicht alles zugleich zu beſitzen vergönnt war, wenigſtens an die Einheit erinnert, die allein jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnſucht Momente geſchenckt, die ſie vergeſſen laſſen, daß ſie zu getrenntem Daſeyn verurtheilt ſind.

Dieſem gegenſeitigen Zeugen und Empfangen iſt nicht

bloß die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und geistige Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Sprößling der Sinnlichkeit, verläugnet diesen Ursprung nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie. Wo es sich zeigt, sey es in der Phantasie des Künstlers, oder in der Entdeckung des Forschers, oder in der Energie des handlenden Menschen, erweißt es sich schöpferisch. Was seiner Zeugung das Daseyn dankt, war vorher nicht vorhanden, und ist eben so wenig aus schon Vorhandenem oder schon Bekanntem bloß abgeleitet. Zwar wird sich im Gebiete des Denkens, in welchem durchgängiger logischer Zusammenhang herrschen muß, immer die Verbindung desselben mit dem schon Gegebenen zeigen lassen, aber dieser Weg ist darum nicht auch ebenderselbe, auf welchem es gefunden werden konnte. Denn das wahrhaft Genialische ist keine Folgerung aus, bloß schnell übersehenen, mittelbar zusammenhängenden Sätzen, es ist wirkliche Erfindung, wenn gleich das, was nicht dieser Art ist, ebenfalls auf genieähnliche Weise hervorgebracht seyn kann. Was hingegen das ächte Gepräge des Genies an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eignem organischen Leben. Durch seine Natur schreibt es Gesetze vor. Nicht wie die Theorie, welche der Verstand langsam auf Begriffe gründet, giebt es die Regel in todten Buchstaben, sondern unmittelbar durch sich selbst, und mit ihr zugleich den Sporn sie zu üben. Denn jedes Werk des Genies ist wiederum begeisternd für das Genie, und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.

Durch Begeisterung gewirkt, ist dem Genie seine eigene Wirksamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebro-

chenen Bahnen fort, hier erſcheint es und dort, aber vergebens ſuchten wir die Spuren ſeines wandlenden Fußtritts. Daher iſt es nie zu berechnen, und vermag ſelbſt nicht zu verbürgen, ob ſein Produckt geſetzlos oder regelmäßig ſeyn werde? Es kann dieß Letztere nur mittelbar befördern, indem es ſich ſelbſt geſetzmäſig macht, und es iſt ihm kein andrer Einfluß auf das Erzeugte, in dem Augenblicke der Zeugung, erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung ſeiner ſelbſt, als des Erzeugenden. Da alle ſeine Kräfte in dieſem Momente vereinigt ſind, bleibt keine zu müßigem Zuſchauen, oder kalter Leitung übrig. Selbſtthätigkeit und Empfänglichkeit ſind beide gleich geſchäftig in ihm, und dasjenige, deſſen es ſich einzig bewußt iſt, iſt gerade die Vermählung dieſer ungleichartigen Naturen. Nur durch dieſe Wechſelwirkung der Selbſtthätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, ſich aus ſich ſelbſt herauszuſtellen, und ſich ſelbſt, abgeſondert von allem Zufälligen, zum Object ſeiner Reflexion zu machen. Dieſe Trennung aber iſt zu jeder genialiſchen Hervorbringung unentbehrlich, da das Genie das Nothwendige nur aus der Tiefe ſeiner Vernunft hervorziehn, und es nicht anders, als durch gänzliche Entfernung aus dem Kreiſe ſeines empiriſchen Daſeyns, rein abſondern kann. Daher erfordert daſſelbe, wofern es ſchöpferiſch werden ſoll, die höchſte Objectivität, d. h. ein, in Bedürfniß übergehendes Vermögen, das Nothwendige zu ergreifen. Dieſes aber kann es nur aus ſeinem Innren ſchöpfen, oder es muß vielmehr ſein eignes ſubjectives und zufälliges Daſeyn in ein nothwendiges verwandeln. Nie wird der Hand des Künſtlers ein Meiſterwerk gelingen, wenn er nicht die idealiſche Schönheit, zu der doch ſeine Phantaſie die Züge ſelbſt bildend entwarf, als eine

wirkliche Gestalt zu umfassen vermag; nie wird der Philosoph einen Fortschritt gewinnen, der die Masse der Ideen wesentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, die er aus der Tiefe seines Geistes hervorzog, seinen innren Sinn, gleich einem äussren Objecte bewegt; und nie wird in schwierigen Fällen des Lebens der handlende Mensch alle verwickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfedern genialisch lösen, wenn er nicht über der Welt sein eignes Ich vergißt, oder vielmehr sein Ich zu dem Umfang einer Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Daseyn erweckt wird, ist der Zustand zu beobachten, welcher demselben vorhergeht. In dieser Stimmung der schöpferischen Weihe ist, von welcher Art auch die Zeugung seyn möge, das Gefühl einer überfliessenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden. Die Kraft sammelt sich in sich selbst, nie fühlt sie sich reicher und grösser, nie lebhafter bewegt, nie rüstiger zur herrlichsten Thätigkeit. Selbst die Erinnerung an diese Stärke vermag noch, sie in der Folge begeisternd zu erwecken. Aber in dieser Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Sehnsucht, die zur Hervorbringung reitzt. Sich, ihres Reichthums ungeachtet, so wie sie ist, nicht genügend, ahnet sie etwas andres, mit dem vereint sie erst ein vollendetes Ganze bildet. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt, so strebt sie nach einer Vereinigung, welche jedes einzelne Daseyn vertilgt. Es entsteht ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe. Die ganze Erwartung ist nun auf die Hervorbringung gespannt, und das eigne Ich entäussert sich bis zu dem Grade, daß es sich selbst gern

für die neue Schöpfung hingeben möchte. Aus dieſem höchſten Daſeyn ſpringt das Daſeyn hervor. Auf dieſem einzigen Moment beruht die Erzeugung auch des geiſtigſten Products. Hat die Phantaſie des Künſtlers einmal das Bild lebendig geboren, ſo iſt das Meiſterwerk vollendet, wenn auch ſeine Hand in demſelben Augenblick erſtarrte. Die wirkliche Darſtellung gehört nur noch dem Nachhall jenes entſcheidenden Moments an.

Eine befremdende Erſcheinung iſt es, daß Kräfte, die ſich ſo nothwendig ſind, und ſo heftig ſuchen, getrennt exiſtiren ſollen, und daß das zur Verbindung Beſtimmte nicht Eins ſeyn kann. Denn überall ſehen wir zur Zeugung zwei ungleichartige Kräfte erforderlich, dieſelben mögen nun, wie in einem Theil der Natur, in Einem Weſen verknüpft, oder in zwei verſchiedne vertheilt ſeyn. Da das Erzeugte mit dem Erzeugenden immer gleichartig und ihm ähnlich iſt, ſo ſcheint es wunderbar, warum nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andere hervorgehen könne? und da der Begriff der reinen Kraft hier nichts Widerſprechendes enthält, ſo müſſen wir dieß in den Schranken derſelben aufſuchen.

Die lebendige Kraft, welche jedes organiſche Weſen beſeelt, fordert einen Körper. Dieſer Körper und jene Kraft ſtehen in unaufhörlicher Gemeinſchaft, indem ſie gegenſeitig auf einander ein und zurück wirken. So iſt in jedem organiſchen Weſen Wirkung und Rückwirkung verbunden. Wie unbegreiflich nun auch das Geſchäft der Zeugung iſt, ſo wird doch ſoviel wenigſtens klar, daß das Erzeugte aus einer Stimmung des Erzeugenden hervorgeht, und, wie vorzüglich die Producte des Genies

auffallend zeigen, derſelben ähnlich iſt. Die Erzeugung organiſcher Weſen erfordert daher eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andre auf Rückwirkung gerichtete Stimmung, und dieſe iſt in derſelben Kraft und zu gleicher Zeit unmöglich.

Hier nun beginnt der Unterſchied der Geſchlechter. Die zeugende Kraft iſt mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung geſtimmt. Was von der erſtern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beſeelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbſtthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indeß beſteht dieſer Unterſchied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen. Denn wie die thätige Kraft eines Weſens, ſo auch ſeine leidende, und wiederum umgekehrt. Etwas bloß Leidendes iſt nicht denkbar. Zu allem Leiden (Empfinden einer fremden Einwirkung) gehört doch aufs mindeſte Berührung. Was aber gar kein Vermögen der Thätigkeit beſitzt, iſt gar nichts, wird durchdrungen, aber nicht berührt. Daher überall gleichviel Entgegenwirken, als Leiden. Die thätige Kraft hingegen iſt (wenn wir uns erinnern, daß hier nur von einer endlichen geredet wird) den Bedingungen der Zeit unterworfen, und an einen Stoff, mithin an etwas Leidendes gebunden. Ohne auch in tiefere Beweiſe einzugehen, ſehen wir im Menſchen immer Selbſtthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenſeitig entſprechen. Der ſelbſtthätigſte Geiſt iſt auch der reitzbarſte; und das Herz, das für jeden Eindruck am meiſten empfänglich iſt, giebt auch jeden mit der lebhafteſten Energie zurück. Nur alſo die verſchiedene Richtung unterſcheidet hier die männliche Kraft von der weiblichen. Die erſtere beginnt, vermöge ihrer Selbſt-

thätigkeit, mit der Einwirkung; nimmt aber, vermöge ihrer Empfänglichkeit, die Rückwirkung gegenseitig auf. Die letztere geht gerade den entgegengesetzten Weg. Mit ihrer Empfänglichkeit nimmt sie die Einwirkung auf, und erwiedert sie mit Selbstthätigkeit.

Diesen zwiefachen Charakter drückt auch der verschiedene Zustand aus, welcher in beiden der Hervorbringung unmittelbar vorhergeht. In beiden ist das Gefühl eines überströmenden Vermögens mit dem eines schmerzlichen Entbehrens gepaart. Aber wo die Männlichkeit herrscht, ist das Vermögen: Kraft des Lebens, bis zur Dürftigkeit von Stoff entblößt; und die entbehrende Sehnsucht auf ein Wesen gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur Thätigkeit gebe, und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beschäftigt; ihre glühende Heftigkeit lindre. In dem Kreise der Weiblichkeit hingegen ist das Vermögen: eine üppig überströmende Fülle, zu reich, als daß die eigne Kraft allein ihrer Belebung genügte; indeß die entbehrende Sehnsucht ein Wesen sucht, das zugleich den innern Stoff erwecke, und der eignen Kraft, indem es sie durch Einwirkung zu selbstthätiger Rückwirkung nöthigt, eine grössere Stärke ertheile. In dem ersteren Fall ist daher eine Stärke, die, auf Einen Punkt versammelt, von diesem nach außen hin strebt. Außer sich sucht dasjenige einen Stoff, was in sich nicht genug Beschäftigung seiner Thätigkeit findet. In dem letzteren ist eine Fülle des Stoffs, die sich einen fremden Gegenstand in einem Punkt innerhalb ihres Wesens aufzunehmen, und von ihm Einheit zu empfangen sehnt. So befriedigt die eine Kraft die Sehnsucht der andren, und beide umschlingen einander zu einem harmonischen Ganzen.

Auch in der geiſtigen Zeugung nehmen wir nicht bloß dieſelbe Wechſelwirkung, ſondern auch denſelben Unterſchied zwei verſchiedner Geſchlechter wahr. Ganz anders iſt es in Gemüthern beſchaffen, die zu zeugen; anders in ſolchen, die zu empfangen beſtimmt ſind. Es iſt ſchon ſchwer, ſo feine Verſchiedenheiten im intellectuellen und moraliſchen Leben nur zu bemerken, und bei weitem ſchwerer noch, ſie darzuſtellen. Wo indeß das Genie männliche Kraft beſitzt, da wird es, zeugend, mit ſelbſtthätiger Vernunft auf das idealiſche Object einwirken. Wo demſelben hingegen weibliche Fülle eigen iſt, wird es, empfangend, die Einwirkung dieſes Objects durch das Uebergewicht der Phantaſie erfahren und erwiedern. Vorzüglich offenbart ſich dieſer Unterſchied in der innren Stimmung bei der Hervorbringung ſelbſt; dem geübten Blick aber wird er ebenſowenig in den Producten entgehn. Denn iſt gleich jedes ächte Werk des Genies die Frucht einer freien, in ſich ſelbſt gegründeten, und in ihrer Art unbegreiflichen Uebereinſtimmung der Phantaſie mit der Vernunft; ſo kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weiblichere Phantaſie mehr üppige Fülle und reitzende Anmuth gewähren. * Da aber der Ge-

* Dieſe Vergleichung in einzelnen Fällen wirklich anzuſtellen, iſt ſchon darum von vielen Schwierigkeiten begleitet, weil ſelten zwei Köpfe übrigens Aehnlichkeit genug zeigen, um gerade dieſen Unterſchied auffallend ſichtbar zu machen. Nur alſo um an Beiſpiele zu erinnern, ſey es erlaubt, hier Homer und Virgil, Arioſt und Dante, Thompſon und Young, Plato und Ariſtoteles einander gegenüber zu ſtellen. Wenigſtens dürfte niemand leicht in Abrede

ſchlechtsunterſchied überhaupt, als ein Unterſchied der Natur, durch den formenden Willen, ſo viel als möglich zur Einheit erhoben werden muß; ſo wird freilich dasjenige Genie, das ſich auf ſeine Bildung verſteht, jene beiden Kräfte, bis zur gänzlichen Verkennung deſſelben, in ein reines Gleichgewicht zu ſtimmen bemüht ſeyn. Deutlicher, als hier, erſcheint daher dieſer Unterſchied im praktiſchen Leben. Wo dort der Tugendhafte, von dem erhabenen Gefühl der Achtung des Geſetzes durchdrungen, der Ausübung ſeiner Pflicht ſein Glück und ſein Leben opfert, da iſt eine groſſe und heroiſche Handlung mit männlicher Kraft erzeugt. Der moraliſche Sinn fühlt ſich in rüſtiger Stärke, die Stimme der Pflicht ruft ihn zur That, und er empfindet ſich gedrungen, dem Rufe zu folgen. Wo hingegen die Tugend, im Bündniß mit der Phantaſie, durch ihre Anmuth reizt, da iſt jenes moraliſche Gefühl mehr empfangend, als zeugend. Es erhält aus der Hand der Einbildungskraft die wohlthätige Geſtalt, ſchließt ſich mit Innigkeit an ſie an, und ſtrebt, ſie mit ſeinem Weſen zu vereinigen; und ſo iſt die tugendhafte Handlung, welche hervorgeht, nicht ſowohl das Werk einer völlig frei und ſelbſtthätig, als einer zurückwirkenden Kraft.

ſeyn, daß, in Rückſicht auf ihre Gegentheile, in den zuerſt genannten, wenigſtens in Vergleichung mit der aus ihnen hervorleuchtenden Kraft, mehr Ueppigkeit der Phantaſie herrſcht, da aus den lezteren die Form der Vernunft mit einer faſt an Härte gränzenden Beſtimmtheit ſpricht. Zugleich von dieſer Härte und von einer zu groſſen Ueppigkeit frei, kann Sophokles, in der Mitte zwiſchen Aeſchylus und Euripides, zum Beyſpiel des geſchlechtloſen Genies dienen.

Dieſelbe Eigenthümlichkeit der zeugenden und empfangenden Kräfte, welche wir in den Momenten ihrer höchſten Thätigkeit wahrnehmen, offenbart ſich auch durch ihr ganzes Daſeyn hindurch. Ueberall ſpricht aus den erſteren hervorbringende Kraft durch freies Geben aus eigner Fülle; überall iſt in den letzteren Stärke des Auffaſſens durch feſtes Umſchließen des Aufgenommenen ſichtbar. Aber über das ſtille Daſeyn der Weſen unaufmerkſam hinwegrollend, eilt unſer Blick immer nur ihren Wirkungen zu, und doch iſt es eben dieß unbemerkte Leben, dem die Kräfte der Natur ihre Fortdauer danken. Denn was iſt jenes Daſeyn andres, als eine ununterbrochene Wirkſamkeit, welche unaufhörlich die Thätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Theil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das fortgeſetzte Streben die Kraft endlich bis zum Ueberſtrömen anſchwellt? Nur die körperliche Wirkung rührt unſren gröberen Sinn, indeß der feine, aber mächtige Einfluß, den alles, was lebt, unmittelbar dadurch verbreitet, daß es iſt, uns gleich einem unſichtbaren Hauch entſchlüpft. Eben ſo iſt nun auch den zeugenden und empfangenden Kräften nicht die Sorge der Fortpflanzung allein anvertraut, nicht bloß die Erzeugung, die vor unſren Augen geſchieht. Auch die Erhaltung, und da die Erhaltung des Endlichen nur unaufhörlicher Tod iſt, an den immer wiederkehrendes Leben ſich anknüpft, auch die uns verborgene Wiedererzeugung iſt ihr Werk. Vermöchte daher auch die Natur jenen Zweck der Fortpflanzung auf einem andren Wege zu erreichen, ſo könnte ſie doch nie die Wechſelwirkung entbehren, in der die Kräfte der Geſchlechter einander gegenſeitig ergänzen.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche

Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerſtreit der Kräfte. Alles Beſchränkte zielt auf Zerſtörung, und der himmliſche Friede wohnt allein in dem Wirkungskreis deſſen, was ſich ſelbſt genügt. Der zerſtörenden Thätigkeit des einen muß daher das andre entgegenſtreben, und indem beide gegenſeitig einander ihren Endzweck vereiteln, erfüllen ſie den ſchrankenloſen Plan der Natur. Allein auch ſie gewinnt dieſen Sieg nur, wenn man ſie in ihrem ganzen Umfang und durch die Dauer aller ihrer Epochen betrachtet; oder vielmehr derſelbe liegt allein in dem Inhalte ihrer Geſetze. In jeder einzelnen Periode dauert der Kampf noch fort, und das Vollendete entbehrend, muß ſie ſich das Höchſtmögliche zu beſitzen begnügen. Da ſie die Schranken nicht entfernen kann, muß eine Kraft die Lücken der andren ausfüllen; und da jede Thätigkeit ſich endlich ſelbſt aufreibt, Unthätigkeit aber verbannt iſt, ſo muß die Ruhe in dem Wechſel der Wirkſamkeit beſtehen. Denn die höchſte Kraft erfordert die Vereinigung widerſprechender Bedingungen. Mit raſtloſer Anſtrengung ſoll beharrliches Ausdauern verbunden ſeyn. Aber die Anſtrengung iſt ein Feuer, das ſich ſelbſt verzehrt; um nicht an Intenſion zu verlieren, muß ſie ſich aller hindernden Maſſe entledigen, und den Stoff, den ſie beſitzt, energiſch zuſammendrängen. Denn giebt es gleich auch Kräfte, welche gerade durch Maſſe mächtig ſind, wovon vorzüglich die unbelebte Natur auffallende Beiſpiele zeigt, ſo wirkt doch da eigentlich nur die vereinte Stärke vieler einzelnen, zufällig in Gemeinſchaft ſtehenden Theile. Indem nun die Anſtrengung die Empfänglichkeit ausſchließt, nimmt ſie ſich ſelbſt den Genuß erquickender Ruhe. Dagegen erfordert die Stärke des Widerſtandes, welche zur ausdauernden Beharrlichkeit nothwendig iſt, mehr Fähigkeit, die fremde

Einwirkung aufzunehmen, als ſie zurückzuweiſen, mehr Stimmung zu leiden, und daher einen reicheren Stoff. Iſt aber dieſer, in ſich zurückgezogen, ſo ſehr zur Beſchäftigung mit fremder Energie aufgelegt, ſo verbietet er ſich dadurch ſelbſt die Möglichkeit eigner ſelbſtthätiger Anſtrengung. So verſchließt die Dichtungskraft, wenn ſie in glühendem Feuer Bilder auf Bilder ſchaft, die Sinne den äuſſeren Eindrücken; und ſo verwehren dieſe, wenn ſie mit lebendiger Wärme die Wirklichkeit umfaſſen, jener den kühnen Aufflug ins Land der Erfindung.

Die männliche Kraft, zu beleben beſtimmt, ſammelt ſich von ſelbſt, und durch eigne Bewegung. Allen Stoff, den ſie beſitzt, drängt ſie zu ungetheilter Einheit zuſammen. Je reicher und mannigfaltiger derſelbe iſt, deſto ermattender iſt die Anſtrengung, aber auch deſto gröſſer die Wirkung. Der Stoff darf nicht ſchon durch ſeine eigne Natur zur Verbindung geſtimmt ſeyn. Von ihr, als einem herrſchenden Prinzip, muß er die Leitung erhalten. So in ſich verſammelt, wirkt ſie aus ſich heraus. Von heftigem Drange thätig zu ſeyn beſeelt, wünſcht ſie einen Gegenſtand zu finden, den ſie durchdringe; aber ganz nur Selbſtthätigkeit, iſt ſie in dieſem Augenblick aller Empfänglichkeit verſchloſſen. Einer ſolchen Anſtrengung folgt jedoch bald Ermattung nach, und ſie gleicht einem Hauche, der mächtig belebt, aber bald verſchwindet. Mit dem Gefühl der ſinkenden Stärke erwacht in ihr die Sehnſucht der Empfänglichkeit, und gern ruht ſie da aus, wo ſie vorher bloß ſchöpferiſch war. So iſt ſie, was ſie iſt, durch ſich ſelbſt, und ihre eigenthümliche Form. Der Mann, deſſen Bruſt ein thatenkühner Muth begeiſtert, fühlt ſich in ſich verengt. Viel Erfahrungen hat er mit beobachtendem Geiſte auf

der Bahn des Lebens geſammelt; hohe Ideale aus ſeinem Innren hervorzuſchaffen; mannigfaltige Gefühle bewegen ihn, bald die Würde der neuen Schöpfung, nach der er ſich ſehnt, bald theilnehmendes Mitgefühl mit den Weſen, die er zu veredlen ſtrebt. Für alle dieſe erhabenen Bilder hat ſein Buſen nicht Raum genug, und heißer Durſt nach Thätigkeit treibt ihn. Er ſucht eine Welt, die ſeiner Sehnſucht entſpreche. Uneigennützig und fern von jedem Gedanken an eignen Genuß, befruchtet er ſie mit der Fülle ſeiner Kraft. Die neue Schöpfung ſteht da, und freudig ruht er aus im Anblicke ſeiner Kinder.

Die weibliche Kraft, zur Rückwirkung beſtimmt, ſammelt ſich auf einen fremden Gegenſtand und durch fremden Reitz. Da der Stoff, den ſie in reicher Fülle beſitzt, ſich durch ſeine eigenthümliche Natur vereint; ſo wirkt er mehr durch ein leidendes, als ein ſelbſtthätiges Vermögen. Mit dem Grade ſeiner Mannigfaltigkeit wächſt gleichfalls die Schönheit der Wirkung, nicht aber zugleich auch die Anſtrengung. Vielmehr wird dieſe durch vielfachere Berührungspunkte erleichtert, und ihr Grad nur durch die Innigkeit des Umſchlieſſens beſtimmt, die von der gegenſeitigen Harmonie abhängt. Der Stoff der weiblichen Kraft bedarf weniger der Herrſchaft eines vereinenden Prinzips, ſondern verbindet ſich mehr durch ſeine eigene Gleichartigkeit. In dieſer Einheit erwiedert ſie die Einwirkung mit immer ſteigendem Feuer, bis endlich ihre ganze Thätigkeit angeſpannt iſt. Aber da ihre eigenthümliche Natur ſie fähiger macht, Widerſtand zu leiden, und ſie von der glühenden Heftigkeit frey iſt, welche die männliche verzehrt, ſo vergütet ſie die Langſamkeit ihrer Wirkung durch längeres Ausdauern. So dankt ſie der Be-

ſchaffenheit ihres Stoffs ſelbſt einen Theil ihrer Wirkſamkeit, die durch ihn vorbereitet und unterſtützt wird. Ein Herz, das ſich, von mannigfaltigen Empfindungen bewegt und von einer edeln Strebſamkeit beſeelt, reich in ſich ſelbſt fühlt, aber den kühnen Muth vermißt, ſich eine eigne Richtung zu geben, wird von unruhiger Sehnſucht gefoltert. Sich ſelbſt unverſtändlich, und arm im Schooße des Ueberfluſſes, wünſcht es ein Weſen zu finden, das die verſchlungenen Knoten ſeiner Gefühle freundlich löſe. Je tiefer die Quelle dieſer verworrenen Stimmung verborgen liegt, deſto ſchwerer begegnet es der Gewährung ſeines Wunſches, aber deſto inniger ſchließt es ſich an die gefundene Erſcheinung an. Je länger es an ihr verweilt, deſto mehr Berührungspunkte entdeckt es, und verläßt ſie nicht eher, bis der Keim zur vollendeten Frucht gereift iſt.

Nicht alſo ihrem Grade, ſondern allein ihrer Gattung nach, ſind die zeugenden und empfangenden Kräfte von einander verſchieden. Bloſſes Aufnehmen iſt kein Empfangen, ſondern ſteht eben ſo unter dieſem, als das Geben unter dem Zeugen. Beyde, Zeugen und Empfangen, ſind höhere und kraftvollere Energien, beyde ein Hervorbringen durch Geben und Aufnehmen. Eigne fruchtbare Fülle muß bey jenem das Entäußerte begleiten, bey dieſem das Aufgenommene umfaſſen. Der wahre Charakterunterſchied beyder Kräfte beſteht darin, daß den empfangenden mehr Stoff, mehr Körper, den zeugenden mehr Seele eigen iſt, wenn nemlich Seele jedes ſelbſtthätige Prinzip bezeichnet. Gerade aber durch dieſe Verſchiedenheit thun ſie der Forderung der Natur ein Genüge. Sollte der Zerſtörung drohenden Heftigkeit der männlichen Kraft eine andre entgegengeſtellt werden, ſo durfte es keine

gleichartige seyn. Gegenseitige Ermattung hätte dann den Kampf beschlossen, in dem, wie überall in der Natur, der Unterliegende selbst neues Leben aus den Händen des Ueberwinders erhalten sollte. Der überströmenden Fülle mußte daher ein Bedürfniß gegenüberstehn; aber da die Natur in ihrem Gebiet eben so wenig Armuth als Selbstgenügsamkeit verstattet, so ist das Bedürfniß wieder mit Reichthum verknüpft. Indem nun alles Männliche angestrengte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbeschränkte Kraft der Natur, deren Anstrengung nie ermattet, und deren Ruhe nie in Unthätigkeit ausartet.

Zu jeder Zeugung wird also zweyerley erfordert, lebendige Energie der Kraft, die auf Einen Punkt sich zusammenzieht, und lebendige Fülle des Stoffs, der ihre Einströmung in allen seinen Punkten empfängt. Jene wird daher ihrer Natur nach, auf Trennung gerichtet seyn, weil alles, was nicht sie selbst ist, sie in ihrer reinen Wirksamkeit hindert: Diese wird auf Einheit gerichtet seyn, um von allen Seiten aus die einwirkende Kraft zu umschliessen. Wenn das Genie (da diese Erscheinungen durch die ganze Kette der hervorbringenden Wesen dieselben sind) vermöge der reinen Selbstthätigkeit der Vernunft, die belebende Flamme ausströmt, der, gleich einem Funken, das göttliche Werk entsprüht, so muß die Phantasie sie in ihren Schooß aufnehmen, und wohlthätig umschliessen. Die zeugende Kraft vermöchte sich nicht energisch zu sammeln, wenn sie nicht alles zurückwiese, was diese Anstrengung stören könnte; und der empfangenden wäre es unmöglich, sich von allen Seiten her nach Einem Punkt

hin zu neigen, wenn ſie nicht die höchſte Uebereinſtimmung in ſich bewahrte. Die Heftigkeit, mit der die erſtere fortſtrebt, richtet ſie auf einzelne Geſichtspunkte, und ihre unaufgehaltene Wirkung müßte überall Trennung und Zerſtörung ſeyn. Dagegen macht der letzteren die harmoniſche Sanftmuth, mit der ſie entgegenkommt, eine mehr umfaſſende Einheit zum Geſetz, und ihre Frucht iſt Erhaltung. Was zu beleben beſtimmt iſt, muß reitzend erwecken. Aller Reitz aber richtet die Aufmerkſamkeit auf einen einzelnen Zuſtand, und das Gefühl durchgängiger Gleichgültigkeit würde Schlummer oder Tod ſeyn. Das Belebende darf daher nicht, mit allzugroſſer Schonung, jede Erſchütterung vermeiden. Dagegen muß der Stoff, welcher der Belebung entgegengeführt wird, gleichmäßig und ganz von ihr durchdrungen werden. Was endlich mehr Form beſitzt, zielt zwar auf Verbindung, aber, wie die Form überhaupt, nur durch Trennung; ſo wie, was dem Stoffe näher liegt, wie dieſer ſelbſt, zwar in ſich ein Mannigfaltiges, aber noch wenig geſchieden iſt.

Ueberall, wo der männliche und weibliche Charakter ſichtbar iſt, wird man in ihm dieſe Seiten gewahr; in dem erſteren ein Streben, mit trennender Heftigkeit erzeugend, in dem letzteren ein Bemühen, durch Verbindung erhaltend zu ſeyn. Alle Eigenſchaften, in welche gekleidet beyde Geſchlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menſchen, erſcheinen, bringen denſelben verſchiedenen Eindruck hervor. Die reitzende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht ſowohl anſchauliche, als bildliche Vorſtellungsart und der ſinnliche Zuſammenhang aller Begriffe geben der Phantaſie ein reiches und lebendiges Bild; und die Einheit des Cha-

rakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entſprechender Innigkeit erwiedert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menſchen in ſeiner urſprünglichen Einfachheit zeigen. Was dem Mann und ſeinem Geſchlechte angehört, läßt dagegen dieſe minder befriedigt, beſchäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Geſtalt hat mehr Beſtimmtheit, als anmuthige Schönheit; die Begriffe ſind deutlicher und ſorgfältiger geſchieden, ſtehn aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter iſt ſtark und hat feſte Richtungen, erſcheint aber nicht ſelten auch einſeitig und hart. Alles Männliche, kann man daher ſagen, iſt mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme. Da in der endlichen Natur das Leben immer dem Tode zur Seite ſteht, und das Beßre nur an die Stelle des minder Guten tritt; ſo muß dem neuen Daſeyn das ſchon vorhandene weichen. Die Kraft nun, die, von eignem Entſchluß getrieben, auſſer ſich thätig iſt, muß mit einer Willkühr handeln, die, wenn ſie Hinderniſſe zerſtörend hinwegräumt, nicht anders als gewaltthätig erſcheinen kann. Daher iſt kein Muth zu gröſſeren Unternehmungen, ohne eine gewiſſe Härte denkbar. Da aber die neue Schöpfung nicht gedeiht, wenn ſie nicht mit weiblicher Schonung gepflegt wird, ſo wandelt in einem wahrhaft zum handlenden Leben gebornen Genie ſanfte Milde die Härte in ernſte Feſtigkeit um.

Denn nur die Verbindung der Eigenthümlichkeiten beyder Geſchlechter bringt das Vollendete hervor, und wenn das Studium des männlichen den Verſtand anhaltender beſchäftigt, und die Betrachtung des weiblichen die

die Empfindung lebhafter bewegt, ſo befriedigt nur die Verknüpfung beyder, oder vielmehr das reine Weſen, abgeſondert von allem Geſchlechtsunterſchied, die Vernunft, als das Vermögen der Jdeen. Die höchſte Einheit erfordert allemal zwey entgegengeſetzte Richtungen. Da die Einheit überhaupt nur dann Werth hat, wenn ſie aus der Fülle, nie aber, wenn ſie aus der Armuth entſpringt; ſo darf die Stärke und Ausbildung der einzelnen Theile nicht minder groß ſeyn, als die Jnnigkeit des Zuſammenhangs aller. Allein um das Einzelne zu üben, wird Trennung erfordert, und eben dieſe Trennung ſchränkt die Möglichkeit der Verbindung ein. Da nun das eine Geſchlecht jene, das andre dieſe mehr begünſtigt, ſo befördern beyde, indem ſie einander entgegenwirken, gemeinſchaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze aufs innigſte verknüpft, und das Einzelne aufs vollkommenſte ausgebildet zeigt.

Denn die urſprünglich anfangende Thätigkeit iſt den zeugenden Kräften, ſo wie die erwiedernde den empfangenden eigen, und die Zeugung, als das gemeinſchaftliche Werk beider, iſt auf dieſe Weiſe zwiſchen ihnen vertheilt. Alle Hervorbringung ſetzt einen Stoff voraus; denn nur an das ſchon vorhandene knüpft die Natur das Neue an. Dieſer Stoff bildet ſich aus, und zwar durch einen Trieb, welcher mit eigenthümlicher Kraft, und nach einer Regel (die, wie vorhin bemerkt worden, die Erzeugung des Gleichartigen ſcheint) thätig iſt. Jn dieſem Triebe aber, als zu einer ihm vorher fremden Energie, muß er erweckt werden, und dieſe Erweckung iſt der Anfang des Lebens, als der Verbindung des Bildungstriebes (im allgemeinſten Verſtande) mit der rohen Materie. Das erſte Ge-

ſchäft dieſes Bildungstriebes iſt die Ausbildung ſelbſt, und, iſt dieſe vollendet, die Erſetzung deſſen, was der organiſche Körper zufällig verliert. Allein auch außerdem iſt er ununterbrochen fort thätig, um die einmal vollendete Bildung zu erhalten. Denn da die Geſetze der Materie hier vorzüglich die chemiſchen Verwandtſchaften den Geſetzen des Lebens, d. i. der Organiſation, immerfort entgegenarbeiten, und das Leben wie die Reſultate neuerer Unterſuchungen zeigen, nichts andres iſt, als der Sieg der letzteren über die erſteren; ſo iſt ein unaufhörlicher Kampf nöthig, dieſe Oberherrſchaft zu behaupten. Das Prinzip, das hier thätig iſt, pflegt man die Lebenskraft zu nennen, und von ihr macht der Bildungstrieb (im engern Verſtande) nur eine beſondre Modification aus. Die Hervorbringung erfordert daher zwey unentbehrliche Elemente, rohen Stoff, und Belebung deſſelben zur Ausbildung.

Sollen dieſe beyde unter die zeugenden und empfangenden Kräfte vertheilt werden, ſo ſcheint es natürlich den Stoff den letzteren, die Belebung den erſteren zuzuſchreiben. Wenigſtens zeigte ſich, nach dem bisherigen Raiſonnement, bey den zeugenden Kräften die Energie, bey den empfangenden das urſprünglich Vorhandne, worauf die Energie wirkt, in höherem Grade. So ſchien in Abſicht der hervorbringenden Kraft den erſtern mehr ſelbſtthätiges Feuer, den letztern mehr entgegenwirkende Stärke; in Abſicht der Einheit der Wirkung den erſteren ein ſtärkeres vereinendes Prinzip, den letzteren mehr freiwillige Uebereinſtimmung des Einzelnen eigen zu ſeyn. Auch in der Betrachtung der Natur entdeckt ſchon ein flüchtiger Blick überall in dem männlichen Geſchlecht mehr Ausdruck von Kraft, in dem weiblichen, zwar nicht an ſich, aber

in Vergleichung mit der, aus demſelben hervorleuchtenden Kraft, mehr Ausdruck von Fülle.

Jeder reinen Theilung widerſpricht indeß ſchon die Analogie der Naturgeſetze. Denn ſoweit unſre Beobachtung reicht, ſehen wir, daß die Natur, immer bemüht, den höchſten Reichthum durch die einfachſten Mittel hervorzuſchaffen, Weſen von ungleichartiger Wirkſamkeit nicht ſowohl durch den Grad, als die Richtung ihrer Kräfte von einander unterſcheidet. Eben ſo iſt nun auch in den empfangenden nicht weniger Kraft, als in den zeugenden Stoff in dem Augenblick der Hervorbringung wirkſam; und die Verſchiedenheit liegt allein in der Art, wie beyde gegenſeitig geſtimmt ſind. In dem männlichen Geſchlechte iſt alles allein auf die Einwirkung gerichtet. Da der Stoff bloß beſtimmt iſt, ſie dadurch zu verſtärken, daß er ihr gleichſam einen Körper leiht, ſo ſucht ſie ihn ſich, faſt bis zur Vertilgung ſeiner eigenthümlichen Natur, zu aſſimiliren. In dem weiblichen geht dagegen die ganze Stimmung auf die Rückwirkung. Indem die Kraft dieſe in dem Stoff zu erhöhen ſtrebt, behandelt ſie ihn mit gröſſerer Schonung. Eigentlich geſchieht daher die Belebung durch beyde Geſchlechter zugleich, nur daß die männliche Kraft doch allein die Erweckung bewirkt, indeß die weibliche nur ihre Möglichkeit vorbereitet, und ihre Fortdauer ſichert. Nie vermöchte auch die belebende Kraft auf den Stoff zu wirken, wenn nicht zugleich eigne Thätigkeit desjenigen Weſens hinzukäme, welchem derſelbe angehört. Selbſt die ſtärkſte Einwirkung kann nur durch Rückwirkung in das eigne Weſen aufgenommen werden, und aus dem ganzen Umfange ihres Gebiets hat die organiſche Natur bloß unthätiges Leiden verbannt. Dadurch,

daß ſie jedem Geſchlecht beyde zur Erzeugung nothwendige Kräfte verliehen, hat ſie es möglich gemacht, daß Mangel der Kraft auf der einen Seite durch ein Uebergewicht auf der andern gleichſam übertragen werden kann. Wo es der männlichen Kraft an Stärke gebricht, da kann die Lebendigkeit der weiblichen noch die Möglichkeit der Fruchtbarkeit retten, wie dieß die Erfahrung in der That nicht ſelten beweißt, und umgekehrt kann, wo die weibliche einen zur Empfänglichkeit wenig vorbereiteten Stoff darbietet, die männliche dieſen Fehler wiederum gut machen. Mag man ſich dieß nun durch einen wirklichen Austauſch der Functionen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, durch eine Erweckung und Unterſtützung der Schwäche des einen Theils vermöge einer auſſerordentlichen Stärke des andren erklären, die, indem ſie ihrer Verrichtung in einem eminenten Grade genügt, die gegenſeitige erleichtert; ſo beſtätigen Fälle dieſer Art, ebenſo wie die, wo augenblickliche Stimmungen der Mutter auf die Beſchaffenheit der Frucht wirkſam ſchienen, das hier Geſagte auch auf dem Weg der Erfahrung. Wenn indeß Zeugung und Empfängniß beyde einen Stoff und eine Kraft erfordern; ſo iſt bei der erſteren der Stoff nur nothwendig, weil die Kraft nicht ohne Stoff zu wirken vermöchte, und bey der letzteren die Kraft nur erforderlich, weil ohne ſie die Einwirkung auf den Stoff nicht geſchehen kann. Redet man daher bloß von der Hauptrichtung beyder Geſchlechter; ſo gehört dennoch die Kraft bei der Hervorbringung bloß dem zeugenden, der Stoff bloß dem empfangenden an.

Den geweihten Schleier zu durchdringen, in den die Natur gerade ihr heiligſtes Bilden verhüllt, iſt von einer Schwierigkeit begleitet, welche ſich ſchon durch die man-

nigfaltigen und gänzlich verſchiedenen Theorien über dieſen Gegenſtand verräth. Die wahrſcheinlichſte unter denſelben ſtimmt jedoch genau mit dem eben Geſagten überein. Ueberall, wo die Natur Zeugung und Empfängniß zwey verſchiedenen Weſen anvertraut hat, iſt der Stoff in dem empfangenden, das belebende Prinzip in dem zeugenden. Damit aber beyde miteinander in Verbindung geſetzt werden können, muß noch eine Thätigkeit auch des erſteren hinzukommen, durch welche ein Theil des Stoffs ſich losreißt, und Keim zur ferneren Ausbildung wird. Gerade in ihrer geheimſten Werkſtätte wirkt daher die Natur am meiſten ſchöpferiſch und am wenigſten mechaniſch. Gerade hier läßt ſich am wenigſten die Wirkung aus den Urſachen berechnen; vielmehr zündet nur ein Funke den andern an. Dieß haben am meiſten diejenigen gefühlt, welche dieß Phänomen durch jene Wirkungsart zu erklären unternahmen, da doch dem menſchlichen Verſtand hier nichts übrig blieb, als die hervorbringenden Urſachen aufzuſuchen, den Erfolg zu beobachten, und nicht zu erklären, ſondern ſchweigend zu bewundern, ein Gipfel der beſcheidenen Achtung gegen die groſſe Werkmeiſterin, zu welchem nur die neuere philoſophiſche Naturkunde führen konnte. Wunderbar iſt es zu ſehen, wie die Natur, indem ſie ſich jener körperlichen Kräfte nur in ſoweit bedient, als es ihr gleichſam unentbehrlich ſchien, die Freiheit, dieß groſſe Vorrecht der Geiſterwelt, auch in das andre Gebiet ihres Reichs hinüberzuführen ſtrebt. Nur eine Partikel des Stoffs nimmt ſie auf, nur zur erſten Belebung entlehnt ſie eine fremde Kraft. Wie der erſte Funke glimmt, lodert er durch ſich ſelbſt auf, empfängt Nahrung, aber die er nach eignen Geſetzen gebraucht.

Achtung für alles wirkliche Daſeyn, und Streben demſelben eine beſtimmte Geſtalt nach eigner Willkühr zu geben, bezeichnen überall den weiblichen und männlichen Charakter, und ſo erfüllen ſie beide dadurch gemeinſchaftlich den großen Endzweck der Natur, die unaufhörliche Wechſelwirkung der Form und des Stoffes. Unmittelbar gegenübergeſtellt, müßten Form und Stoff einander feindlich begegnen. Da aber, bei der, den beiden Geſchlechtern eigenthümlichen Wirkungsart, die Strenge der Form durch den Stoff, den dieſelbe annehmen muß, gemildert, und der Stoff durch eine formende Kraft zur Empfänglichkeit vorbereitet wird; ſo iſt nun die innige Vereinigung möglich, auf welcher allein das Geheimniß der Organiſation beruht. Die Nothwendigkeit, mit welcher alle wechſelſeitig aufeinander wirkende Kräfte eine oder andren bedürfen, macht auch die zeugenden und empfangenden abhängig von einander. Indeß iſt den erſteren doch nicht alle Beſchäftiguug ihrer Wirkſamkeit für ſich allein, ſo wie den letzteren, verwehrt, und dieß begründet eine gröſſere Unabhängigkeit von ihrer Seite. Eben darum aber ſind die entgegengeſetzten das höchſte Beförderungsmittel aller Verbindung, und da nun gerade die Kunſt der Verbindung das höchſte Daſeyn in der Natur bewahrt, ſo ſind dieſelben durch ihre innre Beſchaffenheit mehr und dringender, dieß zu befördern, veranlaßt. Sie ſind es, die man als das eigentlich verknüpfende Band in dem Ganzen der Natur anſehen kann; die am emſigſten Gegenſtände aufſuchen, welche ihre Energie zu beleben vermögen, und bei den gefundenen am längſten verweilen.

Durch dieß Verweilen führt die Fähigkeit zu empfangen zu dauernder Beharrlichkeit. Mehr in ſich zurückzukeh-

ren, als in weite Fernen zu ſchweifen durch ihre Natur ſelbſt veranlaßt, ſind alle empfangende Weſen an einen ſtäteren, minder wechſelnden Gang gefeſſelt. Um der Kraft, die ihnen entgegen kommt, ausdauernde Stärke entgegen zu ſetzen, das Getrennte zu verbinden, und die Einwirkung zu erwiedern, bedürfen ſie eines harmoniſchen und gleichgeſtimmten Strebens. Da mit dem Empfangen auch zugleich die Ausbildung des Keims verbunden iſt, ſo erfordert dieſe häufig eine verwickeltere Organiſation; und wenigſtens muß die Natur, um dieſen Zweck nicht zu verfehlen, Weſen, die hiezu beſtimmt ſind, mit doppelter Wachſamkeit an ihre Geſetze binden. Beharrlichkeit aber iſt die Unveränderlichkeit des Endlichen, und ſo ſcheint die Natur auch dieſen letzten Vorzug, welcher erſt allen übrigen, die ohne ihn nur ein erbetenes und vergängliches Daſeyn beſitzen würden, den wahren innren Werth und den ſchönſten äußern Glanz giebt, den empfangenden Kräften vorzugsweiſe von ſelbſt und aus freier Gunſt zu ertheilen.

Aber die Beharrlichkeit hat nur dann einen Werth, wenn ſie das Geſetz der Thätigkeit iſt, nicht wenn ſie zur Unthätigkeit herabſinkt. Beſitzt nun das weibliche Geſchlecht ein Prinzip der Beharrlichkeit, ſo iſt ihm nicht auch zugleich ein andres der Thätigkeit eigen, ſondern es muß dieß von der wechſelſeitigen Einwirkung des männlichen erwarten. Die Kraft, die mit ſo groſſer Heftigkeit wirkt, daß ſie ſelbſt die Zerſtörung nicht ſcheut, und fremden Stoff nach eigner Willkühr zu formen unternimmt, iſt unermüdet, aber auch leicht dem Wechſel unterworfen. Da ſie nicht Raum genug in ſich fühlt, das ſchwellende Streben zu faſſen, ſo iſt ihr Ruhe unerträglich; und da ſie nicht

ſowohl der Beſchaffenheit des Stoffs nachgiebt, als von eignem Feuer beſeelt wird, ſo läßt ſich die Stätigkeit ihrer Wirkſamkeit nicht verbürgen. In demjenigen Theil der Natur, in welchem überhaupt wenig oder gar keine Willkühr herrſcht, wird dieß wenig ſichtbar ſeyn; vielleicht aber iſt es auch nur, wie ſo vieles in dieſem Gebiet, wenig beobachtet, und wenigſtens beſtätigt in dem übrigen die Erfahrung dieſe, hier bloß aus Begriffen gefolgerte Behauptung. Soll der Menſch zu dem Ideale gelangen, das die Vernunft ihm vorſchreibt; ſo muß der Mann ſeine natürliche Thätigkeit an ein feſtes Geſetz binden, das Weib die Geſetzmäßigkeit, welche es ſeinem Weſen eingeprägt fühlt, durch innre Antriebe mit Thätigkeit beleben. Unterliegt aber das Bemühen der Vernunft hier dem Hang der Natur, ſo hebt der doppelte Fehler beider Geſchlechter ſich ſelbſt wieder auf. Mit verſchiedenen Eigenſchaften verſehen und doch unzertrennlich von einander, beſchränken ſie ſich ſelbſt bis auf die Gränze, welche dem Endzweck des Ganzen entſpricht.

Die Natur, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, iſt unveränderlich. Die Thätigkeit ihrer Kräfte roſtet nie, und ihre Geſetze verſchaffen ſich immer gleichen Gehorſam. So unterbricht nichts je weder den Grad, noch die Form ihrer Wirkſamkeit. Dieſe Thätigkeit aber unveränderlich zu erhalten findet ſie in der gegenſeitigen Eigenthümlichkeit beider Geſchlechter eine mächtige Stütze. Indeß ſie aus dem einen Raſtloſigkeit ſchöpft, verbürgt ihr das andre die Stätigkeit.

So ſind nun zwiſchen beiden Geſchlechtern die Anlagen vertheilt, welche es ihnen möglich machen, dieß unermeßliche

Ganze zu bilden. Nur dadurch gelang es der Natur, widersprechende Eigenschaften zu verbinden, und das Endliche dem Unendlichen zu nähern. Denn überall droht angestrengte Thätigkeit dem ruhigen Daseyn, so wie erhaltende Ruhe der regen Energie den Untergang. Darum beseelte die Natur ihre Söhne mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. Indeß nun die einen ihr Gebiet zu erweitern streben, bereichern es die andern mit sorgsamer Hand innerhalb seiner Gränzen. Denn der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörende Heftigkeit, sein Streben nach Aussenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwiedern und seine holde Stätigkeit, allein auf Erhaltung und Daseyn. Mit gemeinschaftlicher Sorgfalt verrichten sie daher die beiden grossen Operationen der Natur, die, ewig wiederkehrend, doch so oft in veränderter Gestalt erscheinen, Erzeugung und Ausbildung des Erzeugten. Vergleicht man indeß ihre eigenthümliche Beschaffenheit noch näher mit einander; so hat die Natur die empfangenden Kräfte noch unter genauern Obhut genommen. Sie theilen mit ihr ihre entschiedensten Vorzüge, und, gleich den Töchtern im Hause, schließen sie sich näher an die sorgsame Mutter an.

Daseyn, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel, in dem sich das Streben aller verschiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verschiedenheit beider Geschlechter befördert die Erreichung dieses Ziels, oder vielmehr ihre eigenthümliche Beschaffenheit

führt ſie zu demſelben hin, ohne daß ſie ſelbſt ſich deſſen bewußt ſind. Dann keine Kraft der Natur dient als Mittel einem Zweck, oder ſtrebt einer fremden Abſicht entgegen. Indem alle harmoniſch wirkſam ſind, folgt jede nur ihrem eignen Triebe, und das letzte Reſultat der Thätigkeit aller geht mit einer Nothwendigkeit hervor, die, da ſie alle Abſicht ausſchließt, auf den erſten Anblick zufällig ſcheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geſchlechter, und ſo kann man dieſelben als zwei wohlthätige Geſtalten anſehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieſer erhabenen Beſtimmung genügen ſie aber nur dann, wenn ſich ihre Wirkſamkeit gegenſeitig umſchlingt, und die Neigung, welche das eine dem andren ſehnſuchtsvoll nähert, iſt die Liebe. So gehorcht daher die Natur derſelben Gottheit, deren Sorgfalt ſchon der ahnende Weisheitsſinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.

Die Horen

Jahrgang 1795

Drittes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des dritten Stücks.

I	Das eigene Schicksal.	Seite 1
II	Dante's Hölle.	— 22
III	Entzückung des Las Casas, oder Quellen der Seelenruhe.	— 70
IV	Ueber die männliche und weibliche Form.	— 80

Druckfehler
im erſten und zweyten Stück.

St. 1. S. 2. Z. 4. ſt. glänzend l. glänzet.
—— — 5. —13. — muß l. müſſ'.
—— — 13. — 3. v. unten ſt. ausdrückte l. aufdrückte.
—— — 27. — 3. ſt. Weltkampf l. Wettkampf.
—— — 73. — 6. — andern l. andere.
—— — 82. — 9. v. unten ſt. demnach l. dennoch.
— 2. — 40. —16. ſt. deren l. der.
—— — 46. — 9. — Ludeviſiſche l. Ludoviſiſche.
—— — 51. —11. — Verwirrung l. Verirrung.
—— — 72. —12. — Erſcheinung l. Erſcheinungen.
—— — 73. — 4. v. unten ſt. heraus l. hinaus.
—— — 85. — 1. ſt. dieſe l. dieſen.
—— —107. — 2. — geiſtige l. geiſtigſte.
—— —118. — 2. — hervorzuſchaffen l. hervorgeſchaffen.
—— —128. —16. — oder l. der.
—— —— — 8. v. unten ſt. dieſelbe l. dieſelben.
—— —132. — 2. ſt. dann l. denn.



Die Horen.

Erſter Jahrgang. Drittes Stück.

I

Das eigene Schickſal.

Man hört ſo oft die Worte: „der Menſch hat doch ein eignes Schickſal" „ſein Schickſal verfolgt ihn; es hat ihn ereilet" oder: „das iſt nun einmal mein Schickſal; ich muß mich drein ergeben;" man hört ſogar dieſen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geſchäften brauchen, daß es wohl der Mühe werth ſcheint, zu unterſuchen, was dieſe Worte, an denen Troſt und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnſten Unternehmungen, oder die ſtarre Verzweifelung haftet, bedeuten. Wiederum ſind die Ausdrücke: „jedermann baue ſein Schickſal; man ſei der Werkmeiſter ſeines Glücks;" oder „unſer Schickſal hänge von Dem und Jenem, es ſei Menſch oder Umſtand, ab" daß auch dieſe, oft im gegenſeitigen Sinne gebrauchten Worte der Unterſuchung nicht unwerth ſcheinen. Ueberhaupt ſind Redarten im Munde des Volks, ſie mögen Irrthümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und dieſe ſind faſt allen Nationen gemein; auch die cultivirteſten Völker des Alterthums ſprachen vom eignen Schickſal, von einer doppelten Fortuna, einem Glück- oder Unglückbringenden Genius und Dämon, einer Moira; und wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den gröſſeſten Verlegenheiten, in den

entſcheidendſten Augenblicken des Lebens, oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben, dem wird die Frage: „was iſt denn das eigne Schickſal? gewiß nicht unwichtig ſcheinen.

1. Jeder Menſch hat ſein eignes Schickſal, weil jeder Menſch ſeine Art zu ſeyn und zu handeln hat. In dieſem Verſtande nemlich bedeutet Schickſal die natürliche Folge unſrer Handlungen, unſrer Art zu denken, zu ſehen, zu wirken. Es iſt gleichſam unſer Abbild, der Schatte, der unſre geiſtige und moraliſche Exiſtenz begleitet. Daß es einen ſolchen Zuſammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beſtändige, mit uns fortgehende Reſultate unſrer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand läugnen: denn, wie die alte Philoſophie ſagte, keine Wirkung iſt ohne Urſache, keine Urſache ohne Wirkung. Wie wir gegen andre handeln, ſo handeln andre gegen uns; ja ſie werden von uns gezwungen, alſo zu handeln. Wer den Ton in Dur angiebt, dem wird, früher oder ſpäter, in Dur geantwortet; es fodert dies der natürliche Anklang, ich möchte ſagen, der Wiederhall unſrer Gedanken und Handlungsweiſe. Laß es z. B. ſeyn, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermüthig ſeine Kräfte gebrauche; dieſe nehmen ab, und die Wirkung, der Ton ſeines Verfahrens in ſeinem und andrer Gemüth iſt geblieben. Er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäßig verfährt, oder ihm ſiebenfach vergilt; ihn findet ſein Schickſal. Laß es ſeyn, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden ſich andre Gutherzige zu ihm ſammeln, und ihre Kräfte mit den Seinigen vereinen. Er wird ge-

rettet: denn auch seine Gutmüthigkeit ſtand im Buche der Zeit angeſchrieben, und war nichts weniger, als verloren. So bei allen Gemüths-Charakteren, Tugenden und Laſtern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Thorheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft Ein und dieſelbe Seele beſitzen und wechſelnd theilen, Menſchenhaß und Menſchengefälligkeit, Selbſtſucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schickſal. Früher oder ſpäter, nach der Stärke ihrer Kraft von innen, oder nach Umſtänden von auſſen; die Nemeſis iſt da, ſie erſcheint, ſie ereilet.

Daß dieſe auf tauſend Erfahrungen geſtützte Wahrheit bezweifelt, daß ſie irgend noch als Problem angeſehen werden darf, zeugt nicht von der Blödheit unſers Verſtandes, ſondern von unſerer blöderen Aufmerkſamkeit in moraliſchen und menſchlichen, als in andern phyſiſchen Dingen. Alle wiſſen wir, daß die Echo uns nur den Schall unſrer Worte zurückgiebt, daß, wie wir fragen, ſie uns antworte. Niemand zweifelt daran, daß in eben dem Winkel, in welchem der Ball, die Kugel, das Hagelkorn, der Lichtſtral anpralleten, ſie auch abprallen; die Bewegungen der Kräfte im Stoß, im Druck, im Reiben u. ſ. ſind von der Mathematik nach ihrem innern Gehalt, nach Zeit, nach Medien, nach Form und Inhalt der Gegenſtände unter allgemeine Geſetze gebracht und berechnet. Wie? und in der geiſtigen, der moraliſchen Welt, im Reich der feinſten, der wirkſamſten, der ſchnelleſten Kräfte ſollte es dergleichen Naturgeſetze nicht, und überhaupt keinen Zuſammenhang geben? Eben hier herrſcht der feinſte von allen; und ich glaube dem erſten Lehrer der chriſtlichen Religion aus Einſicht und Er-

fahrung, daß wie wir geben, uns gegeben werde, daß, wie wir richten, auch wir unſer Urtheil empfangen; daß das kleinſte und gröſſeſte Gute und Böſe, ſeiner Art und Natur nach, vergolten werde in dieſer und jener Welt. Dem eignen Schickſal entgehet niemand; oder die Kette der Natur müßte brechen; das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgeſetzt, daß menſchliche Organe dieſer Empfindungen fähig ſind, und daß man Alles im groſſen, unermäßlichen Zuſammenhange betrachtet. Ich bin feſt überzeugt, daß, je mehr unſre Aufmerkſamkeit auf Dinge dieſer Art gewandt, und unſer reine Sinn für den Zuſammenhang der geiſtigen und moraliſchen Welt, an deren Daſeyn jetzt mancher zweifelt, geſchärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte.

Ehe uns dieſes als Wiſſenſchaft aufgeht, laſſet uns in unſerm Buſen unſer eigenes Schickſal als einen Apollo befragen. An welchem Unfall war nicht unſer Unbenehmen, an welchem Unglück nicht unſre Thorheit ſchuld? Wir ſäeten frühe, was wir ſpäter erndten, und erndten werden. Auch fehlte uns zu dieſem Verhältniß niemals in unſerm Herzen der Exponent, der Weiſer. Gehe, (ſagt mein Blatt,) geliebter Leſer, auf einem Spatziergange etwa, wenn du das Laub ſproſſen, die Blüthe treiben, die Bäume Frucht tragen, die Blätter fallen, oder das geſäete Korn unter dem Schnee begraben ſiehſt, gehe die vornehmſten Auftritte deines Lebens durch, ſo raſch oder ſo langſam als du die Schritte zähleſt. Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterinn oder deine Eltern, deine Freunde und Geſel-

len, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen, vollendet und unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlaſſen haſt, wie du jeden Augenblick nützteſt, oder ſorglos vorbeiſtreichen ließeſt, Menſchen belogſt oder großmüthig, edel, unſchuldig, liebevoll wareſt: ſo, wird dir dein Herz ſagen, ward und wird dir dein Schickſal. Vieles, wird es dir ſagen, iſt noch ungebüßt; vieles reift noch zur Ernte. So ſchaamroth du Jenem und Dieſem vors Auge treten müßteſt: ſo gewiß iſt dies innre Auge in dir, und keine Treuloſigkeit, keine Unachtſamkeit iſt in die Lüfte verflogen. Den Ego, der ſie beging, trägſt du mit dir; das Buch der Zeiten iſt in deinem Herzen; deinem Bewußtſeyn kommen, oft an ſehr unrechtem Ort und unerwartet, alte Schulden zurück; jeder falſche Wechſel, der andre kränkte und mürbe gemacht, kommt dir zur Rechnung. Die Zeit iſt ein ſtrenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts überſieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir ſagen, was gebüßt ſey, oder was noch gebüßt werden müße: denn dein Schickſal iſt der Nachklang, das Reſultat deines Charakters.

2. Das Schickſal ſcheint inconſequent mit uns zu handeln, weil wir ſelbſt inconſequent ſind. Es iſt mächtig groß, weil wir ſelbſt ſehr klein ſind.

Gewöhnlich, legt man dem Schickſal Inconſequenzen bei und nennet dieſe Zufall. Es giebt Zufälle in der Welt, und deren ſind unendlich viele; um ſo mehrere treffen uns, je mehr uns alles Zufall iſt, d. i. je weni-

ger wir conſequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schickſal deutet indeſſen ganz etwas anders an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung, nach veſtgeſtellten Grundſätzen, ſeyen dieſe in unſerm oder in einem höheren und dem höchſten Gemüthe. Es wäre ſehr anmaßend zu denken, daß im ungeheuren Inbegriff aller Dinge nirgend eine Conſequenz ſey, als die das ſchwache menſchliche Gemüth hineindichtet.

Gerade umgekehrt ſehen wir die ungeheuerſte Conſequenz im Reich der Natur, und finden den Samen der Inconſequenz allein in uns; und finden zu eben der Zeit, daß dieſe Inconſequenz, als ein Attentat gegen die zuſammenhangende Natur uns mächtig ſtrafe. Kein Verbrechen ſolcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt, noch durch Thränen verſprochener Aenderung weggeheuchelt werden. Und ſo lange die Menſchen nicht die thörichte Vermeſſenheit aufgeben, „ſie können dem Gange der Natur Troz bieten, und als überirrdiſche Weſen, die Geſetze derſelben ändern," ſo lange verfolgt und ereilt ſie billig ihr Schickſal.

Nicht der Menſch, keine Claſſe von Menſchen, hat die Geſetze der Natur geſtellt, unter ihnen iſt er da, und Er muß ihnen gemäß leben. Kleinheit des Geiſtes alſo iſt ein Attentat gegen die Majeſtät der Natur und muß als ſolche ihr Schickſal finden. Vom frechen Stolz gezeugt, von lüſterner Trägheit empfangen, von ſinnloſer Gewohnheit geſäugt und von Schmeichelei erzogen, was kann ſie anders ſeyn und geben als was ſie iſt? Vernunft- und Geſetzlos könnte ſie die Ordnung der

Dinge ändern? Groß, ſo lange das Andre um ſie her klein iſt; ſtark, ſo lange man keine andre Stärke kennet, kann ſie leicht in die narkotiſche Ueberzeugung gerathen, daß auſſer ihr nichts groß und ſtark ſey; ändern ſich die Umſtände, erwachen andre Kräfte, ſo ereilt die kleine Schwachheit ihr Schickſal.

Gleicherweiſe ſträubt ſich die Natur des Geſammten gegen den Egoismus: denn was iſt ein Menſch, wenn er auch der weiſeſte, der ſtärkſte, der kühnſte wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her, und gegen die Folge der Zeiten nach ihm? Welcher Menſch findet nicht ſeines gleichen? welches Talent erlebt nicht die Zeit, daß man ſeiner gnug habe? welche ſelbſtſüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um ſie her iſt? Sehet hier den vergrünten Baum, die veraltete hole Weide, dort den eingeſtürzten Berg, hier die abgemähete Flur, dort den zerfallenen Thurm, hier die verſtummete Nachtigal und Lerche; alle ſind, wozu ſie die Natur, ihr Schickſal geordnet. Keine Nachtigal ſchlägt im Winter, und kein Palmbaum hat eine Cypreſſe zu ſeyn begehret.

Hier alſo liegt das ſogenannte eigne Schickſal der Verfaſſungen, Stände und Reiche. Sofern ſie ein mechaniſches Gerüſt ſind, wer mag der Natur der Dinge widerſtreben, daß Jedes nicht einmal als das was es iſt erſcheine? Die alte Treppe zerfällt; die alte Latte wird unbrauchbar; dies Dach ſchützet nicht mehr; jener Stuhl iſt morſch und mürbe; was hat ſie in ſolchen Stand geſetzt, als die Zeit und die Nachläſſigkeit der Hände, die jenes Dach nicht beſſerten, die-

ſen Stuhl nicht erneuten, die thaten, als ob das Schickſal ihnen dienen ſollte, und ſie durchaus nicht dem Schickſal dienten. Sie alſo waren inconſequent gegen die conſequente Reihe der Dinge, gegen die zuſammenhangende Kette von Wirkungen und Folgen. Sollen wir nun wünſchen, daß Luft und Zeit gegen alles, nur nicht gegen dieſe arme hole Weide, gegen dieſe Treppe, gegen dieſen morſchen Stuhl ſich als Luft und Zeit erweiſe? Sollen wir wünſchen, daß der Argus mit tauſend Augen ſie nur gegen dieſe Gegenſtände verſchließe, mithin ſein ganzes Geſchäft des Wachens aufgebe? So nah uns dieſe Wünſche liegen, ſo werden wir ihnen entſagen, wenn wir bemerken, daß der Genius der Welt der zarteſten Lieblingsneigung, die gegen ſein Geſchäft iſt, nicht ſchonen könne: denn dies Geſchäft iſt nichts als zu zeigen, daß Jedes ſey, was es iſt, daß das Veraltete veraltet ſey, daß das Todte nicht mehr lebe. Wenn Menſchen dies nicht durch Vernunft begreifen wollen, lernen ſie es durch Erfahrung.

Man durchgehe den Compaß ſeines eignen kleinen Schickſals; das Meiſte, das wir ihm zur Inconſequenz anrechneten, (das groſſe Rad der Dinge ausgenommen, auf welches wir geflochten ſind, und das wir nicht zu lenken vermögen,) rührte von unſrer eignen Inconſequenz her. Wir blieben unſerm Beruf nicht treu; wir gingen aus unſerm Charakter; da verfolgte, da ereilete uns das Schickſal; d. i. unſre Inconſequenz ſtieß gegen ſeine conſequente Natur an und zerſtieß ſich die Stirn oder dem Faß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht ſo handeln ſollten; wir handelten alſo, und es mißlang; da ſagen wir dann; „Jener Menſch iſt mir immer ein

fataler Menſch geweſen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu ſchaffen haben ſollte, und widerſtrebte meinem warnenden Dämon." Da nennen wir ſogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, ſind gewohnt, den unſchuldigſten Dingen Schuld beizumeſſen, und ſie uns als Dienerinnen des Schickſals mit düſtern Farben zu bezeichnen, blos und allein, weil ſie uns an unſre Inconſequenz und Schwäche, an den gebrochenen Bund mit unſerm Bewußtſeyn, vor dem heiligen Altar unſres Herzens erinnern. Sollte man die Menge der Unglücklichen abhören, die nach ihrem eignem Bewußtſeyn durch ihre Schuld unglücklich wurden, ſo würde ſich immer das Bekenntniß wiederholen: „nur durch Schwäche, durch Ungehorſam gegen mich, durch Inconſequenz ward ich unglücklich." — Alſo

3. Vermeide Jeder, ſo viel er kann, der Sklave einer fremden Beſtimmung zu werden, und baue ſein eigenes Schickſal.

Am Looſe eines Andern, der uns nahe iſt, Antheil zu nehmen, ihm wo wir können mit Rath zu helfen, ſeine Laſt zu erleichtern, ſein Glück zu fördern, gebietet uns allen Menſchenliebe, oft Freundſchaft, Pflicht und Tugend. Aber uns ſelbſt, vielleicht auf Lebenslang, zu verlaſſen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unſrer ſelbſt blind zu folgen, das verbietet uns unſer Genius, der, wenn wir ſeine Warnung nicht achten, zu ſeiner Zeit dafür hart ſtrafet. Es giebt imperatoriſche Menſchen, die von der Natur dazu beſtimmt zu ſeyn glauben, die Führer andrer zu ſeyn, in entſcheidenden Augenblicken über ihr Schickſal zu gebieten und es

mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn ſie auch Herren dieſes Schickſals wären, und ihre Macht ſich bis in die Bruſt des Andern erſtreckte, deſſen Verhängniß aus ihrer Meinung ſie zu beſtimmen wagen. Da dies aber nicht iſt, ſo bleibet dem, der andre für ſich rathen, wählen, ſorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verſtande verwickelten Fäden mit eignem Verſtande, ſo gut er kann, aufzulöſen, oder dem Wagen des andern, der über ſein Schickſal gebot, demüthig zu folgen. Will er großmüthig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherſchleichſt, ſeine Hand bemühen, ſo iſts Gnade; wo nicht, ſo ſchreibe dirs ſelbſt zu, wenn du dafür geachtet wirſt, wofür du dich ſelbſt achteteſt, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beigeſelleteſt. Verſöhne deinen Genius, ſo viel du kannſt und mache dich ſelbſt geltend.

Es giebt Verbindungen in der Welt, da das Schickſal Eines Menſchen durch Naturgeſetze an das Schickſal des Andern geknüpft iſt. So folgt das Weib dem Schickſal des Mannes, und es iſt jederzeit etwas gefährlich, wenn Er dem Schickſal des Weibes folget. So ſind Unmündige an den Rath und Willen, an den Stand und die Beihülfe ihrer Eltern und Vormünder geknüpft; bald aber lehrt der Vogel ſeine Jungen fliegen, und wenn ſie den Flug erlernt haben, treibet der Adler ſie ſelbſt aus dem Neſte. Durch Bande der Liebe und des Zutrauens ſind Freunde verknüpft; es ſchlägt in ihnen Ein Herz; ihre gemeinſchaftliche Seele ſorgt für einander. Zeiten der Gefahr, Unternehmungen voll Muth und groſſer Geſinnung erheben, ſtärken, verknüpfen die Seelen, jeder vergißt ſein Ich, und wohnt in der Bruſt des Andern

oder vielmehr am gemeinschaftlichen Ziele. Lebens-Verhältnisse einer langen Bekanntschaft, die süsse Gewohnheit einer daurenden Vertraulichkeit und Freundschaft, bringen stille Gemüther sehr nah und enge zusammen, daß der Eine dem Schicksal des Andern, wohl auch im Tode selbst folget. So wünschte Horaz mit seinem Mäcenas zugleich zu sterben; ihm ward sein Wunsch gewähret: er starb Ein Jahr nach ihm. Und so ists eine bekannte Sache, daß alte Freunde, liebende Ehegatten einander im Tode oft nachfolgen; der Eine Theil blieb verwaiset zurück, konnte und wollte keine andre Bande knüpfen; er folgte dem andern an der sanften Hand eines gemeinschaftlichen Schicksals.

Was Natur und Liebe thut, wird Selbstsucht, Ehrgeitz, angebohrner oder gewohnter Befehlhaber-Geist nie vermögen. Diese trennen die Gemüther, statt sie zu verbinden; denn auch nach langer Täuschung kommt der Gefesselte auf den traurigen Erfahrungssatz zurück: „Du wirst nicht geliebt, nicht geachtet." Und da mangelnde Liebe und Achtung durch nichts ersetzt werden kann, so lösen sich manche mühsam-zusammengehaltene Verbindungen endlich in jenen Schluß einer Vorlesung über die Freundschaft auf: „meine Freunde, es giebt keine Freunde," als die das Herz, die Natur, und eine Lebenslange Erfahrung knüpfte.

Es gab Zeiten, da eine Menge Menschen mit ganzem und süssem Zutrauen ihr Schicksal an das Schicksal eines grossen Mannes, sogar seiner Familie knüpfte; ihn ließ sie für sich denken und wollen; sie vollbrachte seine Befehle, als wären diese von ihnen selbst gestellt und be-

kräftigt. Dies Zutrauen konnte nicht anders aufkommen und gedeihen, als dadurch, daß der groſſe Haufe ſah: „er befinde ſich bei dieſem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Thätigkeit des groſſen Mannes ſey würklich ſein beſſerer Genius, ſein Schutzgeiſt. Sobald ſich aber dieſe Verhältniſſe änderten, oder gar verkehrten, ſo daß ſichtbarer Weiſe das Glück des Führenden nicht eben oder immer das Glück des Geführten, ja jener ſogar auf Koſten der Unglücklichen glücklich war: ſo mußte ſich natürlich das Band dieſes hingebenden Zutrauens ſchwächen; zumal wenn man von Seiten der Führer ſich alle erſinnliche Mühe gab, dem Volk eindrücklich zu machen: „das Glück, die Macht, der Wille, die Würde, die Ergötzungen des Hirten ſey eine ſeparate Oekonomie und nicht das Schickſal der Heerde.“ — Seitdem wurden es eitle Schmeicheleien, wenn die Römer, bei dem Genius ihres Imperators, als bei ihrem Geſammt-Genius ſchwuren; ſie wußten alle, daß der Geiſt eines Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und ihrer Conſorten dies nicht ſey. Indeſſen blieben ſie bei der Familia Julia, Flavia, und lieſſen zuletzt Soldaten den Mann wählen, an den das Schickſal des Reichs geknüpft ſeyn ſollte. Wie in jedem Stande die Beßten nur die Wenigſten ſind, ſo waren es auch unter den Imperatoren nur die Wenigſten, die ihren hohen Beruf, „Schickſalsgötter des Reichs zu ſeyn“ nicht nur kannten, ſondern auch edel erfüllten. Auch als Imperatoren waren ſie Beamte, Privatperſonen, auf denen die Laſt des Reichs ruhete, an die das Schickſal der Völker geknüpft war.

Ohne die mittleren Jahrhunderte zu durchgehen, wol-

len wir nur Eins bemerken, dies nämlich: daß Cultur, d. i. der wahre Geiſt der Aufklärung zwar das blinde Zutrauen ſchwäche und das alberne gar zerſtöre; dagegen aber ihrer Natur nach das gegründete Zutrauen deſto unverletzlicher mache, indem ſie es zur Regel der Vernunft ſelbſt erhebet. Je mehr der leere Wahn, der an unweſentlichen Dingen hing, ſchwindet, deſto mehr lernt man dem Weſentlichen vertrauen und ſich unter ein Schickſal, deſſen Geſetze man erkannt hat, fügen. Alle Verirrungen des menſchlichen Verſtandes, alle Gräuelvolle Scenen, die von wilden oder verkappten Leidenſchaften geſpielt werden, aller verlarvte Betrug muß, wenn er in ſeiner Natur oder in Folgen erkannt wird, zuletzt auf Grundſätze der Wahrheit führen; und dieſe können in unſerm Capitel keine andre ſeyn, als daß, ſoviel möglich, jeder Menſch die Macht, die Geſchicklichkeit und Bequemlichkeit erhalte, unter Geſetzen des öffentlichen allgemeinen Wohls, ſein Schickſal ſelbſt zu leiten. Will ers einem andern vertrauen, ſo wirds ihm niemand wehren; er merke ſich aber dabei Eine geprüfte Erfahrung, daß der, der uns viel Gutes erzeigt hat, oft wider ſeinen Willen uns auch Böſes erzeigen könne, ſo daß zuweilen auch hier die Schaalen der Waage im Verfolg der Zeiten gleich ſchweben.

4. Das Leben des Menſchen iſt auf Lebenszeiten berechnet, ſo auch ſein Schickſal. Eine Begebenheit iſt auf Momente berechnet, ſo auch ihr Schickſal.

Ueber den Zuſammenhang der menſchlichen Lebensalter bedarf es keiner Diſſertation; wir erkennen ſie alle,

und ſehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühlinge nicht ſäet, wird im Sommer nicht erndten, im Herbſt und Winter nicht genieſſen; er trage ſein Schickſal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun vermag, was er als Jüngling mit Ehren thun dörfte, geräth an eine unrechte Hora; er trage ſein Schickſal. Jedermann hat hierüber den Compaß in ſich, der ihm ſagt: „jetzt iſt es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde iſt vorüber.“ Will er das Schickſal herausfodern, ſo wage ers auf ſeine eigene Koſten. In der Jugend darf man wagen; das Glück, ſagt man, iſt ein Weib; es gefällt ſich an Etourderieen der Jugend. Wehe dem aber, der dieſe über den Punct bis zum Alter hinaus treibet! Wehe dem, der von allen Wagniſſen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beiſtand, nichts als einen übeln Namen und ein Bewußtſeyn lauter nichtiger, verfehlter Plane davon trägt. Er hat ſich einen übeln Winter bereitet, und darf nicht eben mit Freude ſagen: „das iſt mein Schickſal.“

Von Schriftſtellern und berühmten Männern braucht man den Ausdruck: „um dieſe Zeit hat er geblühet.“ Von berühmten und glücklichen Schönen ſagt man ein Gleiches. Mancher blühete, wie der Feigenbaum früh, ehe noch ſeine Blätter da waren; die Blüthe ging bald vorüber. Mancher, wie der Mandelbaum ſpät und bei grauen Haaren; daher er auch ſeine Blüthe ins Grab nimmt. Der nüchterne Mann, der ſich die Sophroſyne zur Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen, wenn er Früchte bringen ſoll. Er will und mag ſeine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchſte ſeines Lebens zu einem noch höheren treiben; ſondern be-

reitet ſich, ſo lange es ſeyn kann, zu beſtehen, und allgemach hinabzuſchreiten. Die Göttinn Nüchternheit bewahrt ihn vor dem böſen Schickſal, ſich ſelbſt zu überleben. Er ändert ſeine Kleider nach der Jahrszeit, und erlebt zuweilen im Herbſt eine verſpätete Roſe, oder nach ruhig durchlebtem Winter die erſten Veilchen eines neuen Frühlings.

Traurig iſts aber, wenn eine ſchlechte Verfaſſung der Menſchen den Greis wider ſeinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glücks, der Gunſt und des Beifalls mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers ſterben. Hinter dem fünfzigſten Jahre ſollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dörfen, wenn er dreiſſig derſelben in nützlicher Arbeit hingebracht hat. Meiſtens hat ſich in dieſen dreiſſig Jahren, die Welt und Er ſelbſt ſo verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; ſo wenig es dem Strom, der dreiſſig Meilen fortfloß, zuzumuthen iſt, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter ſeinem Schickſal zu überlaſſen, iſt eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wiſſen, bei denen das Alter geehrt iſt, und der Jugend mit ſeinem geprüften Rathe dienet.

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daſeyns; vom Kleinſten fängt ſie an, ſteigt langſam oder ſchnell zu einem Höchſten, von welchem ſie wieder zum Minimum ſinket. Wer dieſe Begebenheit veranlaßt oder in ſie wirkt und eingreift, oder ihr entgegen ſtrebet, hat dieſe Momente ihres Schickſals zu bemerken. Manches Feuer läßt ſich im Funken erſticken;

wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hineingreift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondre das Nächstgelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksal nicht Theil nehme. Ueble Barmherzigkeit, die den umherfliegenden Funken und Feuerballen Häuser und Kammern öfnet! In aller Geschichte waren Die Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurtheilen wußten. In eignen Unternehmungen nutzten sie die Schwäche sowohl als die Stärke der Menschen, erweckten was in Trägheit schlief, veränderten durch neue oder neugebrauchte Hülfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Fassung und wandten die Unglücksfälle selbst zum Glück an. Fremden Unternehmungen setzten sie sich am kräftigsten dadurch entgegen, daß sie solche entweder im Keim vernichteten oder den Apfel reifen ließen, bis er in ihren Schoos sank. Statt neuer Tafeln des Schicksals sicherten sie sich, und liessen jede Hora ihr Werk vollenden.

Sehr unterrichtend liessen sich diese Anmerkungen mit Beispielen der Geschichte belegen, und auf große oder kleine Veränderungen der Welt anwenden; wir wollen indeß lieber, den vorigen Grundsätzen gemäß, noch einige Schicksalsworte durchgehn, deren Misbrauch viel Böses stiftet.

Man spricht z. B. von glücklichen oder unglücklichen Menschen; „jene dörfen sich Alles erlauben und es gelingt; diese verfolgt auch bei den besten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schicksal.“

Der Urſprung dieſer Benennungen fällt in die Augen. Es giebt, wie man ſagt, glücklichgebohrne Menſchen, denen Alles geräth, denen Alles wohl anſteht. Ihr Anblik gewinnt die Herzen, ihr Betragen ſchaft ihnen Freunde, ihre Zuthätigkeit zu Menſchen bringt Menſchen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit läſſet ſie nicht leicht einen Misgriff thun; dies Glück ſtößt ihnen Zutrauen zu ſich, andern Zutrauen zu ihnen ein, es macht ihnen Muth — nur daß dieſer Muth kein Uebermuth werde! — Auch ſie haben einen höchſten Punct, den ſie nicht überſchreiten dörfen; ſonſt ſagt das alte Sprüchwort: „die hohen Steiger fallen gern; die guten Schwimmer ertrinken gern.“ Julius Cäſar, der dieſe Zuverſicht zu ſich in hohem Maas und doch nicht im Uebermaas hatte, der mit ſo vieler Würde ſprach: „fürchte dich nicht, du fährſt den Cäſar“ und ſich auch in den letzten Tagen, da er ſchon mistrauiſch zu werden anfing, dennoch der Republick unentbehrlich und ſicher glaubte, irrte ſich an ſeinem Glück; er ward ermordet.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, iſt ein böſer Dämon; er macht trübſinnig, ſcheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit ſich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird alſo ſeiner Natur nach unſres Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man dieſen böſen Geiſt vertreiben, und einem jungen Mann nicht durch Worte ſondern durch wohlbeſtandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund thut hier oft mehr als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Oreſtes. In ſpätern Jahren kommt es bei dieſem Gedanken darauf an, daß man ſich frage: „weßhalb man unglücklich ſeyn müße?“ Iſts,

weil alte Schulden auf uns liegen, ſo büße man dieſe und zahle ſie ab; ſo lange leide man in der Stille. Oder weil man in ſich eine ungeſellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! ſo werde ein Arzt deiner ſelbſt; in dir iſt das Uebel, und die Vorſehung wird (glaube es) auf tauſend dir jetzt unbekannte Weiſen deinen Bemühungen beiſtehn. Oder meinſt du, du ſeyſt für andre ein Unglückbringendes Weſen; forſche auch dieſem ſchwarzen Gedanken nach, woher er komme? Verſuche es, und widerlege ihn durch die That. Deine Proben werden glücklich ſeyn; Herzen werden dir entgegen kommen; du wirſt überzeugt werden, daß du zum Glück daſeyn könneſt, weil du zu ihm daſeyn ſollſt. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fodern.

Wenns Unglückbringende Menſchen giebt, ſo ſind es nicht dieſe trübſinnige, ſondern jene kecke, ſtolze, freche Menſchen, die ſich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildniß jedermann aufzuprägen. Verſtanden und mißverſtanden machen dieſe viele Verwirrung; ſie rücken die Stühle von ihrem Ort, rücken Menſchen aus ihrem Gedankenkreiſe, prägen dieſen ihre Grundſätze ein, nach denen jene doch nicht handeln können, und verwüſten damit menſchliche Gemüther. Gut, daß dieſe Dämonen, ſie mögen offenbar oder verſtohlen handeln, ſelten erſcheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Gegen ſie aber ſollten ſich alle geſetzten Gemüther vereint wapnen.

Man ſpricht oft von unglücklichen Familien; und warum ſollte es deren nicht geben? Erben ſich nicht falſche Grundſätze und Gedankenverwirrungen, böſe An-

lagen und Leidenſchaften wie Seuchen und Gebrechen fort? und werden ſie nicht oft durch Erziehung genähret? Die Geſchichte zeigt uns Exempel derſelben und giebt uns zugleich guten Rath an die Hand. Kannſt du, ſo heile das Familien-Uebel; und es wird eine geſunde Sproße hervorblühn, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom böſen Dämon das Haus reinigt. Kannſt du es nicht, ſo knüpfe, wenn der ſcheue Genius dich warnt, dein Schickſal nicht an das Schickſal des dir gefährlichſcheinenden Hauſes. Oft, ſinget Horaz,

— traf den Unſchuldigen
Zuſammt dem Schuldgen Jupiters Rächerſtral.
Mit hinkendem, doch ſicherm Tritte
Folgt dem Verbrecher die ernſte Strafe.

Wenn es aber unglückliche Familien giebt; warum ſollte es nicht auch glückliche geben? Es giebt deren, die Wahrheit, Verdienſt und Geſchichte ausgezeichnet haben; ihnen ſich zugeſellen, giebt Aufmunterung, Troſt und Muth. Die Laren und Penaten, die Genien der Geſchlechter ſind heilige Götter; natürlich aber nur in dem Heiligthume, das ihrer werth iſt.

Sonſt iſts überhaupt keine Menſchenfeindliche Regel der Klugheit, ſich vor denen zu hüten, die, (wie man ſagt) das Schickſal ausgezeichnet hat. Wie man nicht gern und aufs Ger.hewohl einen Dienſtboten annimmt, der von ſeinen vorigen Herren mit oder ohne Grund weggejagt worden, wie man dem nicht eben am liebſten ſein Geſchäft anvertrauet, der wegen mißrathener Geſchäfte berühmt iſt, noch den zu ſeinem Rathgeber er-

wählen wird, dem bisher alle ſeine Plane verunglückten: ſo wird man immer auch behutſam ſeyn müſſen, einem notoriſch-Unglücklichen ein Geſchäft zu überlaſſen, bei dem es auf Glück ankommt; und bei welchem Geſchäft käme es, im rechten Sinne des Worts, darauf nicht an? Wer bürgt dir dafür, daß er an ſeinem Unglücke ganz unſchuldig war? wer iſt dir, bei ſeinem beſten Willen, für dein Geſchäft Bürge? Oder willt du die Probe machen, das Glück zu belehren, daß es gegen ihn unrecht gehabt habe? — Was hängt weniger mit uns zuſammen, als unſer Name? und doch zeigt die Geſchichte, daß es Fälle giebt, wo man wohl thut, ſogar unglücklich-geglaubten Namen auszuweichen. Wie oft hängt der Menſchen Wahn an einem Wortſchall! und wie vieles hängt nicht, bei Glück und Unglück, am Wahn der Menſchen!

Im ſchönſten Sinne des Worts iſt mein eignes Schickſal, das ich mir ſelbſt durch Arbeitſamkeit, Mäſſigung, Gnügſamkeit, Verſtand und Tugend erwerbe. „Wozu Jemand Luſt und Liebe hat, das bekommt er ſein Lebenlang gnug" ſagt das ſchöne deutſche Sprüchwort; es kommt alſo nur darauf an, daß man zum Rechten und Beßten Lieb' und Luſt habe, und es mit unabläßigem Fleiß treibe. Früher oder ſpäter kommt man gewiß zum Ziele. Was einem Gott beſchert, nimmt ihm St. Peter nicht; item: Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüſſen könnt — eine Reihe dergleichen ſinnbildliche Redarten in unſrer alten Sprache ſind von der treffendſten Wahrheit. Das Nicht zu viel! Maas iſt zu allen Dingen gut! rathen ſie uns treuherzig an, und vom falſchen Zutrauen, vom Umherlaufen,

von der Allthuerei treuherzig ab. Das „vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück" iſt ein goldnes Wort; desgleichen: „du haſt viel zu ſchaffen und wenig auszurichten." „Wer auf Gnad dient, den lohnt man mit Barmherzigkeit." „Wers kann, dem kommt es." „Recht findet ſich" u. ſ. Sey, wer du ſeyn ſollt, und thue das Deine; ſo wird dich das Glück, dein gutes Schickſal ungeſucht finden; die ſchärfſte Waage deines, keines fremden Schickſals iſt in dir.

Jezt ſollte ich noch vom eignen Schickſal ganzer Nationen reden, von dem in der Geſchichte vortrefliche Sibyllenblätter enthalten ſind; einer andern Hora können ſie werden.

II

Dante's Hölle. *

Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet,
Fand ich in einem dunkeln Walde mich,
Weil ich vom graden Weg mich abgewendet.
Es fällt mir hart zu ſagen, wie der wilde
Gewalt'ge rauhe Wald beſchaffen war,
Denn noch ergraut mein Geiſt vor ſeinem Bilde.
An Bitterkeit kommt er dem Tode nah,
Doch um des Heils, das ich darinn gefunden,
Will ich das andre melden, was ich ſah.
Ich weiß nicht mehr, wie ich mich drein verlohren,
So ganz voll Schlafes, war ich um die Zeit,
Als ich zuerſt den falſchen Weg erkohren.

Ein ſo ernſter ſchmuckloſer Anfang ohne voraus geſchickte Ankündigung ſcheint mehr die Geſchichte würklich erlebter Begebenheiten, als eine Reihe von willkührlichen Dichtungen zu verſprechen, und ſtimmt zum Glauben ſelbſt an das Wunderbarſte, das folgen ſoll. Die erſte Zeile bezeichnet nicht blos im Allgemeinen das männliche Alter, ſondern nahmentlich das fünf und dreyßigſte Lebensjahr des Dichters nach dem Ausſpruche: des Menſchen Leben wäh-

* Siehe Bürgers Akademie der ſchönen Redekünſten IIItes Stück, wo der Verfaſſer dem Publikum den erſten Verſuch ſeiner Darſtellung des Dante vorlegte, die hier vollendet erſcheint. D. H.

ret ſiebenzig Jahr; und ſezt alſo den Zeitpunkt der Viſion, den andre Stellen noch genauer auf Tag und Stunde beſtimmen, nicht ohne geheimnißvolle Beziehungen, in das Jubel-Jahr 1300. Von allen ſeit dem bis zu den Zeiten wo er ſchrieb, vorgefallenen Begebenheiten redet Dante, als wären ſie noch ungeſchehen, wodurch er Gelegenheit zu manchen Weiſſagungen erhält.

Er gelangt zum Fuße eines Hügels, deſſen Gipfel ſchon das Morgenlicht beſcheint. Als er ihn zu erklimmen verſucht, lockt ihn erſt ein ſchön gefleckтes Pardel vom Wege ab; dann ſchreckt ihn ein Löwe, endlich eine gierige Wölfin in die finſtre Tiefe zurück. Die Allegorie iſt hier ſehr faßlich: es iſt der Wald der Irrthümer, die Thiere, die ihm den Ausgang verwehren, ſind menſchliche Leidenſchaften: Wolluſt, Herrſchbegierde, oder Hochmuth und Habſucht. Als er ſo umherirrt, bietet ſich ſeinem Blick ein Menſch oder der Schatte eines Menſchen dar. Dieſen ruft er um Hülfe an, wer er auch ſeyn möge, und vernimmt von ihm, er ſey im Leben der Dichter geweſen, der Aeneas Thaten beſang.

„So biſt du der Virgil, und biſt der Bronnen,“
Erwiedert ich ihm mit verſchämter Stirn,
„Aus dem ſo voll der Rede Fluß geronnen?
O du! der andern Dichter Licht und Preiß!
Gedenks mir nun, daß ich in deinem Buche
Geforſcht mit groſer Lieb' und ſtetem Fleiß!
Als Meiſter muß ich dich und Vorbild loben;
Du biſts allein, dem ich den ſchönen Styl
Verdanke, der zum Ruhme mich erhoben.

Du ſiehſt das Thier, das keck mit mir zu hadern
Nicht unterläßt; ſteh, groſer Meiſter, mir
Dargegen bey! Mir zittern Puls und Adern."

In Bezug auf ſich ſelbſt, geht Dante in dieſem Lobe Virgils unſtreitig viel zu weit. Das Ebenmaaß der Ausbildung und die kunſtreichen Schönheiten, worinn des Römers ganzes Verdienſt beſteht, wußte er nicht in ſich zu übertragen, und hätte jener die göttliche Komödie leſen können, ſo würde ſein Geſchmack vermuthlich die ſchöpferiſche Größe darin verkannt haben. * Eigentlich waren dieſe beyden Männer gar nicht für einander geſchaffen. Was Dante etwa geborgt hat, ſind wenige einzelne Züge, nicht immer zum glücklichſten in den Zuſammenhang ſeiner eigenen Dichtungen eingefugt.

Virgil räth ihm, weil die Wölfin ihm dieſen Weg durchaus verwehren würde, einen andern zu wählen, und verſpricht ihn durch die Hölle und durch die Welt der Büßung zu führen. In dem Himmel werde ihn dann eine würdigere Seele geleiten: denn das ſey ihm, einem Heiden, nicht verſtattet. Dante willigt ein, und beſchwört jenen bey dem Gott, den er im Leben nicht erkannt, ſein Verſprechen zu erfüllen.

* Ein geiſtreicher Schriftſteller, der Abbate Bettinelli hat ihn wirklich in ſeinen Lettere di Virgilio agli Arcadi dieſe Rolle ſpielen laſſen, und ihm viele ſpottende Kritiken über Dante und andern Italiäniſche Dichter in den Mund gelegt, zu deren Widerlegung ein ebenfalls lebhaft geſchriebenes Pamphlet: Giudicio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante, da Gasparo Gozzi erſchienen iſt.

Um die Abenddämmerung machen sie sich auf, indeßen sich unterweges beym Dante Aengstlichkeiten regen. Ich weiß nur zwey, sagt er, die lebend in die Geisterwelt gelangten, Aeneas und Paulus. * Beyde waren es wohl würdig; denn jener war Vater der heiligen Weltherrscherin Rom, und diesen nennt die Schrift das auserwählte Rüstzeug. Aber ich? — „Ein schönes seliges Weib" so erklärt ihm Virgil seinen hohen Beruf zu der Reise, „kam „herab zu mir in den Vorhof der Hölle. Sie bat mich „dringend, ihren Freund aus der Verirrung zu retten, „und sagte: Ich bin Beatrice, Lucia hat das Unglück „meines Freundes von einem andern holdseligen Weibe „des Himmels erfahren, und es mir berichtet. Dies hat „mich bewogen, meinen Sitz dort oben zu verlassen. — „Hierauf wandte sie sich mit Thränen in ihren leuchtenden „Augen hinweg, und ich eilte, ihren Willen zu vollbrin„gen." Beatrice, Lucia und die ungenannte Himmlische sind Allegorien, deren Deutung anderswo schicklicher ihren Platz finden wird. Im Virgil ist die irrdische Weisheit personifizirt, wozu der Mensch ohne Hülfe der Offenbarung gelangen kann. An ihm finden wir gleich ein Beyspiel von dem, was ich von den Allegorien der göttlichen Komödie im Allgemeinen bemerkte. Es ist aus hundert Stellen klar, daß Dante sich die Weisheit unter seinem Bilde gedacht, eine Menge andrer Züge machen hingegen das Emblem wieder zur individuell bestimmten

* Dieser seinem zweyten Briefe an die Korinther (XII. 2—4) jener dem sechsten Buche der Aeneide zufolge. Wunderbar zusammen gestellt! Oder errieth der Dichter etwas von einer Analogie zwischen fabelnder Dichtung und schwärmerischer Extase?

Perſon. Virgil handelt und ſpricht wie die Weisheit, zugleich aber iſt er würcklich der Römiſche Dichter, deßen Nahmen er führt. Warum Dante gerade ihn zu dieſer Würde erhob? Er war ſein Lieblings-Dichter und nach einer natürlichen Ideen-Verbindung machte er den, der eine Reiſe in die Unterwelt beſungen hatte, zum Führer auch der ſeinigen. Außerdem hegte das ganze Mittelalter eine beynahe abergläubige Ehrfurcht vor ihm. * Man glaubte in ſeiner vierten Ekloge eine Ahnung vom Chriſtenthume, eine mit dunklem Bewußtſeyn gegebene Prophezeyhung davon zu finden, und ſchrieb deswegen auch ſeinen übrigen Schriften eine größere Heiligkeit zu, als irgend einem andern heidniſchen Buche. Auf Virgils Rede ermannt ſich Dante wieder:

So wie die Blümlein hängend und verſchloßen
Vom Nachtfroſt, wenn das Sonnenlicht ſie färbt,
Ihr Haupt erheben auf den zarten Sproßen;
So wurd' in mir die Kraft die mir gebrach;
Durch Muth erfriſcht, der um mein Herz ſich drängte,
So daß ich nun mit tapferm Sinne ſprach:
Dank für die Güte der Erbarmungsvollen!
Dank dir, du Freundlicher! daß du ſo ſchnell
Der Wahrheit die ſie ſprach, gehorchen wollen.
Du haſt mein Herz durch deines Wortes Lehre
Mit ſolchem Trieb zu dieſer Reiſ' erfüllt,
Daß ich zurück zum erſten Vorſatz kehre.
Ein Wille treibt uns beide: nun wohlan!

* S. Bettinelli Risorgimento delle arti et degli ſtudj. T. I. p. 193. 194.

Sey du mein Führer, Herr und Licht und Rath! —
So ſagt' ich; wir beſchritten, er voran
Und ich nach ihm, den tiefen Waldes Pfad.

Dritter Geſang.

Ich bin der Weg ins wehevolle Thal,
Ich bin der Weg zu den verſtoßnen Seelen,
Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Quaal.
Mich ſchuf mein Meiſter aus gerechtem Triebe,
Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
Der höchſten Weißheit und der erſten Liebe.
Vor mir war nichts erſchaffenes zu finden,
Als ew'ges nur, * und ewig währ auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hofnung ſchwinden!
So ſtand geſchrieben über einer Pforte
In dunkler Schrift. „O Meiſter!" ſprach ich drob,
„Zu hart iſt mir die Deutung dieſer Worte." **
Er aber ſprach nach ſeinem klugen Sinn:
Hier mußt du allen Zweifelmuth ertödten;
Hier ziemt ſich keine Zagheit fürderhin.

* Nehmlich die reinen Geiſter und die gleichfalls unvergänglichen Sphären, deren Schöpfung, nach Dante's Kosmologie, der des Menſchen und der übrigen organiſchen Naturen, lange vorhergieng.

** Ihr Sinn iſt mir zu ſchrekensvoll, da ſie auch mir, der ich nur hindurchreiſen will, die Unmöglichkeit eines Ausweges anzukündigen ſcheinen.

Wir ſind nun an dem Ort, wo ich dir ſagte,
Du werdeſt da das Volk des Elends ſehn,
Dem eigne Schuld das höchſte Gut verſagte. —
Dann faßt' er heitern Blickes meine Hand
Mit ſeiner, daß ich Troſt gewann, und führte
Mich ein in das geheimnißvolle Land.
Allda in unbeſtirnter Luft erſchollen
Gewinſel, Klag' und lauter Weheruf,
So daß zu Anfang Thränen mir entquollen.
Verſchiedene Sprachen, grauenvolle Zungen,
Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns
Und heiſ'res Schreyn, wozwiſchen Fäuſte klungen,
Erregten ein Getöſ', das ohne Raſt
In dieſen ewig ſchwarzen Lüften kreiſet,
So wie der Staub, vom Wirbelwind erfaßt.
Und ich, des Haupt vom Irrthum war umſchlungen,
Sprach: Was vernehm' ich, Meiſter? Welch ein Volk
Iſt dieſes da, von Qualen ſo bezwungen? —

Die erſten neun Zeilen dieſes Geſanges ſind einſtimmig und mit Recht unter das Erhabenſte gezählt worden, was unſer Dichter, und vielleicht, was je irgend ein Dichter geſagt hat. Weniger umfaßend als jene uralte Inſchrift vom Tempel der Iſis, iſt dieſe über den Pforten der Hölle eben ſo geheimnißvoll und furchtbarer. Allein die Hölle ſoll nicht bloß als eine wilde Ausgeburt der Nothwendigkeit ſchrecken: ſie ſoll zugleich als das Werk unbegriffener göttlicher Vollkommenheiten, dem ſittlichen Weſen Ehrfurcht einflößen. Ihre innere Unzerſtörbarkeit endlich und gänzliche Ausſchließung der Ausſicht auf ei-

nen beßern Zuſtand macht ſie zum vollendeten Bezirk des Elends.

Die Wiederholungen der erſten Terzine ſind keine leere Tautologie: Das Langſame und Feyerliche darin bereitet das Gemüth auf den folgenden Eindruck vor; und vielleicht ſollte auch die Dreyzahl etwas Heiliges ahnen laſſen. Die leiſe Anſpielung auf die Dreyeinigkeit im fünften und ſechſten Verſe führt eben dahin.

Der Ort, wozu jener Eingang unmittelbar führt, iſt ein Vorhof, von Seelen bewohnt, welche die Hölle, wie der Himmel, verſtößt, weil ſie ganz thatenlos, ohne Lob und Schande gelebt, oder vielmehr nicht gelebt haben. Fruchtloſe Müh' und kleinliche Leiden beſtrafen ihre ehemahlige Unthätigkeit; ſie laufen einer Fahne nach, während Mücken und Weſpen ſie unaufhörlich zerſtechen und eckelhaftes Gewürm ihre mit Blut vermiſchten Thränen vom Boden auftrinkt. „Sprich nicht von ihnen! Schau und gehe vorüber!" ruft Virgil ſeinem Freunde zu. —

Ehe wir uns weiter wagen, müſſen wir uns, um nicht vieles miszuverſtehen, von Dante's Hölle eine allgemeine Vorſtellung bilden. Man hat Abhandlungen oder eigene Bücher * darüber geſchrieben, ihren Grundriß und Aufriß gezeichnet, jeden ihrer Bezirke umſtändlich nach Meilen, nach Ellen gemeſſen: eine unnütze, ermüdende und beynahe lächerliche Genauigkeit, wenn ſie auch in den

* P. Giambullari Academico Fiorentino del ſito forma e misura dello inferno di Dante. Firenze. 1544. Ich finde auch einen Dialog von Bonivieni erwähnt.

Gedanken des ſinnenden Erfinders würklich Statt gefunden hätte. Um dieſe zu faſſen, iſt es hinlänglich ſich eine unterirrdiſche Höhlung vorzuſtellen, die ſich bis zum Mittelpunkt der Erde im Ganzen koniſch, aber doch mit einigen Abweichungen von dieſer Form erſtreckt und verengt. Es umgeben den Abgrund nehmlich auſſer dem Vorhofe acht Stufen oder Kreiſe, zu Wohnplätzen der Verdammten nach den verſchiedenen Graden und Arten der Schuld eingerichtet und jeder immer tiefer und kleiner als der Vorhergehende. Eine runde Fläche macht den neunten Abſatz und den Boden der Hölle aus, in deſſen Mitte der König der Finſterniß eingekerkert iſt. Die drey lezten Grade ſind wieder nach den Unterarten der Verbrechen in Ringe abgetheilt, die einander einſchlieſſen. Dante ſieht und durchwandert von jedem Kreiſe einen Theil, ehe er in den nächſten hinabſteigt, und hält ſich immer nach derſelben Seite zu, ſo daß ſein Weg am Ende ungefähr den ganzen Umfang beſchrieben hat. Gerade mitten auf der Erdfläche wovon die Hölle bedeckt wird, liegt Jeruſalem, welches der Dichter mehr nach einer gewißen chriſtlichen Mythologie, als durch wiſſenſchaftliche Irrthümer verleitet, wie den Mittelpunkt der bewohnten Sphäre betrachtet. Die andere räumt er dem Ozean — von Amerika ahnete man noch nichts — uneingeſchränkt ein; es erhebt ſich aus ihm nur eine Inſel mit einem Berge, dem Aufenthalte büßender Seelen, grade auf dem der Lage Jeruſalems auf unſerer Halbkugel entſprechenden Punkte.

Die lokalen Verhältniſſe dieſer Unterwelt werden im Fortgange des Gedichts, kurz, aber überall mit Beſtimmtheit ausgeführt. Eine perſpectiviſche Darſtellung die blos die nahen Gegenſtände hervortreten läßt, und

das Entfernte nachläßig, mit abſichtlicher Verwirrung andeutet, thäte vielleicht mehr dichteriſche Wirkung, beſonders im Großen und Furchtbaren. Dante's Weiſe giebt ein Anſehen von hiſtoriſcher Wahrheit. Der allgemeine Plan hat nur ſeinem Verſtande vorgeſchwebt; er verliert ihn aus den Augen bei jeder einzelnen Szene, die er dagegen mit ſeiner ganzen Einbildungskraft feſt hält und ergründet. Vertraut mit der Welt ſeiner Viſionen wird er in ſeinen kargen Beſchreibungen ihres Innern oft unverſtändlich, wie man bey der Schilderung eines Gebäudes, das man ſelbſt bewohnt, leicht in Gefahr iſt, etwas für den fremden Zuhörer Nothwendiges auszulaſſen. Man kann daher den Inferno bis zu Ende geleſen haben, ohne noch zu einer deutlichen Ueberſicht vom Ganzen des Schauplatzes und der Folge ſeiner Theile gelangt zu ſeyn.

Dante's Zweck erlaubte es nicht, die Hölle in ungewiſſen Umriſſen, wie ein Chaos ſchreckender Dinge oder Undinge hinzuwerfen. Er öffnet ſie nicht, wie etwa Taſſo, nur um einzelne handelnde Perſonen daraus hervorgehen zu laſſen, und ſie dann wieder zu ſchlieſſen, ſondern ſeine ganze Handlung, die wunderbare Reiſe, liegt in ihr und den beyden andern Geiſterreichen, die er vollſtändig kennen lehren will. Der faſt unendliche Reichthum ſeiner belebten Gruppen müßte zum Labyrinth werden, ohne einen ſichern Leitfaden. Dazu dient ihm die mathematiſche Begränzung der verſchiedenen Geiſterwohnungen. Deswegen trennt und ordnet er die Arten der Verdammten, Büßenden und Seeligen, nach ſeinem Syſtem der philoſophiſchen Moral und der Theologie.

Ob ſeine Erfindungen in der Geſchichte der menſchli-

chen Einbildungskraft völlig abgeriſſen da ſtehen, oder ob er von irgend einem Kirchenvater, der ſich vielleicht über die Topographie der Hölle ausläßt, oder ſonſt woher geborgt hat, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen. Zuverläßig aber und weit ſchwerer zu entſchuldigen iſt es, daß mehrere Mahler * ihm hinwiederum darinn gefolgt ſind, und ihrer Kunſt eine Darſtellung zugemuthet haben, die auf der Leinwand immer kindiſch, wie das überkünſtliche Meiſterſtück eines Handwerkers, ausfallen muß, und höchſtens nur für Albrecht Dürers mühſeligen Pinſel taugen möchte.

Zwey neuere Dichter haben uns an ſo ungeheure Bilder der Hölle gewöhnt, daß die des Dante, beſonders mit ihren vielen Abtheilungen, uns faſt enge und dürftig ſcheint obgleich für die menſchliche Kleinheit, der es ſchon am Rande eines Berges, am Rande eines vulkaniſchen Abgrundes ſchwindelt, eine Tiefe von einem halben Durchmeſſer der Erde und verhältnißmäßiger Weite wirklich unermeßlich iſt. Nach den Begriffen des Zeitalters, die ſich ſeit Ariſtoteles wenig verändert hatten, war überall das Weltgebäude unendlich beſchränkter, als nach unſern Kenntniſſen und Vermuthungen: es gab nur Ein Planetenſyſtem, umgeben von einem Himmelsgewölbe, woran die Fixſterne angeheftet ſchienen. Auch mußte Dante nach philoloſophiſchen Gründen, die böſen Geſchöpfe zum Mittelpunkte der Erde, und folglich des

* Man ſehe Vasari Vite de pittori. T. I. p. 115. 118. 168. (Ed. del. Bottari) im Leben des Andrea Orcagna und Taddeo Bartoli. Von einem Schnitzwerk, welches gleichfalls die Hölle nach Dante vorſtellete. p. 470.

Weltalls, wie in ein dumpfes Gefängniß hinabdrängen. Milton, kühner wie seine Vorgänger, hat, so viel ich weiß, zuerst, und Klopstock nach ihm, eine außerweltliche Schöpfung, eine Hölle weit hinaus im Ozean des weiten Raumes angelegt. * Denn die uralte Sage der meisten Völker wies den Abgeschiedenen im Innern des Erdbodens ihren Aufenthalt an. Vielleicht hat die sehr allgemeine Sitte des Begrabens zur Entstehung derselben mitgewürkt: allein die dunkeln Träume vom Zustande nach dem Tode, die dem Menschen in seiner sinnlichen Einfalt natürlich sind, schickten sich nirgends so gut hin, als in den schauerlichen unerforschten Schooß der Erde. Der Himmel war zu hell und schön, um ihn mit Schattengestalten zu bevölkern; ** er gehörte den Göttern. Und doch erschienen die Todten den Lebenden oft, und blieben ihnen stets nahe: also mußte der Hades, das nie gesehene Land, unter ihren Füssen liegen. So fabelte die Vorwelt, so beschrieben es die Dichter, altväterisch oder mit vollendeter Ausbildung, und so phantasirt noch jetzt ein gewöhnlicher Aberglaube.

Ich nehme den Faden der Erzählung wieder auf. Die beyden Reisenden gelangen zum Acheron, der den

* Εξωκεανισαν. Man sehe Paradise lost vorzüglich im ersten und zweyten Buche, und den Meßias (Altona 1780. 8. S. 35. 36.)

** Ossians Geistererscheinungen, wenn sie anders alt und ächt sind, machen hiervon eine Ausnahme, die man vielleicht aus den düstern Wolken und Nebeln seines Himmelstriches erklären muß.

Vorhof von der eigentlichen Hölle trennt, und deſſen Ufer die Seelen Geſtorbener immerfort, wie abfallende Blätter des Herbſtes bedecken. Charon, ein bärtiger Greis mit glühenden Augen * bringt ſie in ſeinem Boot hinüber, doch kaum hat Virgil ſeinem Freunde, die traurigen Gegenſtände erklärt, die er vor ſich ſieht, als dieſer von der Erſchütterung überwältigt, ſein Bewußtſeyn verliert.

Hierauf begann der düſtre Grund zu wanken,
So heftiglich, daß mich das Graun noch jetzt
Mit kaltem Schweiß bethaut bey dem Gedanken.
Ein Windſtoß fuhr aus der bethränten Erde,
Und blitzt' ein rothes Licht umher ins Feld,
Ich fiel, betäubt und ſinnlos, an Geberde
Gleich einem Menſchen, den der Schlaf befällt.

Vierter Geſang.

Es riß den tiefen Schlaf in meinem Haupte
Ein ſchwerer Donner, daß empor ich fuhr,
Wie einer, dem Gewalt den Schlummer raubte.
Und aufgerichtet wandt' ich rings umher
Mein ruhig Aug', und ſchaute feſten Blickes
Die Stätte zu erkennen, wo ich wär.
Wahr iſts, ich fand nunmehr mich an dem Hange
Des quaalenvollen Thals, durch deſſen Schooß
Zahlloſes Wehe ruft mit Donnerklange.

* Virg. Aen. VI. 299. 300.

cui plurima mento
Canities inculta jacet; stant lumina flamma.

Umnachtet war es, tief und neblicht, ſo,
Daß, wie mein Aug' auch zu durchbohren ſtrebte
Doch unverkennbar alles mir entfloh.
„Laß in die blinde Welt hinab uns wandern,"
So hub der Dichter ganz erblichen an,
„Ich will zum erſten gehn, geh du zum andern!"
Ich, ſeine Farbe wohlgewahrend, ſprach:
Wie ſolls ergehn, wenn du dich ſelbſt entſetzeſt,
Der meinen Zweifelmuth zu tröſten pflag? —
Dagegen er zu mir: „Die Quaal der Armen
„Hier unten, mahlt nicht, wie du wähneſt, Furcht
„In meinem Antlitz, aber wohl Erbarmen.
„Nun komm, weil uns des Pfades Länge drängt!"
So gieng er fort, und hies auch mich betreten
Den erſten Zirkel, der den Schlund umringt.
Allhier, ſo viel ich hören mochte, tönte
Kein Jammer, außer leiſe Seufzer nur,
Wovon die ew'ge Luft erbebend ſtöhnte.

Virgils Wehmuth rührt daher, daß er ſelbſt mit andern guten Heiden, und den ungetauftgeſtorbenen Kindern (ſo lehrte die Kirche, der Dante unbedingt gehorcht) dieſen Kreis bewohnt, wo man nur durch vergebliches Verlangen nach der ewigen Glückſeeligkeit leidet, und wo auch die frommen Erzväter ihre Befreyung durch Chriſtus Höllenfahrt abgewartet haben. Homer und andere groſſe Dichterſchatten des Alterthums begrüſſen ihren Genoſſen. Eine Helle, die ſie erblicken, führt ſie in eine ſchöne Burg mit ſieben Mauren, wo Dante die Schatten derer ſieht, die ſich im Leben durch Thaten oder Lehren ausgezeichnet haben.

Nun lag vor mir das grüne Ruhmgefilde,
Da wurden mir gezeigt die großen Seelen,
Ob deren Anblick ſtolz mein Muth erſchwillt.

Helden und Weiſen des Alterthums geſellen ſich hier friedlich; doch findet auch Averroes * neben Ariſtoteles, dem Fürſten der Schule und andern Griechiſchen Philoſophen, der edle Saladin neben Hecktor und Cäſar ſeinen Platz.

Man muß geſtehen, daß der Dichter, wenn er gleich die Forderungen ſeines unerbittlichen Glaubens nicht abzuweiſen wagte, wenigſtens alles gethan hat, was er konnte, um ſie mit denen ſeiner Vernunft in Frieden auszugleichen. Das Loos der edlen Heiden iſt erträglich: es beſteht in bloßer Entbehrung ohne poſitive Quaal; und dem Verdienſte wird ſelbſt hier noch eine ehrenvolle Unterſcheidung zu Theil.

Ueberhaupt werden in Dante's Hölle die Menſchen durchgängig mit eben den Eigenſchaften, auch den guten, dargeſtellt, die ſie in der Oberwelt hatten. Hierinn liegt freylich ein Widerſpruch: nur in dem abſoluten ſittlichen Unwerth eines Menſchen kann ſeine Verdammniß beſtehen; und wer noch Tugenden zur Hölle mit hinabnähme, für den würde ſie nicht mehr ganz Hölle ſeyn. Allein aus eben dieſer Inconſequenz entſpringt der ganze

* Er muß ihn alſo nicht wie einige neuere Gelehrte für den Verfaßer einer Schmähſchrift gegen Moſes, Chriſtus und Mahomet gehalten haben. Man ſehe Brucker Hist. Crit. Phil. T. III. (Lips. 1766.) p. 166.

Reichthum des Gedichts an wahr und beſtimmt gezeichneten Charackteren; ſo daß es ſcheint, als hätte ſich der Denker gutwillig von dem Dichter einen Streich ſpielen laſſen.

Böſe Geiſter werden nur ſelten redend oder handelnd eingeführt, und auch dies iſt der künſtleriſchen Weisheit gemäß. Die Vorſtellung von ſchlechthin böſen und dabey höchſt elenden Weſen, an denen der Dichter, ſo viel an ihm iſt, keine Spur von Menſchheit erkennen läßt, iſt peinigend für das Gefühl, ohne es durch die mindeſte wohlthätige Theilnahme zu entſchädigen; zugleich gewährt ſie weder dem denkenden Geiſte, noch der Phantaſie mannigfaltigen Stoff zur Unterhaltung. Wenn ein Dichter ſich lange bey ſolchen Darſtellungen verweilt, ſo muß er freylich charakteriſiren. Aber wie ſoll Verſchiedenheit der Charaktere da Statt finden, wo die Miſchungen von Vernunft und Sinnlichkeit, Kraft und Schwäche, Güte und Selbſtſucht wegfallen, woraus ſie in der menſchlichen Natur entſteht? Er wird es kaum bis zu einem täuſchenden Scheine der Nichtidentität bringen können. Er wird den Verſtand ſeines Leſers beleidigen, und dennoch, bey allem Aufwande von Erfindung, ohne den nicht einmal jenes zu erreichen möglich iſt, ſeiner Einbildungskraft keine wahre Gnüge leiſten.

Jetzt verlaſſen Dante und ſein Begleiter die Burg wieder und ſetzen ihre Wanderung weiter fort.

Fünfter Geſang.

So ſtieg ich aus dem erſten Zirkel nieder
Zum zweyten, der des Raumes minder faßt
Und mehr des Wehes, mehr der Jammerlieder.
Mit furchtbar'm Schnauben ſtehet Minos dort,
Erforſcht beym Eingang jede Sündenſchuld,
Entſcheidet dann, und ſchickt durch Zeichen fort.
Ich ſage, wenn die unglückſeel'ge Seele
Vor ihm erſcheint, ſo beichtet ſie durchaus;
Dann ſieht der Unterſucher aller Fehle,
Was in der Höll' ihr für ein Platz gebührt.
Sie wird, ſo oft er mit dem Schweif ſich gürtet,
So viele Stufen niederwärts geführt.
Viel ſtehn da immer; eine nach der andern
Muß ins Gericht vor ſeinem Antlitz gehn,
Muß reden, hören und hinunterwandern.
„O du, der in die Qualbewohnung bricht!"
So rufte Minos, als er mich erblickte,
Und ließ derweil die Uebung ſeiner Pflicht.
„Schau wem du trauſt! und laß dich das nicht täuſchen,
„Daß ſich der Eingang breit und offen zeigt!"
Mein Führer ſprach zu ihm! Was ſoll dein Kreiſchen?
Du wirſt umſonſt ihm dieſen Gang verſagen;
Er wurde dort geboren, wo man kann
Was man nur will; und fürder keine Fragen! —
Nun bin ich hingelangt, wo ſich das Chor
Von Klageſtimmen läßt von mir vernehmen,
Und viel Gewinſel ſchlägt nun an mein Ohr.

Hier ſchweigt das Licht, der dunkle Raum erbrüllt
So wie die See im Sturme, wenn vom Hadern
Feindſeel'ger Winde ſeine Fläche ſchwillt.
Die Höllenwindsbraut, welche nimmer ruht,
Durchſchüttelt, wirbelt die gequälten Geiſter
Und reißt ſie fort mit ſeiner ſtarken Wuth.
Und wo ſie ſo dem Abgrund nahe ſchweben,
Da iſt Geheul, Geſchrey und Weh und Ach,
Da hört man Flüche gegen Gott erheben.
Wie ich erfuhr, ſind der Begierden Sclaven,
Von denen die Vernunft in Fleiſchesluſt
Getödtet wird, verdammt zu ſolchen Strafen.
Wie einen Staarentrupp beym kalten Hauch
Der Herbſtluft raſch die Flügel weiter tragen,
So wurden hier vom Sturm die Seelen auch
Hinum, hinan, hinauf, hinab verſchlagen;
Sie hoffen, alles Troſtes ledig, nie
Auf Ruhe, nicht einmal auf mindre Plagen.
Und wie die Kraniche die Luft entlang
In langen Reihen ziehn, und Lieder krächzen,
So nahten in des Ungewitters Drang
Die Schatten ſich mit Winſeln und mit Aechzen.
„Wer ſind doch jene, Meiſter?" ſprach ich drob
„Die raſtlos in der ſchwarzen Wolke lechzen?" —
„Die erſte von der Schaar, wovon dein Sinn
„Bericht begehrt," erwiederte mein Führer,
„War mannigfacher Sprachen Herrſcherin.
„Sie lebt' in ſchnöder Wolluſt ohne Gleichen
„Und macht' aus ihren Lüſten ein Geſetz,
„Um ſo erworbner Schande zu entweichen.

„Das iſt Semiramis, die, wie wir leſen,
„Dem Ninus nachgefolgt und deren Sitz
„Die Stadt, wo jetzt der Sultan herrſcht, geweſen.
„Zunächſt iſt die, ſo ſich aus Lieb' erſtach,
„Und treulos ward an des Sichäus Aſche;
„Kleopatra, die üpp'ge, folgt ihr nach." —
Nun ſah ich Helena, die arge Zeiten
Der Welt gebracht, ich ſah den Held Achill
Der noch zuletzt mit Liebe mußte ſtreiten. *
Ich ſahe Paris, Triſtan, ** und er wieß
Mit Fingern mir wohl mehr als tauſend Schatten,
Die einſt die Lieb' aus dieſem Leben ſtieß. ***
Ich ſprach: O Dichter! ſiehſt du in der Fern
Die beyden, die vom Winde leicht gehoben
Beyſammen gehn? Mit ihnen ſpräch ich gern. —
Und er zu mir: Schau, wenn ſie näher kommen!
Alsdann beſchwöre bey der Liebe ſie
Die beyde führt, und jene werden kommen.

* Vermuthlich iſt nicht Deodamia, oder Briſeis, ſondern Polyxena unter dem Gegenſtande dieſer Liebe gemeint.

** So hetrogene Nahmen neben einander dürfen uns nicht befremden. In der Vorſtellungsart des Mittelalters verwandelten ſich die Griechiſchen Heldenfabeln in Ritterromane. Noch bey Shakeſpearn findet man den Herzog Theſeus und dergleichen mehr.

*** Auch in der Aeneide nehmen die Schatten, welchen Liebe den Tod zugezogen hat, einen eignen Wohnplatz, nicht weit vom Eingange des Orkus ein. Aen. VI. 440. seq.

Sobald der Wind ſie her zu uns gekehrt,
Erhub ich meinen Ruf: Gequälte Seelen!
Kommt, ſprecht mit uns, wenn es euch niemand wehrt!
Wie Turteltauben mit gelindem Schweben
Der offnen Flügel, wenn zum ſüßen Neſt
Sie Sehnen hinruft, in die Luft ſich heben:
So kamen beyde durch die wüſte Nacht
Aus jenem Heer, wo Dido war, herüber
So groß war meines Liebesrufes Macht.
„O gütevolles Weſen, * das mit Hulden
„Uns zu beſuchen kömmt, aus jener Welt,
„Die wir mit Blut befleckt, durch unſre Schulden!
„Wär der Monarch des Weltalls unſer Freund
„Wir wollten ihn für deinen Frieden bitten;
„Weil unſer Elend dich zu jammern ſcheint.
„Was dir geliebt zu hören und zu fragen,
„Das wollen wir, ſo lang der Wind wie jetzt
„Sein Schweigen hält, vernehmen und dir ſagen.
„Die Stadt die mich gebahr, ** liegt an der Bucht,
„Allwo der Po ins Meer hinunterſteigend
„Mit ſeinem Flußgefolge Frieden ſucht.

* Der weibliche Schatten Franceſca's da Polenta redet. Sie war mit Lanciotto, Sohn des Herrn von Rimino, einem mächtigen und tapfern Ritter vermählt. Allein er war lahm und ungeſtalt; ſein Bruder Paolo, ſchön, edel, und von milden Sitten, ſah ſeine Schwägerin oft, und es entſpann ſich ein Verſtändniß unter ihnen, welches damit endigte, daß Lanciotto ſie einſt überraſchte und beyde ermordete.

** Ravenna.

„Die Liebe, die ein edles Herz ſo leiſe
„Beſchleicht, fing dieſen durch den holden Leib
„Des ich beraubt ward auf verhaßte Weiſe.
„Die Liebe, die zum Lohn ſtets Liebe fodert,
„Ergriff für ihn mit ſolcher Inbrunſt mich
„Daß, wie du ſiehſt, ſie ſtets noch in mir lodert.
„Die Liebe ſtürzt uns in ein einzig Grab.
„Dem der uns ſchlug, iſt Caina * bereitet." —
Dies war die Rede, die das Paar uns gab.
Als ich vernommen, was der Schatte klagte,
Verneigt ich mein Geſicht und hielts gebückt
Bis mein Begleiter mich: „was denkſt du?" fragte.
Da hub ich an und ſprach: „O wehe mir!
„Wie ſüßes Wähnen, liebliches Begehren
„Trieb in die lezte Noth die beyden hier!" —
Dann wandt' ich mich zu reden mit den Armen
Und ſprach: Franceſca, deine Quaal erregt
Mir bittres Weinen, inniges Erbarmen.
Doch ſag mir: in der Zeit der ſüßen Schmerzen
Wodurch und wie verrieth euch Liebe da
Den noch geheimen Wunſch der beyden Herzen? —
Dagegen ſie zu mir: Im Jammerſtand
Der ſeelgen Zeit gedenken, kränkt am tiefſten
Und dies hat auch dein Lehrer ** wohl erkannt

* Der Wohnſitz verrätheriſcher Mörder ihrer Blutsfreunde im unterſten Kreiſe der Hölle.

** Virgil; Anſpielung auf eine Stelle ſeiner Gedichte, worüber die Ausleger nicht einig ſind.

Doch fühlst du ein ſo ſehnliches Beſtreben
Zu wiſſen, wie die Lieb' in uns entſproß,
So will ich dir mit Thränen Kunde geben.
Mein Trauter las einmahl zur Luſt mit mir
Vom Lanzelot, wie ihn die Lieb umſtrickte,
Ohn' alles Arg und einſam waren wir.
Oft irrten unſre Blick', und unſre Wangen
Verfärbten ſich beym Leſen dieſes Buchs;
Doch eine Stelle war's, die uns befangen.
Wir laſen, wie ein Kuß das Bündniß ſchloß
Den er auf das begehrte Lächeln * drückte;
Da bot mein unzertrennlicher Genoß
Den erſten Kuß erbebend meinem Munde.
Galotto ** war das Buch, und der es ſchrieb;
Wir laſen fürder nicht zur ſelben Stunde.
Der andre Geiſt, der weil der eine dieß
Erzählte, weinte ſo, daß meine Glieder
Vor Mitleid alle Lebenskraft verließ;
Und wie ein Todter hinfällt, fiel ich nieder. —

Jedes nicht ganz erſtorbene Gefühl muß bey der traurigen Geſchichte zweyer Liebenden, die dieſen Geſang beſchließt, von der tiefſten Rührung ergriffen werden. Aus allen Reden Franceſca's athmet Weiblichkeit, Unſchuld, Liebe, Seele, eine zarte Seele der Liebe. In dem öden, dämmernden Schattenleben erinnert ſie ſich noch ſo

* Il deſiato riso: kühn, ſtatt des lächelnden Mundes, den er zu küßen wünſchte.

** So hieß der Vermittler zwiſchen Lanzelot und Genevra, deſſen Nahme damals zum Sprüchworte geworden war.

warm und wahr jeder Lockung zu einer Leidenſchaft, die ſie und ihren Geliebten zum Verderben hinzog; die ſie nicht zu entſchuldigen ſtrebt, und nicht zu bereuen vermag. Die Geſtändniſſe Franceſca's ſind ſchüchtern und kühn, wie das erſte Wort der Liebe; ein ſchauerlich entzückendes Bewußtſeyn jener Gewährungen und ihres Werthes verräth ſich in ihnen, und der ſchnell abbrechende Schluß:

Galotto war das Buch, und der es ſchrieb;
Wir laſen fürder nicht zur ſelben Stunde —

Dieſer Schluß mag eben ſowohl Fülle des verſtummenden Gefühls ſeyn, als ein Schleyer den die Sittlichkeit wirft. Jedoch paart ſich mit der Hingegebenheit des ſchwachen Weibes unbeſingbare Seelenſtärke, die dem Tode nicht weicht, und Seeligkeit oder Verdammniß neben dem einzigen Verlangen der Leidenſchaft verſchwinden läßt. Nur zu der Buße gebräche ihr der Muth, den Urheber und Gefährten ihres Unglücks zu verlaſſen und der wehmuthsvollen Erinnerung zu entſagen; ihre Liebe iſt ewig wie ihre Leiden.

Die äußern Umſtände, die mit der Phantaſie beyder Liebenden gleichſam verſchworen, den entſcheidenden Augenblick herbeyführten, ſind auf das treffendſte gewählt. Einſam, ohne Beſorgniß vor Ueberraſchung, laſen ſie zur Luſt; laſen wie Lanzelot vom See, der untadliche Ritter, um die Minne ſeiner Königin warb, wie er beglückt wurde, und Genevra (auch ſie war vermählt) um ihn ihre Treu verletzte. Der Glanz jener fabelhaften Nahmen verkleidete die Gröſſe ihrer Schuld, und ach! das verrätheriſche Buch verſchönerte ſie wohl gar.

Jede Empfindung oder Leidenſchaft wird in uns durch eine Art von Reflexion aus dem Gemüthe anderer, an denen wir gleiche Eindrücke wahrnehmen, verſtärkt, und wenn die Gemeinſchaft zugleich innig und ausgebreitet iſt, beynahe vervielfacht: aber von den weichern Regungen, die den Buſen für Mittheilung öfnen, und denen Geſelligkeit weſentlich iſt, gilt dies ganz vorzüglich. Gewiß ſind daher Paolos ſtumme Thränen neben dem beredten Grame ſeiner Freundin, und das Mitgefühl Dante's, ſein gänzliches Ermatten unter der Laſt der Wehmuth, von ſehr bedeutender Wirkung, um dem Zuhörer oder Leſer das Schickſal jener Beyden noch näher an die Seele zu legen. Ich will dem Herzen des Dichters nicht ſo ſehr zu nahe treten, ihm die Art, wie er ſeine eigene Theilnahme ſchildert, für Kunſt anzurechnen. Die Kunſt hätte wohl eher eine zweyte Ohnmacht, ſo bald nach jener erſten am Ende des dritten Geſanges, verſchmäht. Nein, dieſe Redlichkeit und Einfalt, womit Dante die Geſchichte ſeines Innern während der ganzen Handlung des Gedichts entfaltet, trägt einen Stempel, den nur die höchſte Künſtlerin, die Natur, aufzuprägen weiß. Beym Eintritt in die Hölle iſt es, als hätte er ſich gegen den verwirrten Andrang des Schmerzens kaum zu retten gewußt, und zur Betrachtung der empörendſten Verbrechen und ſchrecklichſten Strafen ſtählt er ſich nur allmählig. Da jene Menſchlichkeit, die in den Fehltritten des Einzelnen immer die allgemeinen Gebrechen unſerer Natur beklagt, und bey einer Sinnesart, die der Sittlichkeit unbeſtechlich ſtrenge huldigt, um ſo mehr Werth hat, ihn überall hinbegleitet; wie ſtark mußte ſie hier wirken? Er ſahe die Allgewalt des ſüſſeſten Triebes zugleich mit der unglückſeeligen Frucht ſeiner Abweichungen vor ſich.

Vielleicht hatte er die ſchöne Franceſca perſönlich gekannt: wenigſtens nennt er ſie ſogleich, ohne ihren Nahmen gehört zu haben; Auch weiß man, daß er an ihrem Vater, Guido da Polenta, in der Verbannung einen großmüthigen Freund hatte, unter deſſen gaſtfreyem Schutze er endlich zu Ravenna ſein Leben beſchloß. Sollten ſie nicht oft mit einander den grauſamen frühen Tod der Tochter Guido's beweint haben? *

* Nach der Beſchäftigung mit ſo traurigen Gegenſtänden ſey es mir erlaubt aus einem Franzöſiſchen Buche: Vie de Dante avec une notice détaillée de ses ouvrages par Mr. Chabanon eine Probe als zerſtreuende Unterhaltung mitzutheilen.

Un jour de Lancelot l'amoureuse avanture
Occupoit nos loisirs, charmoit notre lecture:
En lisant le récit de ses heureux deſtins
Plus d'une fois le livre échappa de nos mains;
Et le trouble confus, peint sur notre visage
Exprimant nos désirs, nous tint lieu de langage.
Un moment plus fatal acheva tous nous maux;
Le livre se r'ouvrit, et nous lûmes ces mots:
„Lancelot d'un baiser, que ravit sa tendresse — "
A ce mot ma rougeur attesta ma foiblesse:
Eh! quelle amante, ô ciel! auroit pû resister?
Ce que fit Lancelot, Paul osa le tenter;
Sa bouche s'approcha de ma bouche tremblante
Son ame se perdit au sein de son amante;
Helas! depuis ce jour, si funeste à tous deux,
Le livre ne s'est plus ouvert devant nos yeux.

In den Stürmen, denen die Verdammten des zweyten Kreiſes unterworfen ſind, erkennt man ein Bild des Zuſtandes, worein die Heftigkeit der Leidenſchaft ſchon in dieſem Leben verſetzt. Dieſe Anſpielung auf die unmittelbaren und natürlichen Folgen der Ausſchweifungen oder Laſter in der Beſchaffenheit der Strafen wird im Fortgange mehrmahls angebracht; nur muß man ſie nicht überall herausdeuten wollen, ſonſt verfällt man in Zwang. Minos zu Anfange des Geſanges iſt ein dantiſirtes Bild aus der Mythologie wie viele andere bey ihm. Solch eine Einbildungskraft konnte nicht umhin, ſelbſt an Geburten der Einbildung ihr unumſchränktes Herrſcherrecht geltend zu machen. Die Darſtellung erinnert faſt mehr an das Ungeheuer Minotaurus, als an Minos, den weiſen Richter. Vielleicht haben dem Dichter Vorſtellungen von beyden verwirrt vorgeſchwebt, oder er ſchmelzte ſie abſichtlich in eins. Indeſſen kömmt Minotaurus nachher noch beſonders vor. Wie dem auch ſey, Michelangelo, der mit Dante's Ideen überhaupt ſehr vertraut war, hat von

Wer erkennt hierin wohl noch das Original? Man kann nicht wohl ein milderes Urtheil über dieſe Parodie fällen, als daß ſie gewiß, ohne die Abſicht, lächerlich zu machen, und in dem vollen Glauben des Verfaſſers, er liefere eine poetiſche Ueberſetzung, oder wohl gar eine verfeinernde Nachbildung, geſchrieben iſt. In dem depuis ce jour ſtatt: quel giorno più non vi leggemmo avante, hat er ſich ſelbſt übertroffen. Ein Mitglied der ehmaligen Academie royale des inscriptions et belles lettres ſollte doch nicht ſo höchſt unglücklich mißverſtehen, oder ſo höchſt abgeſchmackt verſchönern.

dieſer Stelle Anlaß zu einem beißenden Künſtlereinfalle hergenommen. * Bey einem Beſuche, den der Pabſt Paul der Dritte bey ihm ablegte, während er an ſeinem jüngſten Gericht arbeitete, nahm der Zeremonienmeiſter des heiligen Stuhles an den vielen nackten Figuren Anſtoß, und ließ ſich verlauten: Dergleichen möchte ſich eher für ein Badezimmer, als für eine Kapelle ſchicken. Michelangelo ſchwieg; ſobald aber die Geſellſchaft fort war, mahlte er den Kunſtrichter als Minos mit einem groſſen Schlangenſchweif mitten unter einer Gruppe von Teufeln. Ob er ſich gleich dabey nur auf ſein Gedächtniß verlaſſen mußte, gerieth doch die Aehnlichkeit vollkommen; und als der Hofbediente ſich bey ſeinem Herrn über dieſe lächerliche Verewigung beklagte, und auf die Frage: in welchem Theil des Gemäldes Michelangelo ihn hingeſtellet? geſtehen mußte: Leider in die Hölle! — „Sehr übel, Meſ„ſer Biagio!" erwiedert der Pabſt; „ſehr übel. Viel„leicht hätte ſich etwas thun laſſen, um Sie dem Fege„feuer zu entreiſſen; aber aus der Hölle — nulla eſt „redemtio!" Ein Scherz, der beynahe profan heiſſen könnte, wenn er nicht von einem Pabſte herrührte, aber der Ernſt, den er einkleidet, verdient Beyfall. Paul der Dritte wußte alſo ſelbſt den Muthwillen großer Talente zu ſchonen, und was bey Hofe ſelten der Fall iſt, ein Hofmarſchall galt ihm weniger als ein Künſtler.

In den nächſten drey Kreiſen, die unſer Dichter durchwandert, ſieht er die Beſtrafung der Schwelger, die unter ewigen kalten Regen, Schnee und Hagel in Schlamme verſunken liegen; der Geitzigen und Verſchwender (unter jenen bemerkt er viele Geiſtliche, ſelbſt Kardinäle

* Vasari Vite de pittori (Ed. dell Bottari) T. III. p. 254. 255.

und Päbſte) die in entgegengeſetzter Richtung ſchwere Laſten wälzen, und jedesmahl, daß ſie damit zuſammenſtoſſen, wechſelſeitig die Thorheit der unähnlichen Brüder verhöhnen; der Jähzornigen, die tief im ſumpfigen Waſſer des Styx immerfort ſich ſelbſt oder andere wüthend zerfleiſchen. Beym Eintritte in jeden dieſer Kreiſe droht oder wehrt ihm ein Ungeheuer, ein Teufel mit einem mythologiſchen Nahmen, wie vorhin ſchon Charon und Minos gethan hatten: erſt Zerberus mit drey Kehlen, dickem Bauch, triefenden Augen, ein Bild der Gefräßigkeit; dann Plutus, der Dämon der Reichthümer; endlich Flegyas, den, nach der Fabel, Rachſucht getrieben hat, ſich an dem Heiligſten zu vergreifen. * Alle drey, werden ſo wie jene, durch Virgils Zureden beſänftigt. Solch eine Symmetrie liebt Dante überhaupt in ſeinen Erfindungen. Flegyas fährt beyde Reiſende in ſeinem Nachen über den Styx, welcher faſt die ganze Breite des fünften Kreiſes einnimmt, und die ſchon von fern an ihren glühenden Thurmſpitzen ſichtbare Stadt Dis umfließt. Sie landen am Thore; tauſend böſe Geiſter brechen hervor, und weiſen Dante als einen noch Lebenden zurück. Virgil möge hereinkommen, und jenen allein den Rückweg finden laſſen. Nach einem geheimen Geſpräch mit Dante's Führer, der ſie zur Nachgiebigkeit zu bewegen ſucht, ziehen ſie ſich eilend in die Stadt, ſchlieſſen die Pforte, den einzigen

* So ganz Unrecht hatte er indeſſen nicht. Erbittert über die Entehrung ſeiner Tochter Koronis ſteckte er Apollo's Tempel zu Delfi in Brand, und mußte dafür ewig im Orkus büßen. Apollo tödtete darauf die von ihm noch ſchwangere Geliebte, wegen einer Untreue, deren ſie angeklagt wurde. Hätte er nicht neben Flegyas dort unten einen Platz verdient?

Eingang zu den untern Bezirken der Hölle, hinter ſich, und verlaſſen beyde in der quälendſten Verlegenheit. Doch heißt Virgil ſeinen Freund auf die nahe Ankunft eines Retters vom Himmel hoffen.

Neunter Geſang.

Die Farb', womit mich Zagheit überdeckte,
Ward mein Begleiter kaum an mir gewahr,
Als er die eigne Bläße ſchnell verſteckte.
Aufmerkſam ſah ich ihn und horchend ſtehn,
Weil durch die ſchwarze Luft, den dichten Nebel
Sein Auge rings nur wenig konnt' erſpähn.
„Wir müſſen dennoch ſiegen im Gefechte,"
Sagt er; „wo nicht — Verhieß ſie uns nicht ſo? *
„O daß doch er ** nicht länger weilen möchte!"
Ich merkte deutlich, wie er den Beginn
Der Rede plötzlich abbrach, und vertauſchte
Mit andern Worten von verſchiednem Sinn.
Und was er ſagte, gab mir dennoch Sorgen:
Mir ſchien vielleicht in dem zerrißnen Spruch
Ein ſchlimmrer Sinn, als würklich war, verborgen.
„Steigt jemals einer aus dem erſten Grade,
„Wo nur Vernichtung aller Hofnung ſtraft,
„Hinab an dieſes grauſere Geſtade?"
So fragt' ich ihn; er ſagte: „Selten nur
„Geſchah's, daß auf dem Pfade, den ich wandle
„Von uns da droben einer nieder fuhr.

* Nehmlich Beatrix.

** Der gehoffte Retter.

Wahr iſt, ich bin hier einmahl ſchon geweſen,
Erichtho's Zauber, * der die Schatten oft
Zurück in ihre Leiber zwang, zu löſen:
Der Hüll' entnommen war ich kurz zuvor,
Da trieb ſie mich um einen Geiſt herauf
Aus Judas Kreis ** zu bannen, durch dies Thor.
So tief, ſo dunkel iſt kein andrer Ort,
So fern vom Himmel, der das All' umkreiſet.
Ich weiß den Weg: dies ſey dein Troſt und Hort.
Der Sumpf aus dem die argen Dämpfe hauchen,
Umgiebt ringsum die qualenvolle Stadt,
Wo wir Gewalt um einzudringen brauchen.
Er ſprach noch mehr, doch ſchwebt mirs nicht im Sinne;
Mein Auge hatte ganz mich weggerückt
Zum hohen Thurme mit der glühnden Zinne.
Schnell aufgerichtet ſah' ich dort alsbald,
Drey Höllenfurien mit Blut beſudelt
Von weiblicher Geberdung und Geſtalt.
Umgürtet waren ſie mit grünen Nattern

* Man ſehe über dieſe fabelhafte Hexe, die Tochter eines überpoetiſchen Gehirns Pharsal. VI. 507. bis zu Ende. Die Freyheiten, die Dante ſich in dieſer Anſpielung mit Lukans Erzählung nimmt, ſind weniger bemerkenswerth, als der grobe Anachronismus Virgilen zur Zeit des Farſaliſchen Krieges ſchon unter die Todten zu verſetzen. Die Aeneide ſelbſt mußte ihn beſſer belehren, wenn er ſie überall recht verſtanden hätte.

** Dem Aufenthalte der verworfenſten Verräther.

Und Schlangenbrut und Ottern, ſtatt des Haars,
Sah' ich um ihre wilde Schläfe flattern.
Er kannte wohl der Sclavenweiber Schaar
Die die Monarchin ew'ger Pein * bedienen
„Nimm, ſagt er, dort der grimmen Furien wahr!
„Tiſifone ſteht in der Schweſtern Mitte,
„Es heult Alekto ihr zur rechten Hand,
„Megära heißt zur Linken dort die Dritte."
Die Bruſt zerriß ſich jede mit den Klaun
Sie ſchrieen laut und ſchlugen ſich mit Fäuſten;
Des drängt ich mich dem Dichter an vor Graun.
Sie ſahn herab, und huben an zu ſprechen:
„Meduſa komm! Erſteinen ſoll er hier.
„Wir wußten Theſeus Anfall wohl zu rächen" ** —
„Steh weggewandt und hüll' dein Antlitz ein!
„Wenn ſich die Gorgo zeigt und du ſie ſieheſt
„So wird's geſchehn um deine Rückkehr ſeyn! —"
Der Meiſter ſprachs, und war, mich abzuwenden
Voll raſcher Eil, verließ ſich nicht auf mich
Und deckte mein Geſicht mit beyden Händen —
O Menſchenkinder, die ihr Weisheit übt!
Schaut an die Lehre, der in dieſen Reimen
Die ſeltne Dichtung ihren Schleyer giebt! —
Und ſchon kam hallend auf den trüben Wogen,
So daß das Ufer rings erſchüttert ward,
Ein furchtbar Toſen zu uns her gezogen.

* Hekate oder Proſerpina.

** Theſeus hatte ſich mit ſehr unglücklichem Erfolge in den Orkus hinabgewagt.

So, wenn's der ſchwülen Hitz' entgegen ſtürmt,
So rauſcht der Gang des ungeſtümen Windes,
Vor deſſen Schlägen nichts die Waldung ſchirmt.
Die Aeſte ſplittert er, zerſtäubt die Blüthen,
Staubwolkig wallt er ſeinen ſtolzen Gang,
Daß Vieh und Hirten fliehn vor ſeinem Wüthen. —
Nun ließ er mir die Augen frey: „Wohlan!
„Dort, wo der Dampf ſich auf dem alten Schaume
„Am dickſten regt, mach deiner Sehkraft Bahn!"
Wie Fröſche plötzlich da und dorthin ſchlüpfen
Wenn ſich ihr Feind, die Waſſerſchlange naht,
Bis ſie hervor ans Land geklammert hüpfen;
So ſah ich tauſend bange Seelen fliehn
Vor einem, der mit unbenetzten Ferſen
Des Styx Gewäßer zu betreten ſchien.
Er trieb den feuchten Dunſt, der überſchattet
Sein Antlitz hielt, oft mit der Linken weg,
Und ſchien allein durch dieſe Laſt ermattet.
Und weil er mir ein Himmelsbote dünkte,
So wandt' ich mich zum Meiſter, welcher mir
Zu ſchweigen und mich tief zu bücken winkte.
Ha! wie ſo zürnend war ſein Blick und Gang!
Er trat zum Thor und rührt's mit einem Stabe;
Da that ſichs auf und jeder Riegel ſprang.
„O du vom Himmel ausgeſtoßne Rotte!"
So rief er von der furchtbar'n Schwell herab,
„Was willt du doch mit ſolchem Frevelſpotte?
„Was hilfts die Stirne gegen den empören
„Des Wille nie ſein Ziel verfehlen kann
„Der dir ſchon oft die Plagen ließ erſchweren?

„Was ſtrebſt du gegen das Verhängniß doch?
„Es trägt davon, wenn du dich recht beſinneſt
„Dein Zerberus die kahle Gurgel noch!" *
Dann wandt' er ſich, ohn' uns ein Wort zu ſagen
Zum Sumpf zurück, und war ſo anzuſehn,
Wie einer, welchen andre Sorgen nagen,
Als um die Menſchen, welche vor ihm ſtehn,
Und wir nun ſicher, nach der heil'gen Rede
Erhuben uns, um in die Stadt zu gehn. —

Dieſe Feſte Pluto's, ihre eiſerne Mauern, die Furien als Thorwächterinnen, ſind aus der Aeneide entlehnt. Indeſſen wird man bey der Vergleichung bemerken, daß Dante nie ganz der Spur fremder Ideen folgen konnte. Sein Hinweiſen wie mit Fingern auf das Sinnbildliche der Erzählung (O Menſchenkinder, die ihr Weißheit übt, u. ſ. w.) ſollte wohl eigentlich ihren Eindruck ſchwächen: Meduſa kann ſchwerlich viel Schrecken erregen, wenn man weiß, daß ſie nur eine Redefigur iſt. Zum Glücke trift es ſich, daß Dante — er thut es noch ſonſt einige Mahle — gerade ſeine unergründlichſten oder willkührlichſten, alſo mislungenſten Allegorien mit einer ſolchen Aufforderung an den Leſer begleitet.

Durch die Unmöglichkeit, die verſteckte Bedeutung zu entziffern, wird die äußere Darſtellung wieder in ihre Rechte eingeſetzt. In der That ſind alle Bemühungen der Ausle-

* Weil ihn Herkules, dem er ſich bey ſeiner Höllenfahrt widerſetzte, gebändigt und an einer Kette fortgeſchleppt hatte:

— nexis adamante catenis
Cerberon abstraxit.

ger über dieſe Stelle ſehr unbefriedigend. So hat ſich denn hier das Unbegriffne, vielleicht gegen des Dichters Willen, dem Furchtbaren zugeſellt: eine ſchickliche Vereinigung, weil beydes gleichartig würkt und unſere geiſtige Natur vor jenem, wie der ſinnliche Menſch vor dieſem ſchauert.

Durch die groſſen zu überſteigenden Schwierigkeiten und Gefahren wird Dante's Reiſe, die ſonſt nur das Intereſſe der Belehrung haben würde, handelnder und reicher an epiſcher Anziehungskraft. Der Widerſtand der Daemonen, ob ihnen gleich Virgil den göttlichen Willen bekannt gemacht hat, iſt wahrſcheinlich und ihrer Natur gemäß. Hieraus entſteht eine Verwickelung, die einen höhern Entſcheider nothwendig macht. Die Erſcheinung des Engels iſt alſo kein eitles Prachtſtück, wie ſo mancher Dichter ſeine Götter auf unnütze Botſchaften ſendet, den Kunſtrichtern zu gefallen, denen es nun einmal im epiſchen Gedicht an bloßen Menſchen durchaus nicht genügt. Es iſt ſonderbar genug, daß man aus dem Glauben der Vorwelt an die beſtändige Einmiſchung höherer Weſen in die Angelegenheiten der Menſchen, welcher allerdings die damahligen Sänger ſehr begünſtigte, ein Geſetz, ja ſogar ein unterſcheidendes Merkmahl der epiſchen Poeſie für alle Zeitalter abgeleitet hat. Seit jener Glaube verſchwand, ſind die Maſchinen der Epopöe (ſo heißt das Kunſtwort) das Steckenpferd des Kunſtrichters und die Krücke des Dichters geworden. Wohin ſoll dieſer ſich um Ausfüllung der Mängel wenden? Die erwachſene menſchliche Vernunft hat gelernt, die Verkettung der Urſachen bis zur höchſten Einheit hinauf zu verfolgen. Nach ihren geläuterten Vorſtellungen liegt die

Vorſehung im allgemeinen Syſtem der Naturgeſetze, nicht in beſondern Eingriffen darein, um dieſes oder jenes Zwecks willen. Unſere Religion heißt uns zwar an Wunder glauben, denn ſie iſt ſelbſt ein Wunder; aber nur an ſolche, die auf ihre eigne Gründung und Beſtätigung Bezug haben. Dies berechtigt uns alſo nur bey Gedichten religiöſen Innhalts, die Handlung unmittelbar durch himmliſche Mächte lenken zu laſſen. Ueberdies läßt eine ſo genau beſtimmte Dogmatik wie die unſrige, wenig Spielraum für die Erdichtung übrig. Die Griechiſche, wie jede urſprüngliche Volksreligion, war aus Träumen der Phantaſie entſtanden, an denen ſich künſtleriſche Willkühr immerhin alles erlauben mochte. Sie war Poeſie. Der Dichter nahm alſo, wenn er ſie gebrauchte, nur ſein Eigenthum zurück. Nach ihren Mythen und Sagen gab es viel Geſetzloſigkeit im Himmel und auf Erden. Die Unterordnung und Eintracht der höhern Kräfte war ſehr unvollkommen; doch gehorchten auch die mächtigſten unter ihnen dann und wann einem unerforſchlichen Verhängniß. Dieſes Gewirr iſt der Poeſie, deren Element raſtloſes Beſtreben und Ringen der Weſen iſt, willkommen: ſie verſtummt vor einer allzu geregelten Ordnung der Dinge.

Zu den Schwierigkeiten der Erfindung für den chriſtlichen Dichter, wenn er ſein Epos nicht auf den Kreis der Menſchheit beſchränken will, geſellen ſich Schwierigkeiten der Darſtellung: er mag nun Gott ſelbſt oder die guten und gefallnen Engel zur Mitwürkung herbeyrufen. Das Weſen der Weſen redend und handelnd einführen, *

* Es macht keinen großen Unterſchied, ob dies in Miltons feyerlichen Tone geſchieht, oder einfältiglich, wie unſer ehr-

den unendlichen Geiſt den engen armſeligen Formen unſerer Pſychologie unterwerfen, iſt ein Wagſtück, wobey man ſich vergeblich auf das Beyſpiel der heiligen Bücher beruft. Was der Wahrheit erlaubt iſt, gilt darum nicht ſofort für die Erdichtung. Die Engel dürfen wir zwar nach menſchlicher Analogie ſchildern, allein es bleibt immer ſchwer, mit der Vorſtellung von fehlerloſen Weſen, welchen vertrautes Anſchaun der Gottheit alle Triebfedern des Handelns und gleichſam ihr unmittelbarer Odem die Kraft dazu leiht, die von einem individuellen freyen Willen zu vereinbaren. Unſtreitig ſind ihnen die Teufel, die Feinde Gottes ſeinen Dienern, an Spontaneität überlegen, wenn ſich nicht andre Rückſichten der Darſtellung des ſchlechthin ſittlich Verderbten widerſetzten.

In der göttlichen Komödie geht bis auf das Eine große Wunder, daß Dante noch lebend die Höhen und Tiefen jenſeits der Sterblichkeit durchwandern darf, das Meiſte natürlich zu; nehmlich den Geſetzen derjenigen Welt, wo jedesmal die Szene liegt, gemäß. Die wichtigſten handelnden Perſonen ſind Menſchen. Dante ſelbſt, Virgil, Beatrice. Ob ſich der Umfang des Gedichts gleich über alle Geiſterklaſſen, als Gegenſtände der Betrachtung verbreitet, ſo tritt doch ſelten einer aus ihnen dramatiſch auf. Unmittelbare Wirkſamkeit Gottes wird nur hier durch

licher Hanns Sachs eines ſeiner Schauſpiele anhebt. Gott der Vater tritt auf und ſpricht:

Ich hab geſchaffen alle Ding
Die Erden ſampt der Himmel Ring, u. ſ. w.

Mislingen muß es in jedem Falle.

die Sendung des Engels, und ein andres Mahl durch die Erhörung eines Gebets angedeutet.

Faſt immer ſind Heldenthaten der Engel von ſehr zweydeutigem Werthe. Was haben ſie zu befahren, da ihr ätheriſcher Körper kaum irgend einem phyſiſchen Angriffe verletzbar iſt, und ihrem geiſtigen unſterblichen Daſeyn viel weniger etwas Leides geſchehen kann? Sollten ſie einmal auf eine überlegene Macht der Böſen treffen, ſo ſteht ihnen am Ende ihr allmächtiger Bundesgenoſſe für alles. Es iſt freylich kein geringes ſich allein, ohne körperliche Waffen, * nur mit furchtbaren Worten gerüſtet, gegen die ganze Macht der Hölle zu ſtellen, und ihre Pforten zu ſprengen, die vielleicht von jeher, vermuthlich weil die Todten nie wieder ins Leben zurückkehren, für ein Sinnbild unerſchütterlicher Feſtigkeit gegolten haben. Dennoch iſt es weniger die That, als die Art, wie ſie geſchieht, die Würde des großen Ungenannten, was Bewunderung erregt und verdient. Sein Gang iſt Entſcheidung. Achtlos auf die Wirkung ſeiner Ankunft, die Erſchütterung der Unterwelt, die Angſt und Flucht der Verdammten, iſt er einzig auf die Vollbringung ſeines Auftrages geheftet. Kaum hat er ihn ausgeführt, ſo wendet er ſich weg, ohne für Dante und Virgil, um derentwillen er doch geſandt worden, auch nur ein Wort, nur einen Blick übrig zu haben. Es giebt eine erhabene Kürze im Thun wie im Re-

* Zwiſchen Geiſtern ſollte doch nur mit Gedanken, nicht mit Lanzen, Pfeilen, Schwerdtern, am wenigſten mit Kanonen gefochten werden. Aber was nicht alles ein berühmter Name entſchuldigt! Man ſehe im Paradise lost das ſechste Buch.

den. Es iſt wahrhaft groß, nach einer erſtaunlichen That ſich nicht anders zu fühlen, als wenn man ein gewöhnliches TagesGeſchäft verrichtet hätte.

Den ſechſten Kreis, der ſich innerhalb der Stadt an den Mauern herumzieht, findet Dante voll offener glühender Särge, in deren jedem ein Ketzer büßt. Hier kömmt er mit zweyen ſeiner Landsleute, Farinata und Cavalcante Cavalcanti in eine Unterredung, die einige Bekanntſchaft mit den Perſonen vorausſetzt.

Farinata, * einer der edelſten und berühmteſten Bürger des freyen Florenz, lebte im nächſten Menſchenalter vor Dante. In einem Aufſtande des vielleicht durch die Herrſchbegierde ſeines Hauſes gereitzten Volkes wurden mehrere Uberti umgebracht, und er ſammt allen Gibellinen aus der Stadt verjagt. Sie fanden Aufnahme und Schutz zu Siena. Einige Zeit darauf wurden die Florentiniſchen Guelfen durch Liſt nach Val d' Arbia, nahe bey Monte Aperto gelockt, und von den Vertriebenen, den Sienern, und einigen Hülfstruppen Manfrieds, des wakern Baſtards von Hohenſtaufen, angegriffen, (am 4ten Sept. 1260). Sie erlitten eine ſchreckliche Niederlage, und da Farinata's kühne Klugheit in dieſem Gibellinenbunde die Seele aller Anſchläge war, ſo gebührt ihm der Ruhm, oder ihn trift der Vorwurf einer Schlacht, worinn viertauſend ſeiner Mitbürger, nicht gemietheter Soldaten,

* Sein Bildniß nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung findet man im erſten Theil der Serie di ritratti d'uomini illustri Toscani congli elogi istorici Le Firenze 1766—73. Villani handelt von ihm vorzüglich im ſechsten Buche, C. 75—80. 84.

das Leben verlohren. Hierauf geſchah bey einer Verſammlung der Toskaniſchen Städte und Barone Gibelliniſcher Parthey zu Empoli, der Vorſchlag, Florenz ganz zu ſchleifen, und die Einwohner in die umliegenden Flecken zu vertheilen, damit es nie wieder ein Vereinigungspunkt der Guelfen werden könnte. Man ruft laut und einſtimmig Beyfall, nur Farinata redet mit glühendem Eifer dargegen. In der rauhen Beredſamkeit des Zeitalters bietet er alle vaterländiſche Sprüchwörter auf, um ſeine Gründe zu bekräftigen, * endlich greift er an ſein Schwerdt, und ſchwört: Wenn er auch ganz allein ſtünde, ſo lange er noch einen Tropfen Bluts zu vergieſſen habe, ſolle niemand Florenz vernichten dürfen. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ohne ihn dieſe Stadt ſich nur noch in den Italiäniſchen Alterthümern finden würde. Nie ſollten wir alſo eine ſchöne Geiſtesblüthe des neuern Athen, — ſo heißt Florenz mit Recht wegen der Feinheit ſeiner Sprache, der Aufgeweckheit ſeiner Köpfe, und einſt auch wegen ſeines raſtloſen Demokratenſinnes — genieſſen oder bewundern, ohne dem Schatten Farinata's degli Uberti zu huldigen. Die obigen Züge von ihm beweiſen, daß er etwas mehr war, als ein ſelbſtſüchtiger Partheyenführer, an dem nur Schlauheit oder ſtürmender Muth geprieſen wird. Der Mann, in deſſen Bruſt, die fürchterliche, verderbliche Wuth eines Bürgerkrieges die Flamme der Vaterlandsliebe nicht erſtickte; der nicht um gemeine Befriedigungen rettete oder zerſtörte, ſondern nach dem innern Gebot ſeiner Seelengröße: der Mann könnte faſt für einen verſpäteten Römer gelten. Allein Florenz haßte oder vergaß, wie oftmahls

* Die Anwendung dieſer Denkſprüche auf den vorliegenden Fall, welche Villani übergeht, iſt mir ziemlich dunkel.

Rom, die Wohlthat eines ſo gefährlichen Bürgers, und bey den Amneſtieen, welche den vertriebenen Gibellinen nach den Siegen der Guelfiſchen Parthey heimzukehren erlaubten, blieben lange nachher noch die Uberti ausgeſchloſſen. *.

Ohne ſich auf einen Platz in der Geſchichte Anſprüche zu erwerben, wie ſein Mitburger Farinata, genoß Cavalcante Cavalcanti aus einem alten und angeſehenen Geſchlechte, die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen. Auf die Nach-

* Man ſehe Ditta Mundi oder Ditta mondo L. II. c. 29. Der Verfaſſer dieſes Werkes, mehr ein reimender Geograph und Chronickſchreiber als ein Dichter, und nur ein matter Nachahmer Dante's, blühte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war ein Enkel Farinata's, und lebte in der Verbannung von Florenz, zu der inſeſſen damahls nicht nur die Uberti, ſondern alle Familien von altem Adel durch die demokratiſche Heftigkeit ihrer Landsleute verdammt waren. S. Leone Alacci in der Vorrede zu ſeinen Poeti antichi raccolti da Codici Mss. und Bettinelli Risorgimento delle arti et degli studi nel 1300. T. II. p. 83. Fagio degli Uberti würde ſeine nähere Theilnahme an dem Schickſale ſeiner Nahmensgenoſſen, wenn man ſie ſonſt nicht wüßte, beynahe durch die Wärme, womit er davon und von Farinata's Verdienſten ſpricht, verrathen. Doch geräth ja ſelbſt Villani, der Florentiniſche Herodot, eben ſo ehrlich, nur um ein gutes Theil einfältiger wie der Grieche in eine Art von Enthuſiasmus über den vertudioso e savio cittadino, che fece a guisa del buono anticho Camillo Romano.

welt iſt ſein Nahme mehr durch ſeinen Sohn Guido Cavalcanti, als durch ihn ſelbſt gekommen. Guido war unter den zahlreichen Vorgängern unſers Dichters und Petrarca's einer der zarteſten Liebesſänger, von dem auch vorzüglich viele Gedichte auf uns gekommen ſind. Er war ein genauer Freund Dante's, ſie wechſelten oft in dichteriſchem Wetteifer Sonette mit einander. Haben ſein Vater und Farinata würklich unter die Läugner der Unſterblichkeit gehört, bey welchen Dante ſie in der Hölle antrift (und ſchwerlich konnte er über ihre Denkart irren) ſo zeigt dieſe Abweichung an Republicanern und Helden des dreyzehnden Jahrhunderts, wo nicht von ausgezeichneter Stärke, doch gewiß von eigenthümlicher ſeltner Wendung des Verſtandes.

Dante folgt ſeinem Begleiter auf einem Pfade zwiſchen den Mauern und Särgen hin, als eine fremde Stimme ihr Geſpräch unterbricht:

„Toskaner! der du durch die Stadt der Gluten
„Noch lebend gehſt und ſo gefüge ſprichſt,
„Laß etwas hier zu weilen, dir gemuthen!
„Denn deine Sprache macht dich offenbar
„Als bürtig aus dem edlen Vaterlande
„Dem ich vielleicht einſt allzuläſtig war."
Urplötzlich ſcholl aus einem von den Särgen
Solch eine Stimm'; ich ſuchte mich deshalb
Voll Furcht an meines Führers Näh' zu bergen.
Er ſprach: Was ſäumeſt du, dich umzudrehn?
Schau! dort hat Farinata ſich erhoben.
Vom Gürtel aufwärts wirſt du ganz ihn ſehn. —
Ich heftete den Blick auf ſeine Stirne:

Er reckte Bruſt und Angeſicht empor
Als ob er trotzig ob der Hölle zürne.
Und muthig ſtieß mit raſchem Ungeſtüm
Mein Führer mich hinan durch all die Grüfte,
Und ſagte: Rede ſonder Hehl zu ihm! —
Als ich nun ſtand an ſeines Grabes Fuß
Und er mich ſtolz ein Weilchen angeſchauet:
„Was hatteſt du für Ahnen?" war ſein Gruß.
Gern dem Gebot des Meiſters unterthänig
Verſchwieg ich's nicht und thät ihm alles kund.
Darob erhob er ſeine Brau'n ein wenig,
Und ſagte dann: „Sie waren bitter gnug
„Mir, meinen Ahnen, meinem Bund gehaß. *
„So, daß ich zweymahl in die Flucht ſie ſchlug.
„Und waren ſie verbannt, ſie kehrten immer"
Erwidert' ich „von allen Seiten heim,
„Die Euern ** lernten dieſe Kunſt noch nimmer!"
Derweil erhob ſich ſichtbar bis ans Kinn
Dem Sarge neben ihm ein andrer Schatte, ***
Ich glaub' er lag auf ſeinen Knien drin.
Er blickte rings mich an, als wärs ihm wichtig
Zu wiſſen, ob noch jemand bey mir ſey;
Doch bald befand er ſeinen Argwohn nichtig.
Und jammerte: Wenn durch dies Nachtreſier
Dir hoher Geiſt und Witz die Wege bahnet:
Wo iſt mein Sohn? Weswegen nicht mit dir? —

* Dante's Vorfahren waren Guelfen.

** Die Gibellinen. Er redet im Sinne ſeiner Väter.

*** Cavalcante Cavalcanti.

„Ich komme nicht aus eigner Kraft und That.“
Sagt' ich zu ihm; „dort wartet mein Begleiter,
„Den euer Guido wohl verachtet hat.“
Schon hatt' ich seinen Nahmen mir gedeutet
Aus seiner Stadt und aus dem Ort der Quaal,
Drum war ich so zur Antwort vorbereitet.
„Wie?“ rief er plötzlich starr emporgericht't;
„Er hat, sagst du? So lebt er denn nicht mehr?
„Sein Aug' entbehret schon das süße Licht?“
Und als er sahe, daß ich sinnig stand,
Und zauderte, den Zweifel ihm zu lösen,*
Da fiel er rücklings nieder und verschwand.
Doch jener Hochgeherzte, dem zu dienen
Ich dageblieben war, stand unbewegt,
Bog nicht den Hals, verzog auch nicht die Minen:
„Und wußten sie so wenig diese Kunst,“
So fuhr er fort im vorigen Gespräche,
„Das quält mich mehr als dieses Lagers Brunst.
„Allein, es wird nicht funfzigmahl entbrennen
„Das Angesicht der Frauen, die hier herrscht **
„So wirst schon dieser Kunst Beschwerde kennen.

* Dante antwortet nur darum nicht, weil er in Gedanken über das Gespräch mit Farinata versunken ist. Guido lebte damahls noch, und theilte nachher mit ihm das Schicksal der Weissen die Verbannung; starb aber bald darauf. Villani VIII. c. 42.

** Proserpina oder Hekate, in der Oberwelt Luna. In weniger als funfzig Monaten wirst du aus eigner Erfahrung wissen, wie schwer jene Kunst ist. Im Jahr 1304 machte

„Doch ſage mir, ſo du die ſchöne Welt
„Noch mögeſt wiederſehn, warum den Meinen
„Dies Volk ſo hart in jeder Satzung fällt?"
Drauf ich zu ihm: Seit jenes groſſe Morden
Die Arbia * geröthet, iſt bey uns
Im Tempel ſolche Predigt Sitte worden — **
Er aber ſeufzend ſchüttelte ſein Haupt
Dort war ich nicht allein, und traun! ich hätte
Mir dieſe That nicht ohne Grund erlaubt.
Doch da wo alle willig leiden mochten
Daß man Florenz vernichte, war's nur ich,
Nur ich allein, der kühnlich ſie verfochten.

Unſer Dichter beſitzt die Zauberkunſt, einen tiefen Charakter, und in dem Charakter des Mannes den ſeines Jahrhunderts mit ſo wenigen Zügen zu faſſen, und an beyden die innerſte Eigenthümlichkeit zu offenbaren. Solche Menſchen, aus deren Thaten, auch den verheerendſten, immer noch ein freyes, heroiſches, unwandelbar-ſelbſtſtändiges Wollen hervorleuchtet, die bey gewaltigem Nachdruck der Leidenſchaften die einfachſte, ruhigſte Faſſung bewahren, wie dieſer ſtolze Florentiner; ſolche Menſchen

Dante mit den Weiſſen einen unglücklichen Verſuch, ihr Bürgerrecht wieder zu erobern. — Die Seltſamkeit und Dunkelheit des Ausdrucks kann damit entſchuldiget werden, daß es eine Weißagung iſt.

* Ein Fluß bey Monte Aperto.

** Vermuthlich bildlich: Tempel für Rathhauß und Predigt für die Reden oder Ausſprüche, die dort gehalten oder gethan werden.

trug Italien damahls: aber der Sinn, der ſo etwas rein und ganz wie es iſt, erkennt, wurde von jeher äuſſerſt wenigen zu Theil. Die Natur iſt ſo zurückhaltend mit ihren Geheimniſſen, wie verſchwenderiſch mit ihren Gaben, man möchte ihr faſt Eiferſucht auf die vertraute Bekanntſchaft mit ihren Lieblingen Schuld geben. Hoheit der Seele verſchmäht es, ſich ſelbſt zu unterſuchen und zu beklügeln. Sie iſt oft von einem wunderbaren Unbewußtſeyn begleitet, welches ſie gewißermaßen auch von ihren Darſtellern fordert. Wenigſtens wird nicht leicht ein Geſchichtſchreiber, Künſtler oder Dichter durch bloße Beſtrebungen des Verſtandes, ohne jenes heilige Ahnungsvermögen ſich ihr nähern.

Die Zuſammenſtellung mit dem andern Schatten, deſſen Schwäche Farinata's mannhafte Feſtigkeit um ſo viel abſtechender hervorhebt, iſt, wenn auch ein Werk der Ueberlegung, doch ein kühner und treffender Gedanke. Schauerlich iſt die ganze Epiſode von Cavalcanti, ſein Kauern im Sarge, ſein Schrecken über den vermeinten Tod ſeines Sohnes, ſein markloſes Hinfallen. Das bange Geſpenſt ſcheint zum zweyten mahle zu ſterben, während Farinata ſo wenig dadurch irre wird, als ob eine Fliege neben ihm umkäme.

Die Verdammniß dieſer beyden theilt unter andern auch der teutſche Kaiſer Friedrich der Zweyte. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob ihm die Bannflüche und Anklagen der Päbſte, * oder das berüchtigte Buch: von den drey

* Comment peut-il être hérétique sans être chrétien? fragt Voltaire bey Gelegenheit derſelben.

Betrügern, deſſen mittelbarer oder unmittelbarer Urheber er geweſen ſeyn ſoll, oder unbeſonnene Spöttereyen, oder eine ſeinem Jahrhunderte weit vorauseilende, freye Denkart zu dieſem vielleicht ehrenvollen Platze verholfen haben. Da der Gibelline mit einem ruhmwürdigen Kaiſer ſo übel umgeht, ſo darf es nicht befremden, daß er ſogar einen Pabſt, Anaſtaſius den Zweyten, trotz ſeiner Unfehlbarkeit unter die feinern Ketzer verweiſet. Indeſſen hat den Verfechtern der Römiſchen Kirche, Baronio und Bellarmin, Dante's Anſehen wichtig gnug geſchienen, um die Beſchuldigung mit ernſtem Eifer zu widerlegen.

Vor dem Hinabſteigen in dem innern Abgrund giebt der Begleiter des Dichters dieſem einen ſummariſchen Begrif von der Einrichtung der Hölle, und von ihren verſchiedenen Bewohnern, die nach einem Eintheilungsgrunde aus der Ethik des Ariſtoteles geordnet ſind.

Zügelloſigkeit der Leidenſchaften (ακρασια) iſt weniger ſtrafbar als eigentliche Bösartigkeit (κακια). Die vielerley Laſter, welche aus jener entſpringen: Wolluſt, Schwelgerey, Ausſchweifung im Gebrauche der Güter, alſo Geitz oder Verſchwendung; endlich Jähzorn; büßen insgeſammt in den obern, auf die Vorhöfe der Hölle folgenden Kreiſen. Böſes wird ferner durch Gewalt oder Liſt verübt. Liſt verdient überhaupt ſtrengere Misbilligung als Gewalt, weil ſie auf einem Misbrauche der dem Menſchen eigenthümlichen Vorzüge beruht. * Die allgemeine

* Cic. de offic. I. 13. Cum autem duobus modis, id est, aut vi, aut fraude, fiat injuria: fraus vulpeculae, vis leonis

Pflicht der Redlichkeit gegen alle brechen, iſt hinwiederum weniger ſchändlich, als die mit uns durch näheres Zutrauen Verbundenen verrathen. Dem zufolge ſind drey Kreiſe innerhalb der Stadt des Dis, jeder mit ſeinen Unterabtheilungen für Gewaltthätige, für Betrüger, für Verräther beſtimmt. Weil Gewalt, gegen den Nächſten, den Thäter ſelbſt und Gott gerichtet ſeyn kann, ſo theilt ſich der Kreis der Gewaltthätigen in drey ſchmälere Zirkel auf derſelben Fläche: im äußerſten wird Raub und Mord geſtraft; im mittlern Selbſtmord und ſonſtige Zerſtörung eignen Glückes; im letzten Gotteslästerung, unnatürliche Wolluſt und Wucher, den Dante durch Spitzfindigkeiten der Schule zum Verbrechen gegen die Natur und alſo mittelbar gegen die Gottheit macht. Ferner nimmt er ſehr willkührlich zehn Unterarten des Betrugs an: Verführung; Schmeicheley; Simonie; falſche Wahrſagerey; Gaunerey, beſonders Beſtechlichkeit; * Heucheley; Dieberey; Mißbrauch des Scharfſinnes zu Erfindung ſchlauer Ränke; Zwietrachtſtiften; Verfälſchung. In der unterſten Fläche der Hölle endlich läßt er vier Bezirke einander anſchlieſſen, deren Nahmen: Kaina, Antenora, Tolommea, Guidecca, von Beyſpielen des Verraths an Blutsverwandten, an Freunden oder Schutzgenoſſen oder Wohlthätern, ihrer Beſtimmung gemäß abgeleitet ſind. Zwiſchen den blos ausſchweifenden und den eigentlichen Verbrechern ſchaltet er, wie wir ſchon geſehen haben, die Ketzer ein, über die ihm Ariſtoteles ſchwerlich viel Auskunft gab.

videtur: utrumque homine alienissimum: sed fraus odio digna majore.

* Baralteria; nach Dante's Sinne ungefähr eben das in weltlichen Angelegenheiten, was Simonie im geiſtlichen.

Wer könnte nun wohl von dieſem Gerippe auf die lebendige, kraftvolle Bekleidung, von dieſer ſcholaſtiſchen Tabelle auf ein Gedicht voll hoher Einfalt und freyer Naturgröſſe ſchlieſſen? Und wer (ſo läßt ſich eben die Frage allgemeiner faſſen) würde unter den Finſterniſſen des dreyzehenden Jahrhunderts einen Dante vermuthen, wenn das Werk, das von ihm zeugt, nicht vor ſeinen Augen ſtünde? Unabhängig von fremden Einflüſſen ſieht man ächten Genius öfter, weil er meiſtens ſeinen Gang unbekümmert bey ihnen vorübergeht; allein ſo auffallend, wie in Dante's Ueberlegenheit über das, warum er ſich ſelbſt bewarb, über den Ideenkreis, worein er ſich doch ſelbſt forſchend vertiefte, erſcheint das unvermiſchte Nebeneinanderſeyn des Erlernten und Unlernbaren faſt nie. —

Die Fortſetzung folgt.

III

Entzückung des Las Casas

oder:

Quellen der Seelenruhe.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen und um so heller glänzen wird, da er neben den Höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer lag jezt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war; so ward ihm doch im Angesicht der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden, liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter: aber der Richter, vor den er jezt treten sollte, war Gott; und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit schien ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit, wie das blöde der Schuld, schlägt den Blick vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füssen saß ein würdiger Ordensbruder; auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hofnung ein, um Hofnung bey sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des grossen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Grösse, ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer: aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten schien ihm jede bessere That; eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele: so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plözlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füssen, und ging' auf Wolken einher in einem endlosen Raum, und säh' in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus

den Welten herauffuhren, und hinab in die Welten. — Kaum hatte noch ſein Auge gefaßt und ſeine Seele bewundert; ſo ſtand vor ihm da, mit ernſtem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in ſeiner Linken eine Rolle, die ſeine Rechte entwickelte. Todesſchauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtſtätte ergreift, wo er bluten ſoll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerſt der Unſterbliche ſeinen Namen ausſprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in ſeine Seele geſenckt, und die beſſern, ſanfteren Neigungen alle, in ſeinem Blute bereitet, und die Anläſſe, die Hülfen zur Tugend alle, in ſeine Lage verwebt, ſo daß ihm dünkte, ſein Gutes komme Alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als ſeine Irrthümer und ſeine Sünden.

Jezt, da der Engel ſein Leben begann, ſuchte er nach den Vergehungen ſeiner Jugendjahre; aber er fand ſie nicht. Die erſte Thräne der Reue hatte ſie alle verwaſchen. Nur ſie ſelbſt ſtand bemerkt, dieſe Thräne, und jeder ernſte Vorſatz zum Guten, und jede Beſchämung über erneuerten Fehltritt, und jeder ſtille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willigenährte Gefühl der ſich ſelbſt verläugnenden Güte, und jeder edle, ſiegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging ſein Herz dem Gerichteten auf in Hofnung. Und obgleich ſeiner Fehler mehr war, als des Sandes am Meer; ſo war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortſchritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, ſo wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen ſtärkte. Doch war auch

ſein Beſtes nicht vollkommen vor Gott, und der edelſten Thaten Quell war auf ſeinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und ſeine Rede ward ſtrömend; denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten, als Held der Menſchheit, in jenen Eilanden, die einſt Eilande des Segens und Friedens, und jezt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unſchuldigen ſeine eigene ward, und wie die ganze Seele ihm zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greiſesalter; wie er, hohen Muthes im Gefühl ſeines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurſt ausſprach, der mordete, und über den Glaubensſtolz, der es lächelnd anſah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron ſeine Klagen, bald der Unſchuld den Troſt der Hofnung zu bringen; wie er hintrat vor den ſtolzen Eroberer, den erſten Herrſcher in zwoen Welten, und ihm ſeine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ſtänd er vor ſeinem ewigen Richter, und als lekten die ſchwarzen unauslöſchlichen Flammen der Hölle ſchon an ſein Krankenlager; wie er ſich hinwarf über die Trümmer geſcheiterter Hofnungen und laut aufweinte gen Himmel, aber ſich ſtets wieder aufriß, als Mann, und wieder da ſtand voll Muthes und Kraft, und rüſtig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hofnung, der den Elenden erſchien, ihm das Herz mit Entzücken ſchwellte, und als der lezte in trübe, ewige Nacht dahinſchwand, wie er da, jeder

Freude und jedem Troſt entſagend, ſich tief in die Einſamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war, als ein Kerker, und die Sehnſucht nach Auflöſung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle dieſe Thaten und dieſe Leiden ſtanden geſchrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienſtlichkeit, Schönheit. — So wie er fortlas, der Engel, ſo glühte ihm ſeine Wange von immer höherm Feuer, ſein Athem ward lauter, ſein Blick beſeelter, und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugnis und Thränen opferte, weil ihm Thaten verſagt waren — iſt von hohem, unnennbarem Werth im Himmel.

Aber noch ſtand der Greis, den Blick zur Wolke geſenkt, und trüben, denkenden Ernſt auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unſelige Rathſchlag, womit er einſt, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andre erdrückte; alle Gedanken ſeiner Seele ſchweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief ins Innerſte jenes Welttheils, wo verrätheriſcher, ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und ſie kam endlich, nach unzähligen beſſern, dieſe furchtbare That; ſchwärzer in ihren Folgen, als alle Unthaten der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als ſie je der reumüthige Greis in der finſterſten ſeiner Nächte träumte. Aller Greuel der Bosheit und alle Wehklage der Unſchuld war im Andenken vor Gott; aller unſägliche, undenkbare, unendliche Jammer, im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inſeln; alles Hinſinken der erſterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe ſtatt Erquickung und Schlummers;

alles Wimmern der ſich ſträubenden Todesangſt, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Las Caſas ſtand, als ſollt' ihn das Entſetzen vernichten. Er dachte jezt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finſternis deckt, und kein Flügel des Lichtes ſichert; voll des innigſten, tiefſten Erbarmens dacht' er nur das endloſe Elend aller dieſer Tauſende, ſeiner Brüder. Da der Engel ihn ſah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod ſeiner Natur, die Unſterblichkeit, hätte geben mögen, um ſeine Schuld zu vertilgen; da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, ſanft und liebreich, wie eines verſöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß die Rolle. Getilgt, ſprach er, ſind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geſchrieben ſteht vor ſeinem Angeſichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; ſo wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und Bürgerlos bliebe ſein Himmel. Er hat Seelen in Staub geſenkt, damit ſie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückſeligkeit.

Nimm mir, nimm mir, ſchluchzte Las Caſas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam; nimm mir, wenn du's vermagſt, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir ſelber tragen. Zerreiß, wie du dieſe Rolle zerriſſen haſt, auch das Andenken an ſie hier im Innerſten meines Herzens, oder

ſelbſt in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel ſuchen, und der Seligkeit im Schooße nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel; wo iſt Seligkeit, als in dir, als in deiner eigenen Seele? Und worinn ſonſt kann ſie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum ſeyn kannſt, wie Gott, als daß du dich wirkſam zum Guten fühleſt mit all deiner Kraft, und innige, treue Liebe nähreſt auch für den niedrigſten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens ſelbſt, wo du gefehlt haſt, den Adel deiner Seele empfindeſt?

O, aber dieß Grenzenloſe, unausſprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurfe deines Schöpfers. Du haſt dich ſelbſt in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in ſeiner Herrlichkeit Ihn!

Und er gebot der Wolke, daß ſie ſich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren ſie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greiſes Füßen die Erde, und der Unſterbliche wies ihn hin auf rauhe, unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schreknisſe ſchwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerſtöhrungen wilder wütender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten ſich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern ſtieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten ſchöner; und wo die Stürme zerſtört hatten, da athmete freier die Bruſt, und die Wange

gewann wieder Röthe; denn zerbrochen war der Flügel der Peſt, die in Dämpfen daherzog, und ſie war zurückgeſtürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der ſichtbaren in die unſichtbare Natur, und mit immer ſchwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntniſſe, deren ganzes Geheimnis dem ſterblichen Blick keine ſterbliche Hand entſiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche ſeinen Weg hindurchgeht in ſeiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung, vom lezten bis zum lezten Geſtirn; — und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten und jedes ſchönſten Gefühls der Menſchheit; — und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sclave Eindrücke ſammelt, einen Beſitz für die Ewigkeit! Eindrücke, in denen der ſeligen Erkenntniſſe zu vielen Tauſenden ſchlafen, ſo wie im Fruchtkorne die Aernte ſchläft, oder im Schößling der Wald; — und wie, in höhern Zeitpuncten des Daſeyns, aus ſeiner duldenden, geängſteten, zerriſſenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die ſanfteſte, edelſte krönt; ſie, der Sittlichkeit Wipfel und der Menſchheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; — und wie er ſelbſt, der Peiniger und Untertreter der Unſchuld, ſo krank und wund und zerrüttet jede Kraft ſeiner Natur iſt, vom Verderben geneſ't; ſo, daß all ſein Gericht nur Verzug ſeines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der ſich weit vom Himmel hinwegſchlingt, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufkeimt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die

Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinſchmilzt in Harmonieen, und jeder Klag'ton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all ſein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, ſtand vor dem Engel der Greis, und ſtaunte, und lernte am Geheimnis der Liebe. Da fiel es ihm von ſeinem Auge, wie Schuppen; da ſchwanden die Schatten der Unwiſſenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitre, ſelige Tag, und Entzücken war ſeine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jede Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermiſchten ſich, und neue Thränengüſſe quollen auf ſeine Wangen herab. — O du, rief er jezt aus, indem ſein Knie in die zitternde Wolke ſtürzte, und Arm und Auge ſich froh emporhuben gen Himmel; o du, den ich ſuchte von meiner Kindheit an, und der ſich mir jezt entwölkt, wie er iſt, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geſchöpfe Vater! und aller deiner zahlloſen Welten Vater! Gott! Gott! — der du mir Aernten des Heils zeigſt, auch wo meine Thorheit Verderben ſä'te; der du von mir hinnimmſt jeden Kummer der Seele, und mich fühlen läſſeſt in meinem Innerſten, daß dir anhangen einzig Seligkeit iſt, und deine Herrlichkeit ſehn, ihre Vollendung; der du Wollen des Guten, ach! nur Wollen, nur Ringen darnach mit dieſen Entzückungen lohnſt, und Irrthümer ſelbſt durch ihre ſpäteſten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelſt; Herrlicher! Unbegreiflicher! du, deſſen Ehre die Himmel — du, deſſen

Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter. Meine Seele erliegt.

So war es. Seine Seele erlag; ſeine Zunge verſtummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgeſtreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unausſprechlicher Liebe, zog er ihn näher an ſeinen Buſen, und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Las Caſas. Als er den Blick erhob, ſah er ſeinen irdiſchen Engel, der geſchlichen kam, nach ſeinem Athem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die ſeine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundſchaft geben; aber ſchon brach ſein Auge; er ſank zurück, und ſtreckte ſein Gebein in den Tod hin. Zitternd und ſtumm hing über dem Entſeelten der Bruder. Dann ſank er nieder auf ihn, küßte ſeinen erſtarrten, verlornen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und ſeine gefalteten Hände ſprachen ein Gebet zu Gott, daß ſein Hingang wäre, wie dieſes Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war ſanft, ein leiſes, ſtilles Hinſchlummern des Säuglings im Schooß der Mutter, und Ruhe der Seele, wie ſie aus Erkenntnis Gottes und ſeiner ſelbſt hervorging, lächelte noch im Tode auf ſeinem Angeſichte.

IV

Ueber die männliche und weibliche Form.

Die Einheit der Gattung abgerechnet, welche ſich in der männlichen und weiblichen Bildung gemeinſchaftlich ausdrückt, ſtehen ſelbſt die Geſchlechtsverſchiedenheiten beider in einer ſo vollkommenen Uebereinſtimmung mit einander, daß ſie dadurch zu einem Ganzen zuſammenſchmelzen. Man abſtrahire nun entweder von dem Geſchlechtscharakter oder man vereinige denſelben, ſo erhält man in beiden Fällen ein Bild des Menſchen in ſeiner allgemeinen Natur. Die Züge beider Geſtalten beziehen ſich daher wechſelsweis auf einander; der Ausdruck der Kraft in der einen wird durch den Ausdruck von Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet ſich an der männlichen Feſtigkeit auf. So wendet ſich das Auge von jeder einzelnen unbefriedigt zur andern, und jede wird nur durch die andere ergänzt. Und eben ſo wie das Ideal der menſchlichen Vollkommenheit, ſo iſt auch das Ideal der menſchlichen Schönheit unter beiden auf ſolche Art vertheilt, daß wir von den zwei verſchiedenen Principien, deren Vereinigung die Schönheit ausmacht, in jedem Geſchlecht ein anderes überwiegen ſehen. Unverkennbar wird bei der Schönheit des Mannes mehr der Verſtand durch die Oberherrſchaft der Form (Formoſitas) und durch die kunſtmäßige Beſtimmtheit der Züge, bey der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freye Fülle des Stoffes und durch die liebliche Anmuth der Züge (ve-

nuſtas) befriedigt; obgleich keine von beyden auf den Nahmen der Schönheit Anſpruch machen könnte, wenn ſie nicht beyde Eigenſchaften in ſich vereinigte. Aber die höchſte und vollendete Schönheit erfordert nicht bloß Vereinigung, ſondern das genaueſte Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der Kunſtmäſſigkeit und der Freyheit, der geiſtigen und ſinnlichen Einheit, und dieſes erhält man nur, wenn man das Charakteriſtiſche beyder Geſchlechter in Gedanken zuſammenſchmelzt, und aus dem innigſten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menſchlichkeit bildet.'

Aber eine ſolche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, iſt unendlich ſchwer, und in der Erfahrung ſchlechterdings unmöglich. In der Erfahrung kommt immer der eigenthümliche Charakter des Individuums dazwiſchen, der den allgemeinen Geſchlechtscharakter in demſelben theils durch Einmiſchung fremder Züge entſtellt, theils durch Mittheilung ſeiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, ſeine höchſte Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige muß alſo durch den Verſtand davon abgeſondert, dieſe Schranken des Individuums müſſen entfernt werden, wenn der reine Geſchlechtscharakter zur Darſtellung kommen ſoll. Der Verſtand aber kann nur dürftige Abſtractionen liefern, und hier iſt es uns gerade um ein vollſtändiges ſinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geiſt der Geſchlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zuſammenwirken aller einzelnen Züge ſich ausdrücken kann.

Aus dieſer Verlegenheit nun werden wir durch die productive Einbildungskraft geriſſen, welche aus dem Ge-

biet der Erfahrung in ein idealiſches übergeht, allen zufälligen Ueberfluß und alle zufällige Schranken von ihrem Gegenſtand abſondert, und das Unendliche der Vernunft in eben ſo beſtimmte Formen einkleidet, als ſonſt nur die zufällige und beſchränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum, zeigt. Mit dieſem wunderbaren Vermögen vorzugsweiſe von der Natur ausgeſtattet, bevölkerte der Grieche ſeinen Olymp mit idealiſchen Geſtalten. Wenn er nun reine Eigenthümlichkeit und Schönheit ſuchte, wandte er ſich zum Kreiſe der Götter, und fand da, was er auf der Erde vermißte. Niemand in den folgenden Jahrhunderten hat dies Volk in der Kunſt übertroffen, den verborgenſten Charakter eines Weſens in ſeiner noch unentfalteten Knospe zu pflücken, und in dieſer Zartheit mit einer beſtimmten Geſtalt zu umgeben. Nur dem Griechiſchen Künſtler gelang es, das Ideal ſelbſt zu einem Individuum zu machen, und bey ihm werden wir auch den befriedigendſten Aufſchluß über den vorliegenden Gegenſtand ſchöpfen.

In dem Kreiſe der Göttinnen begegnet uns das Ideal der Weiblichkeit zuerſt in Dionens Tochter. Der kleine und zarte Gliederbau, welcher jeden ſchmeichelnden Liebreitz vereint, der üppige Wuchs, das ſchmachtend feuchte Auge, der ſehnſuchtsvoll geöfnete Mund, die holde Sittſamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verräth, und die himmliſche Anmuth, die, gleich einem Hauche, über ihre ganze Geſtalt ausgegoſſen iſt, kündigen ein Geſchlecht an, das auf ſeine Schwäche ſelbſt ſeine Macht gründet. Was ſich ihrem Kreiſe naht, athmet Liebe und Genuß, und ihr Blick ſelbſt ladet freundlich dazu ein. Es war eine große und weit-

umfaſſende Idee, welche die Venus des Griechen darſtellte: die alles hervorbringende, und alles Lebendige durchſtrömende Kraft. Zu dieſer Idee konnten ſie kein glücklicheres Sinnbild wählen als die aufblühende Idealgeſtalt des Weibes, des ſchönſten aller hervorbringenden Weſen, und keinen glücklichern Moment als denjenigen, wo das erſte, noch unbeſtimmte, Verlangen den Buſen ſchwellt.

In dieſem erſten Jugendalter erſcheint die Weiblichkeit reiner, und läßt ſich eben deswegen, weil ſie ſich der übrigen Natur noch nicht ganz angeeignet hat, mehr vereinzelt wahrnehmen; ſie iſt weniger Charakter als Stimmung des Moments und der Neigung. In der ſeelenvollſten Miene, in dem lebendigſten Ausdruck des moraliſchen und ſogar des intellectuellen Charakters kann zwar die weibliche Eigenthümlichkeit ſichtbar ſeyn; aber am treueſten offenbart ſie ſich in der phyſiſchen Geſtalt und dem ſinnlichen Ausdruck, und gerade dieß, zum Ideale erhoben, ſtrahlt aus der Göttinn der Schönheit hervor. Was unſer dunkles Gefühl von weiblicher Bildung erwartet, finden wir darum in ihr am leichteſten wieder, und wenn wir den Eindruck prüfen, den ihr Anblick in uns erregt, ſo fühlen wir uns von einer üppigen Fülle des Reitzes durchdrungen, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten, und von feiner Grazie gemäßigt wird. Darum erſcheint ſie uns menſchlicher, und obgleich ſie auf keine Weiſe die Gottheit verläugnet, ſo nahen wir ihr dennoch mit vertrauender Hofnung.

Was aus der Göttinn der Liebe laut und unverkennbar ſpricht, das ruht in Dianens Geſtalt noch ſchlummernd

und unentfaltet. Mit jedem Reitz ihres Geſchlechts geſchmückt, verſchmäht ſie die ſüſſen Freuden der Liebe, und ergötzt ſich nur an männlichen Beſchäftigungen. Mitten unter einer Schaar gleichgeſinnter Geſpielinnen, verfolgt ſie in den Tiefen der Wälder das Wild mit grauſamen Bogen, und beſtraft mit Strenge den Frevler, der ſich ihr mit unkeuſchen Augen naht. Durch dieſe jungfräuliche Sitte iſt ſie mit Minerven verwandt; aber der Charakter beyder Göttinnen iſt dennoch weſentlich unterſchieden. In Jupiters furchtbarer Tochter hat der Ernſt der Weisheit jede weibliche Schwäche vertilgt; das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeſchlagene Blick. Dianens Auge hängt mit lebhafter Begierde an dem Gegenſtand ihres Strebens; ſie hat nur Neigung mit Neigung vertauſcht. Die Weiblichkeit iſt ihr nicht fremd, vielmehr zeigt ſie nirgends männliche Kraft; in fröhlicher Unbefangenheit iſt ſie ſich ihrer nur ſelbſt nicht bewußt. Ueberhaupt iſt ſie kein Ideal einer Gattung, vielmehr einer individuellen Stimmung, oder beſtimmter, einer gewiſſen Stufe des Alters. Die zarte Sehnſucht, welche ein Geſchlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwicklung den ruhigen Einfluß eines in ſich gekehrten Sinnes. Aber die erſten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls ſchweifen, wie Dianens Blick, in die Ferne. Daher iſt das früheſte jungfräuliche Alter nicht ſelten von einer gewiſſen Gefühlloſigkeit, ja ſogar, da ein großer Theil der weiblichen Milde von der Entwicklung jener Empfindungen abhängt, von einer gewiſſen Härte begleitet. Nur ſchlüpfen einige Charaktere ſo ſchnell über dieſe Periode hinweg, daß ſie kaum noch bemerkbar iſt, indeß ſie ſich in andern länger erhält. Dieſer Zuſtand bringt die eigenthümliche Bildung hervor, welche Latonens Tochter aus

der Hand des Künſtlers empfieng. Der weibliche Reitz ſtrömt nicht in ſchmelzender Schönheit von ihr aus, ſondern iſt noch verſchloſſen in ſich, und ſich ſelbſt verborgen. Der Bau der Glieder hat mehr Feſtigkeit und ſchlanke Behendigkeit, und der ganze Ausdruck ſagt, daß die Seele nicht in ſich zurückſinkt, ſondern auswärts nach fremden Gegenſtänden ſtrebt. Dabey aber ſtellt ſich der Hauptcharakter der göttlichen Weiblichkeit, Anmuth von Würde getragen, in ſo hohem Grade dar, daß er nur deſto mächtiger erſcheint, je mehr er zurücktritt. Dianens Strenge hat auch ſchon die Phantaſie der Dichter gemildert. Wenn die nächtliche Einſamkeit und das Schweigen der toſenden Jagd die Göttinn mehr in ſich ſelbſt zurückführen, wird ſie von Endymions Reitzen gerührt, indeß man die ernſte Pallas keiner Schwachheit zu zeihen vermag.

Wenn man Cytherens Anmuth mit der Würde der Juno vergleicht, ſo ſieht man die Weiblichkeit in eine neue und erweiterte Sphäre verſetzt. In der erſteren iſt ſie rege und thätig; bey der letzteren ergießt ſie ſich ruhig durch das ganze Weſen, und erſcheint weder allein, noch in einem einzelnen Moment der Neigung oder des Affects, ſondern iſt, aufs innigſte in die göttliche Perſönlichkeit verwebt, zum Charakter geworden. Zwar muß es dem Leſer der Dichter ſchwer werden, dieſe Züge in derjenigen Gottheit zu finden, die mit Rache athmender Eiferſucht ihre Feinde verfolgt, und an den Trümmern des rauchenden Iliums ſich weidet. Aber man muß den allgemeinen Charakter der Götter von den Fabeln unterſcheiden, womit die ſpielende Phantaſie eines ſinnlichen Volks denſelben verunſtaltet hat. Denn ſo wenig Jupiters Lüſternheit dem Vater der Götter weſentlich iſt, ſo wenig iſt es

Juno's Eiferſucht und Rachgier der Königin des Himmels. Doch ſelbſt in den Fabeln der Dichter verläugnet die Göttinn weder den Charakter der Erhabenheit noch der Milde, und nur auf Augenblicke kann ihn die Macht der Affekte verdunkeln. Allein in die höchſte weibliche Anmuth und Würde gekleidet, erſcheint ſie aus der Hand des bildenden Künſtlers, der ſeiner Phantaſie aus leicht begreiflichen Gründen weniger Willkührlichkeit als der Dichter verſtattete. Zwar zieht auch hier ehrwürdige Hoheit einen heiligen Kreis um die Göttinn. Aber iſt es dem ſtillen Verehrer gelungen, ſich ihr mit geweihtem Herzen zu nahen, ſo umſtrahlt ihn nun auf einmal ihre holdſelige Schönheit. Die Ungleichheit, mit welcher der bildende Künſtler und der Dichter dieſelbe Gottheit behandelten, beruht offenbar auf der ungleichen Entwicklung der Begriffe von der moraliſchen und phyſiſchen Bildung des Geſchlechts; denn nothwendig mußte der Künſtler, der ſich auf den Ausdruck der letztern einſchränkte, es dem Dichter eben ſo weit zuvorthun, als das Ideal der äuſſern Geſtalt mehr geläutert und ausgebildet war. Das Bild hingegen, welches der Dichter von der Göttinn entwarf, richtete ſich nach den eingeſchränkten Begriffen, die man ſich von der moraliſchen Beſtimmung des Geſchlechts bilden mochte; ſein Muſter war die züchtige Gattin, die Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, aber zugleich auch die eifrige Beſchützerin ihrer Rechte, und dieſe idealiſirte er in der Königin der Götter.

Haben wir indeß unſre Phantaſie von dieſen Nebenbegriffen gereinigt, ſo ſtellt ſich uns in dieſer Gottheit das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe dar. In keinem einzelnen Zuge dringt ſie ſich vor, ſon-

dern wirft um die ganze Geſtalt einen zarten Schleier, durch welchen die Gottheit frey und ungehindert durchblickt. Sie zeigt ſich daher auch nicht in der Beſchränkung, welche ein beſtimmter einzelner Zuſtand allemal mit ſich führt; ſondern umſchließt vielmehr jede noch unentwickelte Anlage, und giebt dem Verſtande und der Phantaſie ein unbegränztes Feld zu verfolgen. Denn nicht, wie die Göttinn der Liebe, durch einladende Sehnſucht, noch, wie Latonens Tochter, durch jugendliche Unbefangenheit verräth Juno das Weib, ſondern durch eine ruhige, über das ganze Weſen verbreitete Fülle. Auch der Schatten der Begierde verſchwindet, und innre Selbſtgenügſamkeit hebt ſie aus dem Kreiſe irrdiſcher Beſchränktheit hinweg. Ihre hehre Geſtalt, ihr weites rundgewölbtes Auge, und der Ausdruck der Hoheit in ihrem Munde geben ihr eine Würde, welche jede Spur der Bedürftigkeit vertilgt. Indem ſie aber hierin die Weiblichkeit gleichſam verläugnet, dankt ſie derſelben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich iſt die Fülle ihres Weſens, eine weibliche, langſam ausſtrömende Kraft ihre wohlthätige Macht, und zugleich iſt beydes mit lieblicher Anmuth und allen Reitzen der Jugend geſchmückt. Denn wie ſich jede Gottheit des Vorrechts erfreut, alles Menſchliche zu genießen und zu leiden, ohne über den Augenblick der Gegenwart hinaus, den Sterblichen gleich, beſchränkende Folgen zu erfahren, ſo kehrt auch Juno ewig als jungfräuliche Braut in Zevs Umarmung zurück.

Dennoch erſcheint die Weiblichkeit nicht in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit in ihr, nicht wie ſie, noch unverändert durch die Perſönlichkeit, aus der Hand der Natur kommt. Vielmehr mit der Gottheit vereint, wird ſie

von dieſer empor getragen. Kühner erhebt ſich daher die Geſtalt der Göttinn, freyer wölbt ſich das Auge, ſtolzer gebietet der Mund, und frey von den Schranken des Geſchlechts, iſt ſie allein mit den Vorzügen deſſelben begabt. Der Ausdruck der göttlichen und weiblichen Natur verliert ſich ſanft in einander, und jeder wird durch den andern gegenſeitig erhöht oder gemäßigt. Die üppige Fülle der Weiblichkeit, der es leicht an Haltung gebricht, wird in einen ſich ſelbſt beherrſchenden Reichthum verwandelt, und die weibliche Kraft, die von äußrer Nothwendigkeit abhängt, erſcheint mehr durch eine innre gebunden. Wo hingegen die furchtbare Größe der Gottheit Schrecken erregen könnte, da verbannt ihn die Sanftmuth des Weibes. Durch ſie erſcheint der feſte Rathſchluß, den die Götterſtirn verkündet, nicht von der Willkühr der Laune abhängig, ſondern an die hohe Ordnung der Dinge geknüpft, und der feierliche Ernſt, welcher die Göttinn umgiebt, verliert jeden Anſchein der Härte, da er aus weiblicher Zucht und Sittſamkeit hervorgeht.

Hier alſo tritt die Weiblichkeit in einer neuen Geſtalt auf. Es iſt nicht das eigene Ideal derſelben, welches wir ſehen, nicht eine Geſtalt, welche ihre Vorzüge, wie ihre nothwendigen Schranken, zu zeigen beſtimmt wäre; es iſt das Ideal einer geiſtigen Natur überhaupt, welche um einen Körper anzunehmen, ſich nothwendig zu einem Geſchlechte bekennen mußte, und nun das weibliche wählte. Denn unabhängig von der Form der Geſchlechter, muß es noch eine andere mittlere geben, die ein reiner Abdruck der Menſchlichkeit, oder wenn wir uns dieſe idealiſch erhöht denken, der Göttlichkeit im Sinne der Alten iſt, und zu welcher jedes einzelne Geſchlecht emporſtreben ſollte.

Die Schwierigkeit iſt nur, bei dieſem Uebertritt in ein fremdes Gebiet, doch gleichſam das eigne nicht zu verlaſſen; ſondern es vielmehr idealiſch zu erweitern. Gerade die Forderung aber iſt hier erfüllt, da die Göttlichkeit den Charakter der Weiblichkeit als Naturcharakter vertilgt, und als Willenscharakter dargeſtellt, ihm eine unendliche Fläche eingeräumt, und indem ſie ſeine Schranken entfernte, ſeinen Vorzügen ſelbſt einen neuen Glanz mitgetheilt hat. Jeder Zug der erhabenen Bildung iſt weiblich; unverkennbar aber ſpricht zugleich aus jedem die Gottheit; und ſo gewinnt bey Weibern und Göttinnen die Menſchlichkeit und Göttlichkeit immer in eben dem Grade, in welchem die Weiblichkeit ihr ganzes Weſen lebendiger beſeelt.

Wenn man ſich ruhig den Eindrücken überläßt, welche in dieſen Idealen, wie in der Wirklichkeit ſelbſt, die weibliche Schönheit in dem Gemüthe hervorbringt, und ſie auf einen beſtimmten und allgemeinen Begriff zurückzuführen verſucht; ſo ſind es Lieblichkeit und Anmuth, welche den Sinnen von allen Seiten entgegenkommen. Ein zarter Gliederbau von verhältnißmäßiger Größe und mit ſchön wallenden Linien umſchloſſen, in allen Theilen Fülle und Weichheit, eine ſanfte und doch lebhafte Farbenmiſchung, eine feine und glatte Haut, lange und anmuthig flieſſende Locken. Dieſe und ähnliche Züge ſind es, welche in der Phantaſie des Betrachters zurück bleiben, und ſich in keiner wahrhaft weiblichen Bildung verläugnen, wenn ſie gleich in mannigfaltig verſchiedenen Geſtalten erſcheinen. Das charakteriſtiſche Merkmal der weiblichen Bildung iſt daher die ununterbrochene Stätigkeit der Umriſſe, mit welcher ein Theil aus dem andern gleichſam auszufließen ſcheint. Sie verwandelt die aus der

Geſtalt hervorleuchtende Kraft in reitzende Fülle, und verbindet alle einzelne Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmoniſchen Ganzen.

Dieſer materielle Reitz, welcher allein den Sinnen ſchmeichelt, muß, um zur Anmuth zu werden, eine Form annehmen, durch welche er der höheren Forderung des Geiſtes Genüge leiſtet. Ohne ſie geht er nicht in das Gebiet der Schönheit über, und ſie iſt es allein, die ihn zur Grazie erhebt. Zwar wird die Kunſtmäßigkeit in der Bildung des weiblichen Körpers durch die gröſſere Weichheit und den ſanfteren Fluß der Umriſſe verſteckt; aber ſie darf nicht verſchwinden, und in einem wahrhaft ſchönen weiblichen Bau muß die techniſche Vollkommenheit ebenſo durchſchimmern, als ſie in einigen übriggebliebenen Kunſtwerken des Alterthums dem Auge in der That ſichtbar iſt, wenigſtens wenn daſſelbe die Leitung des Gefühlſinns zu Hülfe ruft. Wie aus der ſinnlichen Harmonie des Baues die reine Kunſtmäßigkeit hervorblicken muß, ſo wird, wenn die Geſtalt vollendet heiſſen ſoll, von beyden noch ein Ausdruck der ſittlichen Harmonie des Charakters gefordert. Würde und Selbſtſtändigkeit ſtrahlen alsdann aus dem Wuchs und den Geſichtszügen hervor. Ohne ein übermüthiges Streben nach Herrſchaft zu verrathen, begnügt ſich die aufgerichtete Geſtalt, der Feßeln entledigt zu ſeyn, die ſonſt alles Lebendige binden. In eigner Kraft erhebt ſie ſich, und unterwirft ſich willig den Geſetzen einer Ordnung, die ſich mit ihrer Freyheit vertragen. Alſo weit entfernt, daß der Ausdruck des Geiſtes an der weiblichen Bildung vermißt werden ſollte, ſo ordnet ſich derſelbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freywillig unter.

An dieſem Charakter einer gröſſeren Anmuthigkeit, als man ſie von der bloß menſchlichen Bildung erwartet, iſt die Weiblichkeit überall ohne Mühe erkennbar. Gleich ſichtbar muß nun zwar in der hohen männlichen Schönheit die Männlichkeit ſeyn; nur zeigt ſich hier der ſehr merkwürdige Unterſchied, daß die letztere nicht ſowohl, wenn ſie da iſt, leicht bemerkt, als, wo ſie fehlt, vermißt wird. Der eigentliche Geſchlechtsausdruck iſt in der männlichen Geſtalt weniger hervorſtechend, und kaum dürfte es möglich ſeyn, das Ideal reiner Männlichkeit eben ſo, wie in der Venus das Ideal reiner Weiblichkeit, zu vereinzeln. Schon bei dem erſten Anblick beyder Geſtalten wird man gewahr, daß der Geſchlechtsbau bey der männlichen bey weitem weniger mit dem ganzen übrigen Körper verbunden iſt. Bey der weiblichen hat die Natur mit unverkennbarer Sorgfalt alle Theile, die das Geſchlecht bezeichnen, oder nicht bezeichnen, in Eine Form gegoſſen, und die Schönheit ſogar davon abhängig gemacht. Bey jener hat ſie ſich hierin eine gröſſere Sorgloſigkeit erlaubt; ſie verſtattet ihr mehr Unabhängigkeit von dem, was nur dem Geſchlecht angehört, und iſt zufrieden, dieſes, unbekümmert um die Harmonie mit dem Ganzen, nur angedeutet zu haben. Vielleicht aber verwebte ſie auch den männlichen Charakter nur feiner in das übrige Weſen des Mannes, und zeichnete ihn durch den Ausdruck gröſſerer Kraft, mehr reger und ſchneller Anſtrengung und geringerer Maſſe. Dieſe beſondere Eigenthümlichkeit aber läßt ſich nicht gerade auf die Rechnung ſeines Geſchlechts ſetzen. Denn da ſie von keiner Seite dem Charakter der reinen Menſchheit widerſpricht, ſo kann ſie der rein menſchlichen, ſo wie die entgegengeſezte der weiblichen Form eigenthümlich ſeyn; und die gröſſere Unab-

hängigkeit von dem Geſchlechtsunterſchied gehört daher unmittelbar mit zu dem Begriff der männlichen Bildung.

Je mehr Kraft und Freyheit auch die Geſtalt des Mannes verräth, deſto männlicher erklärt ihn ſelbſt das alltägliche Urtheil. Noch mehr, als in der weiblichen Schönheit muß die Kraft die Maſſe überwunden haben, und wir verzeihen es eher wenn ſich jene, ſelbſt mit Verletzung der bloſſen Anmuth, zu ſichtbar hervordrängt, als wenn ſie im Gegentheil dieſer unterliegt. Daher wird die männliche Schönheit immer in dem Grade erhöht, in welchem die Kraft geſtärkt wird, und ſinkt immer um ſo viel herab, als man dem Genuß Uebergewicht über die Thätigkeit verſtattet. Selbſt die Art, wie man das Wachsthum der Kraft befördert, iſt nicht gleichgültig, und immer wird ſie da weniger männlich erſcheinen, wo man ſie mehr mit Fülle nährt, als durch Anſtrengung übt. So dachten ſich die Alten den Bacchus. Reiche Fülle bezeichnet ihn; in fröhlichem Taumel durchzog er die Erde und bezwang entfernte und mächtige Völker mehr durch die üppige Macht ſeiner Natur, als durch die Anſtrengung ſeines Willens. Seine Bildung iſt noch zarter und jugendlicher, als die der übrigen Götter, ſeine Hüften ſind weiblicher ausgeſchweift, und der ganze Bau ſeiner Glieder iſt voller und runder. Indeß er, mit der thätigen Kraft des Mannes gerüſtet, gerade die Eigenthümlichkeiten des Geſchlechts in ſeinem Charakter ausdrückt, nähert er ſich dennoch der Gränze der Weiblichkeit. Wie Venus bezeichnet er eine Naturkraft, und iſt überhaupt, eben ſo wie dieſe, näher als die höheren Gottheiten, mit der Natur verwandt. Aber gerade wie ſie das treuſte Bild reiner Weiblichkeit iſt, ſo ſtellt er eine Abweichung von der

Mannheit dar; und überhaupt wird der Mann jederzeit in demſelben Grade mehr von ſeinem Geſchlechte ausarten, als er ſich von demſelben beherrſchen läßt. Obgleich dieß im Ganzen auch bei den Weibern der Fall iſt, und in der Heftigkeit des Affects die lieblichſten Züge der Weiblichkeit erlöſchen, ſo iſt doch hier die Gränze weiter geſteckt, und es iſt den Weibern in einem hohen Grade ihrem Geſchlecht nachzugeben verſtattet, indeß der Mann das ſeinige faſt überall der Menſchheit zum Opfer bringen muß. Aber gerade dieß beſtätigt aufs neue die groſſe Freyheit ſeiner Geſtalt von den Schranken des Geſchlechts. Denn ohne an ſeine urſprüngliche Naturbeſtimmung zu erinnern, kann er die höchſte Männlichkeit verrathen; da hingegen dem genauen Beobachter der weiblichen Schönheit jene allemal ſichtbar ſeyn wird, wie fein auch übrigens die Weiblichkeit über das ganze Weſen mag verbreitet ſeyn. Schon von ſelbſt ſtimmt der männliche Körperbau faſt durchaus mit den Erwartungen überein, die man ſich von dem menſchlichen Körper überhaupt bildet, und nicht die Partheilichkeit der Männer allein erhebt ihn gleichſam zur Regel, von welcher die Verſchiedenheiten des weiblichen mehr eine Abweichung vorſtellen. Auch der partheiloſeſte Betrachter muß geſtehen, daß der letztere mehr den beſtimmten, der männliche dagegen den allgemeinen Naturzweck alles Lebendigen ausdrückt, die Maſſe durch Form zu beſiegen.

Aber auch an der männlichen Bildung bleiben noch immer Spuren genug von der Geſchlechtseigenthümlichkeit übrig, welche da, wo die höchſte Schönheit hervorgehen ſoll, in der reinen Menſchlichkeit ſich verlieren müſſen. Wenn der Körper des Weibes eine ſanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begränzt, darbietet, ſo erhebt die

dem Manne eigenthümliche Kraft und Heftigkeit auf dem ſeinigen hervorragende Sehnen, und ſein ſtärkerer Bau, weniger mit milderndem Fleiſche bekleidet, deutet alle Umriſſe ſichtbarer an. Alle Ecken ſpringen ſchneller und minder vorbereitet hervor, der ganze Körper iſt in beſtimmtere Abſchnitte abgetheilt, und gleicht einer Zeichnung, die eine kühne Hand mit ſtrenger Richtigkeit, aber wenig bekümmert um Grazie, entwirft. Was hier in ſeinen Extremen geſchildert iſt, läßt freilich, auch mit genauer Beobachtung der natürlichen Wahrheit, eine groſſe Veredlung zu. Aber, ſelbſt bey der höchſten, wird eine Beſtimmtheit übrig bleiben, welche ſich der Gränze der Härte nähert. Solch ein Ideal iſt, nach dem Urtheil der Kunſtkenner, der Farneſiſche Hercules. Nach langer Arbeit ruht er aus, geſtützt auf das Werkzeug ſeiner Kraft. Rieſen und Ungeheuer hat er bezwungen, aber nicht mit der leichten Macht der Götter, die mit dem Gebot ihres Mundes und dem Wink ihrer Hand ihre Gegner vernichten; mit der Anſtrengung eines Sterblichen hat er gerungen, mit mühevollem Schweiß den Sieg erkämpft. Zu derſelben Gattung gehören auch die Fechterkörper. Arbeit und Kraftübung leuchten aus ihnen hervor, und der Ausdruck des empfangenden Genuſſes iſt überall, ſelbſt da entfernt, wo derſelbe die männliche Kraft belohnt. Feſtigkeit, Beſtimmtheit und eine Schärfe der Umriſſe, die leicht in Härte auszuarten Gefahr läuft, machen alſo ein zweites weſentliches Merkmal der Bildung des Mannes aus. Wo nicht ſchon die Hand der Natur oder die moraliſche Kultur dieſe Züge wohlthätig gemildert hat, da rauben ſie der männlichen Schönheit wieder etwas von der Freyheit, die ſie durch ihre gröſſere Unabhänkeit von dem Geſchlecht gewann.

In der Natur des Göttlichen ſtrebt alles der Reinheit und Vollkommenheit des Gattungsbegriffs entgegen. Auch der Charakter der Geſchlechter fängt an in demſelben zu erlöſchen, und in der jugendlichen Geſtalt der Götter verliert ſich die ſcharfe Zeichnung des männlichen Körpers in einer milden Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Beſtimmtheit zu vertilgen. Wenn Hercules ſich zum Olymp empor geſchwungen hat, und in Hebes Umarmung des mühevollen Erdelebens vergißt, ſo umwallt auch ſeine körperliche Bildung eine mehr geläuterte Schönheit, und mit jugendlicher Leichtigkeit bewegen ſich die entfeſſelten Glieder. Sich dieſem Ideale zu nähern, kann auch der Menſch verſuchen, und die Verbindung der menſchlichen Schönheit mit der männlichen hilft erſt die letztern vollenden. Groſſentheils vermag die Seele von innen heraus dieſen Vorzug hervorzuſchaffen; aber noch mehr iſt er, inſofern er nicht den Ausdruck des moraliſchen Charakters verſtärken, ſondern die eigentliche Schönheit erhöhen ſoll, eine Gabe der Natur. Vorzüglich iſt dieß in der Jugend der Fall, die, wenn die Bildung der Kindheit gewiſſermaſſen weiblicher iſt, auf der ſchmalen Gränze zwiſchen beyden Geſchlechtern ſteht. Alsdann erſcheint die eigenthümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichſten Glanze. Jede einengende Schranke iſt entfernt, und alles vereint ſich zu dem lebendigſten Ausdruck einer mit Stärke gerüſteten Energie, die durch Anmuth gemäßigt iſt. Ein ſolches Ideal ächter Männlichkeit erblicken wir im Vaticaniſchen Apoll. Die höchſte männliche Kraft und Beſtimmtheit iſt in ihm in die ſchönſte Götterjugend gekleidet; alle Züge der Bildung ſind ſanft und oft nur noch dem Gefühle bemerkbar gezeichnet; und wenn uns der Bogen in ſeiner Hand und

der Köcher auf der Schulter in Schrecken ſetzen, ſo durchdringt uns die ſtille Erhabenheit des Gottes mit ruhiger Ehrfurcht.

Wäre unſer Sinn genug an Schönheit gewöhnt, um überall auch Schönheit zu fordern; ſo würden wir die Härte, welche die Geſtalt des Mannes ſo oft begleitet, minder überſehn, und durch ſie mehr an das Geſchlecht, als an die Gattung erinnert werden. Indeß liegt es doch nicht ſowohl an einem Mangel aeſthetiſcher Reitzbarkeit in uns, als vielmehr an dem ganzen Geiſt ſeiner Bildung, wenn wir bey ihm mehr auf Beſtimmtheit, als auf Schönheit der Formen achten. Dieſe Beſtimmtheit iſt ein eben ſo charakteriſtiſches Merkmal ſeiner Bildung, als es Reitz und Anmuth bey der weiblichen iſt; daher man ihm eben ſo wenig Unbeſtimmtheit und Leere als dem Weibe Mangel an Grazie verzeiht. Dieß bringt den hohen Ausdruck ſelbſtthätiger Kraft in ihm hervor, und verbindet alle einzelne Theile mehr zu der Einheit des Begriffs eines lebendigen und ſelbſtſtändigen Weſens, als zu der ſinnlichen Einheit der Form, auf der wir ſo gern in dem weiblichen Körper verweilen.

Nach dieſen Merkmalen ſollte man indeß in der Geſtalt des Mannes nur Vollkommenheit ahnen, und an Schönheit verzweifeln, wenn ſich mit jener ſtrengen Richtigkeit des Baues nicht zugleich reitzende Anmuth verbinden könnte. Dieß aber iſt bey der männlichen Schönheit in der That der Fall; die abſtracte Einheit des Begriffs, welche dem Verſtand Genüge leiſtet, befriedigt durch die lebendige Einheit der Ausführung das Gefühl, und mit der höchſten Beſtimmtheit und Mannigfaltigkeit der Umriſſe iſt der lei-

ſeſte Uebergang einer Form in die andere verträglich. Hat unter uns Mangel an gymnaſtiſchen Uebungen, harte Arbeit, welche die Bildung entſtellt, mindere Freyheit von Sorge und von mechaniſcher Beſchäftigung, und die ganze der Schönheit ungünſtige Neigung des Zeitalters es ſchwieriger gemacht, dieß an dem lebenden männlichen Körper zu beſtätigen; ſo dürfen wir uns nur an die Kunſtwerke des Alterthums wenden. Auch der Schatten der Härte iſt dort verbannt, und die Umriſſe der männlichen Geſtalt flieſſen gleich ſanft, nur mit mehr Sparſamkeit des Stoffs, als in der weiblichen, ineinander. Vorzüglich ſichtbar iſt dieß in dem höchſten Ideale des Mannes, wo der phyſiſchen Eigenthümlichkeit zugleich die intellectuelle und moraliſche zur Seite ſteht. Reitz und Anmuth gatten ſich alſo nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form, nur daß ſie der letzteren das Geſetz ſelbſt zu geben, bei der erſteren mehr das Geſetz des Verſtandes auszuführen ſcheinen.

Bey dieſer Schilderung der Geſtalt beyder Geſchlechter iſt es unmöglich, nicht zugleich auch an ihre innere Eigenthümlichkeiten erinnert zu werden. Wie ſehr der Betrachter vermeiden möchte, eine Vergleichung mit denſelben anzuſtellen, um nicht dadurch die Lauterkeit der Beobachtung zu ſtören, ſo muß ſich die Aehnlichkeit, ſelbſt wider ſeinen Willen, ihm aufdringen. Denn überhaupt iſt keine Geſtalt eines organiſchen Weſens rein, nur von ſich ſelbſt abhängig, ſondern jede wird durch den Begriff deſſelben und die ihm inwohnende Kraft beſtimmt. In der unorganiſchen Natur iſt alle Geſtalt bloſſe Maſſe, wenn nicht willkührlich, doch wenigſtens nicht nach innren Geſetzen, ſondern durch äußre Einwirkungen an einander gehäuft.

Von Kraft iſt keine Spur, als von derjenigen, durch welche die Maſſe mächtig iſt; und daher ſind Formen dieſer Art keiner andern Bedeutung fähig, als welche die Phantaſie ihnen willkührlich nach unbeſtimmten Aehnlichkeiten beylegen will. Ganz anders iſt es ſchon in dem Reiche, welches zunächſt an dieſes gränzt. Die Pflanze ſtrebt mit eignem Leben empor, und ſtreckt vielfach getheilte Wurzeln und Zweige aus, um fremden Stoff aufzunehmen und eignen abzuſondern. Hier iſt nicht mehr, wie dort, wo eine rohe ungeſchiedene Maſſe auf einem ſichren Grunde ruhte, die Geſtalt blos nach mechaniſchen Geſetzen begreiflich; es offenbart ſich in ihr eine innre formende Kraft. Dieſer ſtrebt indeß die Materie entgegen, und daher ſtellt jeder organiſche Körper das Bild eines Kampfes dar, in welchem bald der eine, bald der andere Theil die Oberhand behält. Wenn die Materie aufhört Widerſtand zu leiſten, ſo begünſtigt ſie die Kraft, indem ſie derſelben, gerade wie in dem innren Weſen die Empfänglichkeit der Selbſtthätigkeit, einen körperlichen Stoff leiht, und ſie durch Leichtigkeit mildert. Die Beſchaffenheit und das Verhältniß dieſer beiden Elemente, der Umfang der Kraft, und die Art, wie die Materie ſie verkörpert, beſtimmen eine Stufenfolge mehr oder weniger edler Bildungen, nach welcher ſich jeder Naturgeſtalt ihr Rang anweiſen ließe. Bei dieſem Geſchäft müßte man ſich aber hüten, über die äußre Bildung hinaus zu gehn. Unmittelbar die Geſtalt muß die Kraft ankündigen, auf die es hier ankommt, und thut dieß auch in der That. Wo die ganze Maſſe, in mehrere einzelne Glieder vertheilt, Leichtigkeit und Beweglichkeit gewinnt, wo in dieſer Vertheilung, wie in den Umriſſen überhaupt, Ebenmaaß und Regel herrſcht, da iſt eine bildende Kraft ſichtbar, welche

dieſe, aus den Geſetzen der bloſſen Materie unerklärbare Erſcheinungen hervorbringt, und der Thätigkeit ſowohl ihren Umfang als ihre Gränzen beſtimmt. Das erſtere iſt vorzüglich in der menſchlichen Geſtalt offenbar, die nicht bloß, wie jede organiſche Bildung, eine bildende Kraft und einen bildſamen Stoff überhaupt zeigt, ſondern auch eine unbeſchränkte, ſchlechterdings zu keiner einzelnen Verrichtung ausſchließlich beſtimmte Kraft, und einen Stoff, der anſtatt derſelben zu widerſtreben, ihr vielmehr entgegen zu kommen ſcheint.

Durch die ganze übrige thieriſche Schöpfung ſehen wir, daß jedem Weſen eine beſtimmte Anzahl von Wegen zu verfolgen angewieſen, alle übrigen hingegen verſagt ſind. Nicht genug aber daß es die letzteren nicht wirklich einzuſchlagen vermag, ſo iſt es nicht einmal im Stande, dieß zu begehren, und ſeine Neigung iſt, wie ſein Vermögen gefeſſelt. Dagegen iſt der Thätigkeit des Menſchen ſchlechterdings keine einzelne Richtung ausſchließlich vorgeſchrieben; was ſeiner Natur unmittelbar verſagt ſcheint, dazu kann er die innern Schwierigkeiten durch Uebung, die äuſſern durch allerlei Hülfsmittel entfernen, und das gänzlich Unmögliche ſelbſt kann er wenigſtens verlangend verſuchen. Dieſe Eigenthümlichkeit nun verräth auch unmittelbar ſeine Geſtalt, und das unterſcheidende phyſiognomiſche Merkmal derſelben iſt eine ſolche Beſchaffenheit der Bildung, mit welcher ſelbſt der Gedanke des Zwangs unverträglich, und die nur durch Freyheit erklärbar iſt. *

* Auf ähnliche Weiſe, als hier, wenn gleich nur in den erſten Grundzügen, beym Menſchen geſchehn iſt, lieſſe ſich eine Phyſiognomik aller Thiergattungen entwerfen, bey der nur

Zwar offenbart ſich dieſes nicht in irgend einem einzelnen Zuge, ſondern in dem ganzen Habitus des Körperbaues und in der freyen Zuſammenſtimmung aller Theile, daher es auch nur geſehn und empfunden, und nicht mit Worten beſchrieben werden kann. Wenn aber gleich der Menſch durch dieſe ihm eigenthümliche Freyheit über die Schranken der Endlichkeit hinweggerückt ſcheint, ſo tritt er darum noch nicht aus den Gränzen der Natur, ſondern dieſe ſind in dem menſchlichen Bau nur weiter gerückt. Denn indem die Materie die freye Thätigkeit des Geiſtes durch ihre Schwerfälligkeit und Trägheit beſchränkt, ſo mildert ſie auch durch ihre ruhige Stätigkeit die ungeſtüme Gewalt, mit welcher die Willkühr ſich äuſſert; und indem der Geiſt durch ſeine ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Materie Zwang

vorzüglich die beyden Klippen zu vermeiden wären, weder der Willkühr einer ſpielenden Einbildungskraft, noch dem mit den innren Eigenſchaften des Geſchöpfs vertrauten Verſtande ein einſeitiges Uebergewicht einzuräumen; folglich 1. nicht bloſſen Grillen zu folgen, ſondern überall, an der Hand der Naturgeſchichte, von dem eigentlichen Körperbau, inſofern er auf die Geſtalt Einfluß hat, auszugehen; 2. dem Begriff der innren Vollkommenheit des Geſchöpfs, wie ſchon oben erinnert iſt, auf dieſe phyſiognomiſche Beurtheilung ſeiner Geſtalt keinen Einfluß zu verſtatten, und es ſich anfangs wenigſtens nicht ſtören zu laſſen, wenn auch vollkommnere Thiere in Abſicht ihrer Geſtalt einen niedrigeren Platz erhielten, oder umgekehrt. Von dem Thierreich dürfte man hernach den Uebergang zu den Pflanzen um vieles erleichtert finden.

anthut, ſo beſchränkt er zugleich ihren Ueberfluß, der unaufhörlich beſtrebt iſt, die Form zu vernichten.

Da der Menſch als ein gemiſchtes Weſen Freyheit mit Naturnothwendigkeit verknüpft, ſo erreicht er nur durch das vollkommenſte Gleichgewicht beyder das Ideal reiner Menſchheit. Zwar müßte, wenn die moraliſche Würde behauptet werden ſollte, der Wille herrſchen, aber nicht über eine widerſtrebende, ſondern mit ihm übereinſtimmende Natur, und eben dieß müßte auch die äußre Bildung verkündigen. Hier aber ſieht ſich die Einbildungskraft von der Wirklichkeit verlaſſen, welche ihr nirgends die Geſtalt eines ſolchen reinen, über alle Geſchlechtseigenthümlichkeit erhabenen Weſens zeigt, und es wird ihr ſogar ſchwer, auch nur ein Bild davon zu entwerfen. Denn indem ſie den Charakter des einen Geſchlechts zu verwiſchen bemüht iſt, läuft ſie Gefahr, den des andern an die Stelle zu ſetzen, oder, wenn ſie dieß vermeiden will, die übrigbleibenden Merkmale bis zur Unbeſtimmtheit zu ſchwächen. Indeß iſt es dennoch unläugbar, daß zuweilen ſelbſt in der Wirklichkeit, wenn gleich nur einzelne Züge einer Geſtalt durchſchimmern, die, als rein menſchlich, zwiſchen der männlichen und weiblichen mitten inne ſteht, und weil jeder ein dunkles Bild davon in ſeiner Seele trägt, von niemand verkannt wird. Hie und da findet man etwas Ueberweibliches, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, das doch niemand darum unweiblich oder männlich nennen möchte; und eben ſo ſtößt man bey Männern auf Züge, die man nicht auf die Rechnung des Geſchlechts zu ſetzen vermag. Von dieſer Art iſt z. B. eine gewiſſe ruhige Gröſſe, welche nicht durch Natur, ſondern durch Willensſtärke entſteht, und die in einer weiblichen

Geſtalt niemals unweiblich erſcheinen wird, aber in einer männlichen auch nicht ſowohl männlich, als menſchlich heiſſen muß. Sammelte man dieß und ähnliche Merkmale, (die man vielleicht ſo am richtigſten aufſuchte, daß man ſich fragte, was wohl von einer männlichen Bildung, mit Beybehaltung der vollen Weiblichkeit, auf eine weibliche übergetragen werden könnte?) in Ein Bild zuſammen; ſo würde ſich eine kunſtmäßige Beſtimmtheit der Züge zeigen, die aber von Härte und Gewaltthätigkeit gleich weit entfernt wäre, und mit dieſer würde ſich eine Anmuth gatten, die ohne ſie verdrängen zu wollen, eben ſo wenig von ihr verdrängt werden dürfte. Indem aber die eine der andern wiche, würde alsdann jede ſich ſchwächen; über dem Bemühen, beyde ganz aufzufaſſen, würde der Betrachter keine in ihrer Reinheit erblicken, und Vermiſchung würde an die Stelle der Verknüpfung treten.

Von dieſen beyden charakteriſtiſchen Merkmalen der menſchlichen Geſtalt, deren eigenthümliche Verſchiedenheit in der Einheit des Ideals verſchwindet, herrſcht in jedem Geſchlecht eins vorzugsweiſe, indeß das andere nur nicht vermißt wird. Dadurch beziehen ſich beyde, wie Hälften eines unſichtbaren Ganzen auf einander, und nöthigen durch ihren gegenſeitigen Mangel das Gemüth, ſie im Ideal zu ergänzen. In der Geſtalt des Mannes offenbart ſich durchaus eine ſtrengere, in der Geſtalt des Weibes eine liberalere Herrſchaft des Geiſtes; dort ſpricht der Wille lauter, hier die Natur. So wie gröſſere Kraft und geringere Abhängigkeit von einzelnen beſtimmten Naturzwecken jenen fähiger machen, jede Lage zu ertragen und ſelbſt hervorzubringen, ſo verräth dieß auch ſein höherer Wuchs, ſeine mehr hervortretende Bruſt, ſeine ſtärkere

Knochenmaſſe, und das minder verdeckte Spiel ſeiner Muskeln. Kleiner, mit gröſſerer Fülle begabt und mit ſtätigeren Umriſſen genießt das weibliche Geſchlecht einer gleich groſſen Beweglichkeit, die aber, von geringerer Kraft begleitet, mehr als Geſchmeidigkeit erſcheint. In dem Manne hat der Wille den vollkommenſten Sieg errungen, und den Stoff, faſt bis zur gänzlichen Vertilgung ſeines Naturcharakters, ausgearbeitet. In dem Weibe hat der Stoff ſeine Eigenthümlichkeit mehr zu behaupten gewußt, und indem er ſich unterwirft, ſieht er den Ausdruck ſeines Unterliegens. Da nun auf dieſe Art jedes der beyden Geſchlechter zwar die ganze Menſchheit in allen ihren Eigenthümlichkeiten, aber nach einer mehr einſeitigen Richtung zeigt; ſo muß nothwendig immer das eine zu dem andern leiten. Gerade dadurch daß Eine Seite überwiegend iſt, entſteht unvermeidlich das Verlangen, auch einmal die andere herrſchen zu ſehen, und ſo, wenn nicht in der Wirklichkeit, doch wenigſtens in der Phantaſie, das geſtörte Gleichgewicht wiederum herzuſtellen.

Die Fortſetzung folgt.

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Tübingen ist von der Monatsschrift:

Europäische Annalen, Jahrgang 1795,

herausgegeben von Posselt,

das erste und zweyte Stück erschienen, und enthält folgende Aufsätze:

Erstes Stück.

I. Rükblik auf das Jahr 1794. Einleitung.

II. Inneres Frankreich.

§. 1. Gedrängte Uebersicht der Ereignisse seit der Revolution vom 9ten Thermidor. Die 94 Nanteser. Carrier. Barrere, Collot-Herbois, Billaud-Varennes.

§. 2. Charakter der Revolution vom 9ten Thermidor zur Erklärung ihrer Folgen. Die 71 Deputirten. Die gesezlos erklärten Deputirten.

§. 3. Religion.

§. 4. Royalism. Ausgewanderte.

§. 5. Finanzen. Handel. Gemählde der innern Lage Frankreichs.

III. Geschichte der fränkischen Generalität seit der Revolution, und deren dermaliger Etat.

1. Vor dem Feinde geblieben, oder ermordet.
2. Gestorben, oder sich selbst gemordet.
3. Guillotinirt, oder erschossen.
4. In der Gefangenschaft der coalirten Mächte.
5. Ausgewandert.
6. Arretirt, abgesezt, die Dimission genommen, oder ungewisses Schikfal.
7. In wirklichem Dienste bey den Armeen.

IV. Grosbritannien. Eröfnung des Parlaments.

V. Neueste Kriegsgeschichte.

1. West-Armee, oder Bürgerkrieg in der Vendee.
2. WestPyrenäen-Armee.
3. OstPyrenäen-Armee.
4. Italienische Armee.
5. Alpen-Armee.
6. Rhein-Armee.
7. Mosel-Armee.
8. Sambre- und Maas-Armee.
9. Nord-Armee.

Zweytes Stück.

I. Inneres Frankreich.

Finanzen. Handel. Gemählde der innern Lage Frankreichs. Fortsezung von Eschasseriaux's Bericht.

§. 6. Künste und Wissenschaften. Merkwürdiges Gemählde ihres Einflusses auf den jezigen Krieg.

*

II. Geſchichte der Seemacht der fränkiſchen Republik, und deren wirklicher Etat.

Etat der fränkiſchen Marine, vom Jahr 1792 bis zum Schluſſe des Jahrs 1794.

1. Linienſchiffe.
2. Fregatten.

III. Grosbritannien. Parlaments-Verhandlungen.

IV. Europa, am Schluſſe des Jahrs 1794, in Bezug auf die fränkiſche Republik.

V. Aktenſtüke zur lezten Epoche der Geſchichte Polens.

1. Ruſſiſcher Hofbericht über die Polniſche Inſurrection, und deren Ende.
2. Deliberatorium der Curländiſchen Ritterſchaft, um ſich unter Rußlands Ober- und Schuz-Herrſchaft zu begeben.
3. Manifeſt, die ruſſiſche Beſizneḥmung des Grosherzogthums Lithauen betreffend.

VI. Neueſte Kriegsgeſchichte.

1. Die vereinigten Küſten-Armeen von Breſt und Cherbourg, in Verbindung mit der
2. West-Armee, oder Bürgerkrieg in der Vendee.
3. WestPyrenäen-Armee.
4. OstPyrenäen-Armee.
5. Italieniſche- und dermalen mit ihr vereinigte
6. Alpen-Armee.
7. Rhein-
8. Moſel-
9. Sambre- und Maas-Armee.
10. Nord-Armee.

Nachricht von der Einrichtung des Telegraphen zur Erläuterung der dieſem Stüke beigefügten Kupfertafeln.

In eben dieſem Verlage ſind die drey erſten Hefte des Jahrgangs 1795 von der Monatsſchrift:

Flora, Teutſchlands Töchtern geweiht, von Freunden und Freundinnen des ſchönen Geſchlechts

erſchienen, und enthalten folgende Aufſätze:

Erſtes Heft.

Reiſe von Jena nach Berlin, in Briefen an Julie. — Thoms. — Der gute Fürſt. — Der Wortſtümmler. — Das Epheu. — Der Wachtelhund und der Kater. — Der Ochs, das Pferd und der Eſel. — Vorſchlag zum Vergleich. — Warnung. — Der Gehenkte. — Lips. — Unverwelkliche Schönheit. — Fragment aus der Geſchichte der Familie Seldorf. — Beytrag zur Leidensgeſchichte der Menſchheit. — Aus einem Briefe Herrn Hofrath Schillers an den Herausgeber der Flora.

Zweytes Stück.

Briefe von Julchen Lerse. — Kurze Nachricht von Florians Leben und Schriften. — Der Krankenbesuch. — Trostgründe. — Der Schwan und das Kaninchen. — Epistel an die Helvetische Gesellschaft in Olten. — Bruchstücke aus Luisens Tagbuch. — Ode an die Zerstöhrung. — Anekdoten und Epigramme. — Die Holzschuhe. Eine Anekdote. — Die junge Wittwe. Eine Anekdote.

Drittes Stück.

Adolf und Lina, eine dramatische Skizze in einem Aufzuge. — Erminia und Tankred nach dem Tasso, und: Erminia unter den Hirten aus dem Tasso. — Fest- Theater- und Modeanekdoten aus der Vorzeit. — Die Heyrath des Löwen. — Die Milchkur. — Der Husar und sein Gefangener. — Die stolze Bescheidenheit. — Der Igel und die Hamster. — Ehrenrettung. Auf eine Fürstengruft. — Briefe eines Reisenden über einen Theil von Ungarn.

Verzeichnis einer Suite

Prestelischer Kupferstiche

im Verlage der Wilhelm Fleischerischen

Kunsthandlung zu Frankfurt am Main.

1) Nachstehende Blätter sind sämmtlich, theils auf starkes holländisches Papier, theils auf feinen Schweizer- Carton aufgezogen, und mit angemessenen Einfassungen umgeben.

2) Diese Suite wird von nun an beständig mit neuen Stücken vermehrt werden.

3) Die beygesezten Preise sind nach Rhein. Courant berechnet, dem zu Folge hier 11 fl. eine Caroline, und 9 fl. einen Louisd'or zu 5 Rthlr. Sächs. betragen. Ein Reichsthaler in Chursachsen würde also, in hiesiges Geld reducirt, 1 fl. 48 kr. oder 108 kr. betragen.

4) Da die Blätter dieser Suite, wenn sie verpackt und versandt werden sollen, das Rollen über Holz entweder gar nicht, oder doch nicht leicht, ohne Schaden zu nehmen, vertragen können; so wird man bey jeder auswärtigen Bestellung auf die möglichste Conservation während des Transportes Rücksicht nehmen, und jederzeit die Stücke, nachdem sie vorher zwischen zwey starke, besonders dazu zugerichtete Breter gepackt worden, mit einer Emballage von Wachstuch versehen lassen. Eine solche Emballage, nach der Grösse der Blätter, wie sie von Nro. 8 an folgen, beträgt nach genauer Berechnung der Pack- Materialien 2 fl., welche Auslage die Liebhaber dem einzusendenden Betrag für die Stücke, den man sich postfrey erbittet, gefälligst beylegen werden.

Venus commande les armes pour Enée, nach einer Handzeichnung des P. da Cortona, in Zeichnungs-Manier gearbeitet, und braun abgedruckt, ſculps. 1788. (Nro. 1.) Ein Oval, 10 Z. h. und 7 Z. 5 L. br., nach franz. Maſe. 1 fl. 40 kr.

Junon porte ſes plaintes contre ſa rivale à Jupiter, nach demſelben Meiſter und in derſelben Manier, ſc. 1788. (Nro. 2.) Als Gegenſtück zu dem vorigen. 1 fl. 40 kr.

Ein Heiligenblatt: Die heil. Catharina zwiſchen dem heil. Franziſcus und Hieronymus, oben der verklärte Heiland in den Wolken, nach einer Handzeichnung des Joſeph Ceſari d'Arpino, genannt Joſephin, in Zeichnungs-Manier gearbeitet, und auf grün gedruckt, ſc. 1780. (Nro. 3.) H. 9 Z. 6 L., Br. 7 Z. 3 L. 1 fl. 40 kr.

Eine kühn gearbeitete Landſchaft, wozu Italien dem Künſtler wahrſcheinlich den Stoff geliefert hat: Eine wilde gebirgige Gegend, die ſich dem Auge perſpectiviſch durch ein ungeheueres Felſengewölbe, das den Vorgrund ausmacht, darſtellt; in der Ferne erblikt man einige Ruinen: Nach einer Handzeichnung des Franz Kobell, in ſchwarzbrauner Zeichnungs-Manier. (Nro. 4.) H. 15 Z. 8 L. — Br. 10 Z. 5 L. 2 fl.

Unterſee dans le Canton Bern, nach einer Zeichnung des Franz Schüz, in Crayon-Manier gearbeitet, und braun abgedruckt mit weiß aufgehöht. (Nro. 5.) H. 12 Z. 6 L. — Br. 20 Z. 6 L. 3 fl.

Hinter den friedlichen Hütten des Ortes, die ſich im Waſſer des ruhigen Sees ſpiegeln, erhebt ſich ein ſchroffes Felsgebirg, deſſen hohe, kegelförmige Gipfel ein ſchauerliches Anſehen gewähren. Den Horizont begrenzen rechts eine Parthie majeſtätiſch ſich erhebender Gletſcher.

Vue du Rhin près de Basle, nach demſelben als Gegenſtück zu dem vorigen. (Nro. 6.) 3 fl.

Dieſe Anſicht iſt von Klein-Hüningen genommen, von wo man den Rhein in Krümmungen ſich in die Gebirge verlieren ſieht. Am Ufer erblickt man einige Geräthſchaften zum Lachsfang.

Der Sieg der Tugend über das Laſter, Allegorie, nach einer Handzeichnung des Jac. Ligozzi, in Zeichnungs-Manier gearbeitet, braun abgedruckt und mit Gold aufgeblickt. (Nro. 7.) H. 11 Z. 4 L. — Br. 8 Z. 5 L. 5 fl.

Eine Landſchaft, deren kühne Ideen aus Italien herzurühren ſcheinen: Ungeheure Felſen, durch die hin ſich ein ruhig flieſſendes Waſſer krümmet; etwas in der Ferne wird man auf einem Felſen-Abſatze Ruinen gewahr. Ganz im Vorgrunde ſteht eine dicke abgeſtorbene Eiche, in deren Nähe ſich einige Arbeiter gelagert haben. Nach einer Handzeichnung des Salvator Roſa, in ſchwarzer Crayon-Manier mit weiß aufgehöht. (Nro. 8.) H. 15 Z. 8 L. — Br. 25 Z. 6 fl.

Cascade en Veſtphalie, nach einem Original-Gemählde Alberts van Everdingen, in der dem Künſtler eignen Manier gearbeitet, und braun abgedruckt. (Nro. 9.) H. 23 Z. — Br. 18 Z. 6 L. 11 fl.

Ueber dieſen Waſſerfall, der ſich im Vorgrunde zwiſchen Fels-

ſtücken ſtrudelnd fortwälzt, iſt aus rohen Baumſtämmen ein Fußſteig gelegt, der eine, aus artigen Baum-Parthien hervorlauſchende Mühle mit einigen gegen über liegenden ländlichen Wohnungen verbindet. Im Hintergrunde erhebt ſich ein ſteiler Berg, auf deſſen Abhängen man einige alte Schlöſſer wahrnimmt.

Le Soir, nach einem Gemählde des Jac. Ruysdaal, in der dem Künſtler eignen Manier gearbeitet, und braun abgedruckt. (Nro. 10.) H. 18 Z. 9 L. — Br. 24 Z. 11 fl.

Ein Abend, wie er im Sommer auf einen ſchwülen Mittag zu folgen pflegt. Alles athmet hier Kühlung und ladet zur Ruhe ein: Dieß iſt der Charakter dieſes Blattes, deſſen ſchöne Compoſition eine nähere Auseinanderſetzung verdienet.

Links kommt aus anmuthigem Gebüſch ein Bach hervor, der von einer Felſenwand in mehreren Einſchnitten in ein von der Natur gebildetes Baſſin herabfällt, welches von einer, gegen den Vorgrund hin ſtehenden Buche überſchattet wird. Gleich hinter derſelben fällt das Auge auf einen, mit Gebüſch bekleideten Felſen, auf welchem ſich eine Windmühle ins Freye erhebt; ein groſer Block, der vor demſelben liegt, hat ſich wahrſcheinlich von ihm getrennt. Rechts hin, am Fuſſe dieſes Felſen nach dem Horizonte zu, bliken ein Kirchthurm und die Firſte einiger ländlichen Wohnungen aus einem Kranze von Bäumen hervor. Sanft ſich erhebende, dicht bewachſene Hügel füllen die Gegend nach dem Vorgrunde hin. Eine froh dem Dorfe zueilende Heerde Rind- und Schaafviehes will ſich eben im Dickicht eines kleinen, von jenen Hügeln gebildeten Thales verlieren. — Das Ganze erſcheint in einem dämmernden Lichte; nur die Buche, und eine kleine Parthie in der Nähe derſelben, ſcheint noch vom weſtlichen Himmel die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zu empfangen.

Le Midi, nach demſelben, ein Gegenſtück zu dem vorigen. (Nro. 11.) 11 fl.

Man ſieht ſich in eine anmuthig-wilde, waldige Gegend an einem ſchwülen Sommertage verſetzt. Die Hauptparthie, die völlig im Mittagslichte ſteht, karakteriſirt ſich durch eine groſſe, hervorſtehende Eiche; einige Arbeiter oder Hirten eilen ihrem kühlenden Schatten zu. Ein ſtilles Waſſer, das ſich unvermerkt im Hintergrunde verliert, zieht ſich zwiſchen krümmenden Ufern, die mit den anmuthigſten Parthien von Gebüſch begränzt ſind, mitten durch dieſe Landſchaft; einiges Hornvieh wadet im Waſſer dem jenſeitigen ſchattigern Ufer zu.

Vue en Sicile, nach einem Original-Gemählde des Salvator Roſa, in der dem Künſtler eignen Manier gearbeitet, und braun abgedruckt. (Nro. 12.) H. 18 Z. 6 L. — Br. 24 Z. 6 L. 11 fl.

Eine wilde Gegend ſchroffer Felsgebirge, die ſich vielleicht durch irgend eine Erdrevolution gebildet hat; die Thäler und Schluchten ſind mit Waſſer angefüllt. Ein gefahrvoller Weg iſt kühn über Felſen und Klippen geführt. Im Vorgrunde haben ſich einige Landeseinwohner auf Felsſtücken gelagert.

Vue de la Saxe inferieure, nach einem Gemählde Alberts van Everdingen, in der dem Künſtler eignen Manier gearbeitet, und braun abgedruckt. (Nro. 13.) H. 18 Z. 3 L. — Br. 24 Z. 7 L. 11 fl.

Ein reiſſender Waldſtrom, der im Hintergrunde aus einem ſchauerlichen Dickicht hervorkommt, und ſchäumend durch Felſen bricht, macht die Hauptidee dieſes Blattes aus. In der Nähe dieſes Waſſers haben ſich Hirten an gefahrvollen Stellen ſorglos ihre Hütten erbaut.

Vue près de Saxe - Meiningen, nach einem Gemählde von C. Reinhart, in der dem Künſtler eignen Manier gearbeitet, und ſchwarz abgedruckt. (Nro. 14.) H. 19 Z. 7 L. — Br. 25 Z. 6 fl.

Ein wilder Wald, dem eine majeſtätiſche Eiche vorſteht; links zur Seite eine Mühle an einem klaren Bache, über den ein Steg führt.

Les Bains de César en Calabre, nach dem Gemählde des Alex. Moretti, in der dem Künſtler eignen Manier gearbeitet, und colorirt gedruckt. (Nro. 15.) H. 17 Z. 5 L. — Br. 23. Z. 9 L. 18 fl.

Le Temple du Soleil à Palmyre, nach demſelben, als Gegenſtück zu dem vorigen. (Nro. 16.) 18 fl.

Die Sujets beyder Blätter erwecken die erhabenſten Ideen, die man ſich von dem hohen Bauſtyle der Alten nur immer machen kann. Der Künſtler hat ſie mit einer, faſt unnachahmlichen Perſpective dargeſtellt. Das Colorit ſcheint mit der Natur zu wetteifern.

Neue Verlagsbücher der Schwan und Götzischen Buchhandlung in Mannheim.

Acta Academiae ſcientiarum & elegantiorum litterarum Theodoro-Palatinae. Vol. VII. Hiſtoricum. c. fig. 4. maj. 3 Rthlr. 12 gr.

Apollo und Minerva, für Freunde geſellſchaftlicher Freuden. 8. 12 gr.

Archenholz (des Hrn. von) Annalen der brittiſchen Geſchichte vom Jahr 1793. 10ter Band, 8. 1 Rthlr. 8 gr. (in Commiſſion)

Charidion. Dramatiſche Szenen und hiſtoriſche Gemälde. 2 Bände, gr. 8. 3 Rthlr.

Dictionnaire (nouveau) de la langue françoise & allemande par Ch. Fr. Schwan, Tom. 4ieme qui contient les Lettres, Q—Z, gr. 4. 3 Rthlr. 16 gr.

Eiken (D. G. W. von) neues mediciniſches Archiv, 2tes Stück. 8. 16 gr.

— Grundlinien zur Kenntniß der wichtigſten Krankheiten der Menſchen, oder Handbuch der med. Pathologie. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Die Einquartirung, ein Schauſpiel in 1 Aufzug. 8. 4 gr.

Ephemerides Societatis Meteorolog. Palatinae. Observationes pro annis 1789. & 90. gr. 4. (in Commiſſion.)

— idem anni 1791. 4. maj.

Frank (D. Joh. Pet.) Grundſätze über die Behandlung der Krankheiten des Menſchen — zu akademiſchen Vorleſungen beſtimmt, 1ſter Theil, von den Fiebern, gr. 8. 12 gr.

— 2ter Theil, von den Entzündungen gr. 8. 21 gr.

— de curandis hominum morbis epitome liber V. P. 1ma 8. maj. 1 Rthlr. 4 gr.

die Franzoſen am Rheinſtrome, 3tes und 4tes Heft mit dem Bildniß des General Beauhornois, 8. 18 gr.

Gatterer (D. Chr. Wilh.) Abhandlung vom Pelzhandel insonderheit der Britten, 1ſte Abtheil. gr. 8. 9 gr.

Geſchichte der Weſtphäl. Friedenshandlung über das Religionsweſen bey der Pfälziſchen Sache. gr. 8. 8 gr.

Herchenhahn (Joh. Chr.) Geſchichte der Entſtehung, Bildung und gegenwärtigen Verfaſſung des Kaiſerl. Reichshofraths, 3ter Theil, gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Jungvirth (M. G. F.) de lite super revocandis locis bello Georgiano acquisitis contra Norimbergenses ab electore Palatino reassumta, dissertatio 4. maj. 7 gr.

Leveling (P. Th. von) über eine merkwürdige künſtliche Erſetzung mehrerer ſowohl zur Sprache als zum Schlucken nothwendiger aber zerſtörter Werkzeuge mit 2 Kupfertafeln, gr. 8. 9 gr.

May (D. F. A.) mediciniſche Faſtenpredigten, oder Vorleſungen über die Körper- und Seelendiätetik zur Verbeſſerung der Geſundheit und Sitten, 1ſter Theil, 8. 1 Rthlr.

— derſelben 2ter und letzter Theil, 8. 20 gr.

Medikus (Fr. Caſ.) Geſchichte der Botanik unſerer Zeit, gr. 8. 9 gr.

— critiſche Bemerkungen über Gegenſtände aus dem Pflanzenreiche, 2tes St. 8. 12 gr.

Moſers (C. Fr. Freyhr. von) neues patriot. Archiv für Deutſchland, gr. 8. 2ter Theil. 1 Rthlr. 12 gr.

Plutarch von Chäronea über Erziehung. Aus dem Gr. überſetzt. gr. 8. 5 gr.

Prophezeihungen aus Alten und Neuen Zeiten auf die Staats-Revolution in Frankreich, 8. 5 gr.

Schrank (Franz von Paula) Naturhiſtoriſche und ökonomiſche Briefe über das Donaumoor mit 1 Kupf. gr. 4. 1 Rthlr. 16 gr.

Semers (M. E.) Beytrag zur nähern Beſtimmung des Begrifs der eigentlichen Staatswirthſchaft und ihres Gebietes, gr. 8. 6 gr.

Völlinger (J. A.) über die Stammgeſetze und Selbſtgüter des menſchl. Geiſtes, zur Grundlegung einer Bildungspolitik, gr. 8. 8 gr.

Wundt (Fr. Pet.) zwey Vorleſungen; 1) über Carl Theodors Verdienſte um die Berichtigung und Erweiterung der churpfälziſchen Landesgeſchichte, 2) Beſchreibung der pfälziſchen Bergſtraſſe, gr. 8. 20 gr.

In der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen, und zu haben:

Neue Sammlung von Reiſen für die Jugend, 1ſtes und 2tes Bändchen; das 3te Bändchen wird in 14 Tagen fertig. Dieſe drey Bändchen enthalten einen gedrängten Auszug aus Thunbergs Reiſe nach Japan, Ceylon und Java, und wir glauben verſichern zu können, daß kein Gegenſtand, welcher junge wißbegierige Leſer intereſſiren könnte, weggelaſſen worden iſt. Da die Erſcheinung des 3ten Bändchens durch die Zugabe der Charte von Aſien, welche wir anfänglich beyzufügen Willens waren, zu ſehr verſpätet worden ſeyn würde, ſo haben wir dieſe Lücke durch 3 andere Kupfertafeln auszufüllen geſucht, welche den

Lesern hoffentlich eben so angenehm seyn werden. Die erwähnte 3 Kupfer stellen die äussere Ansicht eines grossen Kriegsschiffes sowohl als die Durchschnitte desselben vor, und diesen Abbildungen ist eine genaue Erklärung aller am Schiff befindlichen Theile beygefügt, so daß die Leser vermittelst derselben eine getreue Vorstellung aller dieser Dinge dadurch bekommen.

Der folgende vierte Theil dieser Sammlung, welcher auf Michaelis d. J. erscheint, wird einen getreuen Auszug aus

Lord Ansons Reise um die Welt enthalten.

Bekanntlich ist diese Reisebeschreibung eine der alleranziehendsten, sowohl für den bloß neugierigen, als auch für den wißbegierigen und theilnehmenden Leser; und wir hoffen, daß keine dieser mit Recht gerühmten Eigenschaften des Originals in der Erzählung verlohren gehen soll, welche die junge Lesewelt in dem vierten Bändchen unsrer Sammlung finden werden.

Auf Ostern dieses Jahrs erscheint beym Verleger dieser Zeitschrift die Uebersetzung von nachstehenden Büchern:

Les nuits d'hiver par Mercier.

und von

Progres de l'esprit humain par Condorcet.

Beyde Uebersetzungen sind von Hrn. D. Posselt, und so brauchen wir denn nicht weiter zu versichern daß sie der Aufmerksamkeit des Publikums nicht unwerth seyn werden.



